

Der Deutsche — und sein Vaterland

• • Politisch-pädagogische • •
Betrachtungen eines Modernen

von

Dr. Ludwig Gurlitt,

Oberlehrer am Gymnasium in Steglitz

Sechste Auflage.

Berlin 1903

Verlag von Wiegandt & Grieben.

Meinen Brüdern

Wilhelm und Cornelius.

Vorwort.

„Ist denn das klug und wohlgetan?
Was willst du Freund und Feinde kränken!“
Erwachsne gehn mich nichts mehr an,
Ich muss nun an die Enkel denken.

(Goethe, Zahme Xenien, I.)

Aus dem Wunsche, Klarheit über die Frage zu gewinnen, wie in der deutschen Jugend die Liebe zum Vaterland zu pflegen sei, ist die nachstehende Abhandlung erstanden, die ungesucht einen mehr politischen Charakter angenommen hat. Erziehungsfragen sind nun einmal nationale Fragen. „Man vergisst aber zu gerne, dass zum Erziehen noch viele andere berufen sind als die berufsmässigen „Erzieher“. „Damit eine nationale Erziehung erfolge, muss die Nation selbst ihre Erzieherpflicht fühlen, und möglichst viele einzelne in ihr müssen sich gern emporziehen lassen, um andere mit empor zu ziehen“ (Wilhelm Münch). Ja,

„Man könnt' erzogene Kinder gebären,
Wenn die Eltern erzogen wären.“

(Goethe, Zahme Xenien IV.)

Hätten nun meine Erwägungen zur Anerkennung des Bestehenden geführt, dann würden sie billigen Beifall finden, es hätte dann aber ihre Veröffentlichung keinen Zweck. Zwecklos wäre sie auch, wenn in der Schulkonferenz vom 6.—8. Juni 1900 dieselben Fragen erörtert worden wären: denn einer solchen Versammlung gegenüber, die aus lauter Königen der Wissenschaft und Schulpraxis bestand, würde ich mich lieber als Hörer verhalten. Man wird mir, fürchte ich, ohnedies meine Ausführungen als Anmaßung auslegen; denn man liebt bei uns mehr die bescheidenen Leute, die sich willig führen lassen und ihre eigenen Wünsche und Gedanken für sich behalten. Wenn ich glauben könnte, dass Bescheidenheit dem deutschen Manne, zumal dem national gesinnten, auch in unserer unheilschwangeren Zeit am besten anstände, dann würde ich diese Tugend gerne üben. Aber es gibt Zeiten, in denen selbst das Schweigen ein Unrecht ist. Der Bescheidenen, Mutlosen, Hoffnungslosen sind ja an sich im Reiche schon genug.

In meinen politischen Betrachtungen erwarte ich am ehesten Zustimmung bei denen, die selbst im Auslande, oder auch nur in ausserpreussischen Gebieten gelebt haben. Wer nur die heimatlichen Zustände kennt, dem fehlen die Vergleichsobjekte,

„Wer niemals ausser sich geriet,
„Wird niemals gründlich in sich gehen“. (Paul Heyse).

Wer von sich sagen kann wie Walther von der Vogelweide: „Ich hân der lande vil gesehen unde nam der besten gerne war“, dessen Urteil über vaterländische Zustände wird leichter von Einseitigkeit bewahrt bleiben. Ich glaube mich aber frei gehalten zu haben von blinder Fremdländerei. Aus dem schönen Italien z. B. habe ich verdoppelte Liebe zum deutschen Volke, verdoppelte Achtung für den deutschen Beamtenstand heimgebracht.

Was den pädagogischen Teil betrifft, so habe ich nach einer ungefähren Berechnung schon gegen 18000 Stunden an Realgymnasien, Progymnasien und Gymnasien erteilt. Das schliesst natürlich nicht aus, dass ich mir dabei über unser Schulwesen sehr irrige Urteile gebildet haben könnte, gibt mir aber doch wohl das Recht, überhaupt ein eigenes Urteil zu haben und es öffentlich zu vertreten. Wer mich eines Besseren belehren kann, der tue es! Papier und Druckschwärze sind heute nicht teuer und stehen einem jeden ebensogut zur Verfügung wie mir.

Ich werde häufig andere Schriften citieren, nicht etwa, weil ich mir nicht getraute, meine Gedanken in eigene Worte zu kleiden, sondern um den Nachweis zu führen, dass vieles von dem, was ich behaupte und wünsche, schon von deutschen Männern vertreten wird, deren Name guten und besten Klang hat. Blosser Hinweise würden nutzlos sein: denn wer schlägt solche Citate nach? Wenn man deshalb das Nachstehende als eine blosser Kompilation betrachtet, so habe ich auch nichts dagegen. Mir schien es nützlicher, gewichtige Zeitstimmen zu sammeln, als nach Originalität zu haschen. Andere mögen es vorziehen, ihre Abhängigkeit von grösseren Vorgängern zu verschleiern; ich sehe keine Schande darin, vielfach abhängig zu sein; Denn

„was man ist, das blieb man andern schuldig“.

Steglitz, August 1902.

Die zweite Auflage bringt ausser einigen Nachträgen, auf die im Texte verwiesen wird, nur leichte Aenderungen stilistischer Art oder sachliche Berichtigungen.

Steglitz, 3. Oktober 1902.

Eine dritte um einige wenige Nachträge erweiterte Auflage dieser Schrift ist schon wenige Wochen nach ihrem Erscheinen, ehe noch die pädagogische Presse sich über sie äussern konnte, nötig geworden. Ich sehe darin und ebenso in den zumeist zustimmenden Besprechungen unserer Tagespresse und in zahlreichen privaten Zuschriften den Beweis, dass ich mit meinen Urteilen und Wünschen bei vielen Deutschen auf Verständnis und Beistand rechnen darf. Auf die abweichenden Urteile der Presse aber kann hier nicht eingegangen werden. Nur das eine muss ich sagen, dass ein Eingehen auf unsere jetzigen wirtschaftlichen Fragen ganz ausserhalb meines Planes lag: Wir werden unsere Jugend national erziehen, einerlei ob wir vorwiegend Ackerbau treibender oder mehr Industrie-Staat werden sollten. Ablehnen muss ich auch den Vorwurf, als ob ich das englische Schulwesen überschätzte. Die Schulen sind dort sehr reformbedürftig und viel schlechter als die unseren; aber das dortige Erziehungssystem halte ich für gesünder. Diese Begriffe bitte ich auseinander zu halten.

Steglitz, 17. Oktober 1902.

Die vierte und fünfte Auflage haben keine Aenderungen erfahren.

Die sechste Auflage möchte ich mit einigen Bemerkungen begleiten, zu denen mich die öffentliche Kritik und private Zuschriften veranlassen:

Immer von neuem höre ich das Bedenken, dass ich die englischen Zustände zu günstig dargestellt hätte. Aber von wem gehen diese Bedenken aus? Nur von solchen, die England nicht aus eigener Beobachtung kennen. Diese behaupten deshalb auch nicht: „Es ist falsch, was du sagst“, sondern nur: „Ich kann mir nicht denken, dass es richtig ist.“ Aus England bekomme ich dagegen von dort lebenden Deutschen immer wieder die vollste Zustimmung zu hören. Ich nehme deshalb an, dass allen, denen es um wahre Erkenntnis zu tun ist, der Abdruck eines solchen besonders gewichtigen Zeugnisses, erwünscht sein wird, das ich auf S. 193 gebe. Es stammt aus der Feder des bekannten Dr. Hermann Muthesius, der von der deutschen Regierung seit mehreren Jahren der deutschen Gesandtschaft in London attachiert, zumeist über englisches Bauwesen berichtet und

als ein Mann von hervorragender scharfer Beobachtungsgabe und sachlicher Ruhe des Urteils allgemeine Achtung genießt. Man findet es in der von Dr. Julius Lohmeyer herausgegebenen „Deutschen Monatschrift“ (1903 Heft 1). Wer die Angaben des Dr. Muthesius in Zweifel zieht, dem fällt die Aufgabe zu, eigene Beobachtungen, die an Ort und Stelle gesammelt wurden, oder die eines gleich gewichtigen Gewährsmannes entgegen zu stellen. So lange das nicht geschieht, bleiben meine von Muthesius bestätigten Urteile über englische soziale Zustände als unwiderlegt bestehen.

Uebrigens betone ich, dass mir England gleichgiltig ist. Ich bin ein Deutscher und mein Herz gehört allein meinem Vaterlande. Mir wäre lieber, ich könnte den Nachweis führen, dass wir in jeder Hinsicht gesündere Zustände als die Engländer hätten. Ich verwies auf England nur, um nicht bloss Phantasien zu geben. Denn dann hätte mir jeder gesagt: „Ja, was Sie wünschen, mag ganz schön sein, aber das ist unter dieser Sonne unerreichbar.“ Da hatte es doch seinen grossen Wert, wenn ich sagen konnte: „In England ist zumeist schon zur Tat geworden, was uns wünschenswert erscheint.“

Was im besonderen das deutsche Erziehungswesen betrifft, so habe ich seitdem mit lebhafter Freude wahrgenommen, dass wir auf dem besten Wege sind, Reformen zu erhalten, wie sie mir bei Abfassung meiner Schrift vorschwebten: Herr Dr. H. Lietz hat mit kühnem Entschlusse seine Ideen, die sich mit den meinigen überraschend decken, schon zur Tat gemacht. Ich kenne seine „deutschen Land-Erziehungsheime in Haubinda-Thüringen und bei Ilsenburg im Harz“ zwar noch nicht aus eigener Anschauung, was ich aber aus dem Munde und aus den Schriften ihres Schöpfers darüber erfahren habe, erscheint mir in hohem Grade beachtenswert und vorbildlich. Ebenso begrüsse ich die „Blätter für deutsche Erziehung“, welche Herr Arthur Schulz in Friedrichshagen bei Berlin herausgibt, sowie seinen „Aufruf an die deutschen Männer und Frauen, mitzuwirken bei der Aufrichtung einer wahrhaft deutschen und naturgemässen Erziehung“, als sehr zeitgemässe und verheissungsvolle Kundgebungen.

Steglitz, 29. Dezember 1902.

Der Mensch, sagt man, ist selbst sein ärgster Feind. Andere können uns so viel Schaden nicht zufügen, wie wir uns selbst in unserem Inneren anrichten. Es giebt mehr durch Leichtsinn und wilde Leidenschaften zerrüttete Existenzen als solche, die von andern vernichtet werden, mehr Selbstmorde als Morde. Und wie im Einzelleben, so steht es auch mit dem Leben der Völker. Der Gedanke, dass Deutschland von politischen Feinden mit bewaffneter Hand niedergeworfen und vernichtet werden könnte, kann nur dann zu Sorge Anlass geben, wenn vorher durch unsere eigene Schuld, durch innerpolitische Fehler unsere Widerstandskraft gebrochen wäre. Mit anderen Worten: ein geeinigtes, nicht nur äusserlich, sondern auch geistig geeinigtes Deutschland hat äussere Feinde nicht zu fürchten, ein durch Parteikämpfe zerrissenes Reich könnte in Zukunft nicht minder schwere Katastrophen zu bestehen haben, als zu den Zeiten des Arminius, der Hohenstaufen, der Habsburger und Napoleone. Unter ernster Sorge für unsere Zukunft haben die beiden treuesten und weitsichtigsten Türmer, Bismarck und Miquel, ihre Augen geschlossen. Das Schauspiel, das uns der heutige Reichstag bietet, und ein Einblick in unsere politische Tagespresse berechtigen uns nicht, ihre Befürchtungen als unbegründet abzulehnen. Obgleich in langer Friedenszeit unser Wohlstand bedeutend gewachsen, obgleich durch unermüdliche Fürsorge für Heer und Marine unsere Kriegsmacht auf eine nie geahnte Höhe gebracht ist, sehen ernste Politiker heute doch der Entwicklung des Reiches mit gesteigertem Bangen entgegen und sinnen auf Mittel, wie die auf schiefer Ebene hinabrollende Kugel zum Stillstand und zur Umkehr zu bringen sei.

Inner-
politische
Lage.

Prof. Rudolph Sohm führt in seinem Aufsatz „über das grössere Deutschland und die innere Politik“ die ganze missliche Lage unserer politischen Verhältnisse auf die Existenz der Sozialdemokratie und

letzten Endes auf die angeblich falsche und ungerechte Behandlung der Arbeiterbewegung durch den Staat und die herrschenden Parteien zurück. Daran ist gewiss viel Wahres. Er will, indem er die Arbeiterbewegung von der Sozialdemokratie löst, eine nationale Arbeiterpartei schaffen und mit Hilfe dieser „das Uebergewicht des Zentrums und die unverhältnismässige Uebermacht der agrarischen Interessen“ beseitigen. Dieser Vorschlag dürfte aber daran scheitern, dass sich die Arbeiterbewegung von der Sozialdemokratie nicht wird lösen lassen. Diese im beständigen Wachstum begriffene Partei weiss, dass sie schon nach wenigen Wahlperioden eine ausschlaggebende Menge von Abgeordneten in den Reichstag bekommen wird. Ihre Anhänger werden daher erst diese Kraftprobe abwarten, ehe sie sich spalten und von ihrem jetzigen Programme abbringen lassen.

Der politische Publizist Max Lorenz hält nicht minder Deutschlands Lage für bedroht und sieht in der Hauptsache nur drei Fälle, die in der weiteren wirtschaftlichen und politischen Entwicklung eintreten könnten („Der Tag“, 1902, 13. April): „Entweder, sagt er, die Regierung und die Monarchie stützt sich auf die proletarische Masse und die sozialdemokratische Partei, indem diese „national“ wird, das heisst die militärischen Machtmittel zur Führung der auswärtigen Politik bewilligt, das kann und wird diese dann national-sozial-demokratische Partei aber nur, wenn sie für ihren Nationalismus den Sozialismus seitens der Regierung eintauschen kann, das heisst, wenn im deutschen Wirtschaftsleben das Prinzip des Privateigentums aufgegeben wird. Oder: die Regierung stellt sich in Opposition zur sozialdemokratischen Partei, indem sie sich bedingungslos aufs Zentrum stützt, das damit einzig und allein das deutsche wirtschaftliche, politische und geistige Leben beherrscht. Oder endlich: bevor es noch zur vollendeten Entwicklung des Industriestaats und zur völligen Vernichtung der konservativen Partei gekommen ist, wird das Reichstagwahlrecht abgeschafft und die revolutionär-proletarische Masse in einer furchtbaren Niederlage zu Boden geworfen, so dass sie auf Jahrzehnte hinaus für die politische Entwicklung überhaupt nicht mehr in Betracht kommt. Alle diese drei Eventualitäten, sagt Lorenz, bedeuteten eine Revolutionierung des deutschen Volks- und Staatslebens. Es ist, fährt er fort, eine merkwürdige, sehr merkwürdige Thatsache, dass diesen tieftraurigen, revolutionären Eventualitäten einzig und allein vorge-

beugt werden kann durch den Weiterbestand einer starken, massgebenden konservativen Partei, dass die Garantie ruhiger und freiheitlicher Entwicklung des deutschen Volkes an den Bestand dieser konservativen Partei geradezu gebunden ist. Eine konservative Partei und das Zentrum, die sich die Wage halten, und als Gegengewicht als Element des radikalen Liberalismus, als Reizmittel, als mephistophelischer Geist, der „stets das Böse will und doch das Gute schafft“, die Sozialdemokratie — diese politische Dreikörper-Konstellation“ scheint, ihm für unseren deutschen politischen Zustand und für unsere vaterländische Entwicklung aus vielen Gründen am angemessensten zu sein.

Ob dieser Vorschlag prinzipiell das Richtige trifft, kann man bezweifeln, praktisch dürfte er deshalb sein, weil sich unsere konservative Partei durch unzureichendes Verständnis für den berechtigten Kern der sozialdemokratischen Bestrebungen von Anfang an in zu schroffen Gegensatz zu diesen gesetzt hat, als dass jetzt von beiden Seiten ein Entgegenkommen im Bereiche der Wahrscheinlichkeit liegen könnte. Durch den Fehler der bisher herrschenden Parteien ist der Liberalismus mehr und mehr in das Lager der Sozialdemokratie gedrängt worden, so dass diese jetzt die Mehrzahl der Bürger mit umfasst, die sich der konservativen Partei und dem Zentrum nicht anschliessen können. Dass sich auch unsere jüdischen Mitbürger schon vielfach mit der Sozialdemokratie verbrüdert haben, darf man ihnen kaum übel nehmen. Es ist eine notwendig Konsequenz des Antisemitismus. Ein Unglück kann ich aber in dieser Entwicklung nicht sehen, denn die finanzkräftigen Juden dürften auch diese Partei so sehr zersetzen, dass sie all ihre gewaltsamen Instinkte aufgeben wird. Denn der reiche Jude liebt weder den Pulvergeruch, noch wird er besonders eifrig im Kampfe gegen das Kapital wirken. Je mehr daher jüdisches Kapital und jüdische Intelligenz von der Sozialdemokratie aufgesogen wird, um so mehr Gewähr für eine friedliche Lösung der sozialen Frage. Indem also die Konservativen, anstatt an sich eine innere Reform vorzunehmen, ihren fast reaktionären Charakter mehr und mehr betonten, entfremdeten sie ihrer Partei immer weitere Kreise des besten Bürgertums und erschweren uns die so dringend notwendige Sammelpolitik aller Reichstreuen auf das Empfindlichste.

Was kann jetzt von seiten der Reichstreuen geschehen, um schweren Katastrophen vorzubeugen? Die politischen Gefahren sind

Abhilfe.

zu drohend, als dass zarte Rücksichten noch am Platze wären. Die Männer, die berufen sind, unser Staatsschiff zu steuern, müssen durch offene Aussprache die Stimmung und Wünsche derer kennen lernen, auf die sie sich in der Stunde der Gefahr glauben verlassen zu können. Deshalb fordern wir vor allem vollste Redefreiheit. Der Einzelne, der, im Privatleben stehend, seine Kraft in seinem engeren Dienste aufwendet, verfügt zwar natürlich über ein nur beschränktes Beobachtungsgebiet, aber aus vielen Einzelheiten würde sich bei vielseitiger Aussprache eine Summe von richtiger Erkenntnis bilden lassen. Auch ich bin der Meinung, dass die konservative Partei, der ich aus gesamtpolitischer Ueberzeugung, aber nimmermehr in Anerkennung ihres politischen sozialen Verhaltens bisher noch jedesmal bei den Wahlen meine Stimme gegeben habe, eine durchgreifende innere Reform vornehmen müsste, wenn sie die führende Partei bleiben will. „Von oben, aus den herrschenden Kreisen, kommt Segen und Behagen für das Volk. Die Verantwortung für die Entwicklung der Nation fällt immer an erster Stelle auf die Gebildeten, die Herrschenden. Diese haben ihre Pflicht gegen die Niederen nicht getan. Insbesondere gilt das von den herrschenden Kreisen des Protestantismus. Ihre Strafe ist zugleich das Uebergewicht der katholischen Partei und die Entstehung der Sozialdemokratie.“ (Rudolph Sohm.) Das hatte Paul de Lagarde schon vor Jahren betont: „Die Regierungspartei, sagte er, besteht im hentigen Deutschland aus den Personen, welche amtlich mit Wohlgeborenen angedredet werden: und dieser Partei wird weiss gemacht, dass sie das deutsche Volk sei. Das ist die Wurzel unseres Unglückes. Das Volk, mit dem doch allein die Regierung zu tun haben sollte und das zum Glück für uns in die Städte und in die Kreise jener amtlich Wohlgeborenen noch vielfach sich hineinzieht, bleibt gänzlich ausser Betracht.“

Teilnahme
der Lehrer-
schaft.

Obgleich ich als Gymnasiallehrer und mit mir tausende meiner Berufsgenossen keinen Ar und Halm besitzen, so unterstützen wir doch zumeist die Politik der Krone und der Konservativen, weil wir bei ihr im allgemeinen die lebhafteste Vertretung einer national-deutschen Politik finden, und weil wir im besonderen nur in der Erhaltung unserer Landwirtschaft und eines kräftigen Bauernstandes der Fortbestand unseres Staates gesichert glauben.

Es gehört aber bei uns kein geringer Grad von Selbstzucht und Vaterlandsliebe dazu, stets für diejenige Partei einzutreten, welche das geringste Verständnis und die kargeste Hand für uns Lehrer bewiesen hat. Ich halte es für einen groben, politischen Fehler der Konservativen, dass sie den deutschen Lehrer, auf dessen Beistand sie besonders angewiesen sind, bei seinen Bestrebungen für soziale und materielle Hebung meist im Stiche gelassen haben. Dass dieser Vorwurf berechtigt sei, dafür berufe ich mich jetzt auf das Zeugnis keines Geringeren als des Ministers Bosse, der in einem Briefe vom 19. April 1901 dem Finanzminister Miquel zum Vorwurfe machte, dass er die höheren Lehrer auf ihren Idealismus verwiesen, sie dabei aber wie Schuhputzer behandelt habe. Welcher Grad der Verstimmung und Erbitterung Miquel und die ihm zustimmende Rechte dadurch in unserem Stande erzeugt haben, das trat besonders grell zu Tage, als Dr. Heinrich Schroeder, der tapfere Vorkämpfer für unser Recht, durch eine Massenkundgebung mit einer Ehrengabe von 100 000 Mark bedacht wurde. Das machte selbst dem kurzsichtigen Auge klar, dass es keineswegs vereinzelte Hetzer sind, die in unseren Fachblättern das Wort gegen diese falsche Politik führen, dass die höhere Lehrerschaft vielmehr in ihrer Gesamtheit das Bedürfnis fühlte, Farbe zu bekennen. So weit ich aber zurückdenken kann, haben die Konservativen den liberalen Parteien das grössere Wohlwollen für den Lehrerstand überlassen. Welche Stellung der akademisch gebildete Hauslehrer in den konservativen Kreisen noch heute einnimmt, darüber wollen wir lieber schweigen. Fürst Bismarck hat den höheren Gymnasiallehrern, als wir ihm zu seinem 80. Geburtstage zu Friedrichsruh huldigten, das ehrende Zeugnis ausgestellt, dass nur durch ihre langjährige, treue Arbeit die Gründung des Deutschen Reiches möglich geworden wäre. Waren wir also befähigt zu rüstigen Helfern beim Aufbau, so wird man auch weiter unsere Hilfe ganz besonders bedürfen bei dem weiteren Ausbau, der Erhaltung und Festigung des Reiches. Auf dem Strassburger Philologentage (1901) sprach Prof. Dr. E. Schwartz die inhaltschweren Worte: „Der Nährboden, auf dem der stattliche Baum der deutschen philologischen Wissenschaft gewachsen ist, ist die Wissenschaftlichkeit unserer Lehrer: Dieser Nährboden darf nicht vertrocknen. Wir brauchen nach wie vor den Schulmann alter Art, der sich liebevoll und treuflässig in seine wissenschaftliche Lebens-

aufgabe versenkte und daraus immer wieder von neuem Kraft schöpfte für sein ermüdendes, nur zu leicht schnell verbrauchendes Tagewerk; wir brauchen vor allem Männer, welche das Wissen ihrer Jugend sich lebendig erhalten, neue Keime aufnehmen und entwickeln und selbständige Mittelpunkte aus sich machen, die wissenschaftliches Leben ausstrahlen. Das allein kann der Nation eine geistige Aristokratie erhalten, ohne die sie bei aller materiellen Blüte auf die Dauer nicht existieren kann; nur der Pedant und Routinier, nicht der wissenschaftliche Mensch zieht Pedanten und Federfuchser gross.“ Prof. Schwartz knüpfte daran den Wunsch, „dass dem akademischen deutschen Lehrerstande nicht zu wenig von der Sorgenfreiheit und der Musse zugemessen werden möge, wie sie der wissenschaftliche Arbeiter, dem der Lebensgenuss gleichgiltig ist, gebraucht. Denn es kommt dem Ganzen zu gute, wenn der Stand, der dem Staat die Schuljugend erzieht in und zu ernster Arbeit im Dienste des Ganzen, mit Stolz sagen kann, dass er zu den führenden gehört.“ In gleicher Weise hat sich wiederholt Friedrich Paulsen ausgesprochen, an dem der höhere Lehrerstand seinen wärmsten Fürsprecher hat, und ebenso äusserte sich jüngst Prof. Hempel in Dresden (Die Erziehung der deutschen Jugend). Dort heisst es: „Die Erziehungsanstalten sind die Bollwerke, mit denen wir siegreich der ganzen Welt entgegentreten können. — Die Kapitalien, welche die Regierungen zur Ausbildung in wissenschaftlicher und künstlerischer Erziehung anlegen, werden sich 100 fältig verzinsen.“

Behandlung
des Lehr-
standes.

Es ist also schwerlich eine unberechtigte Anmassung, sondern eine selbst durch nationale Rücksichten gebotene Forderung, dass unserem Stande gerade von den reichstreuen Parteien die Stellung und der Einfluss freiwillig eingeräumt werde, zu der wir jetzt in langem, mühevollen Kampfe Schritt für Schritt vordringen. Ja es ist eine unbegreifliche Kurzsichtigkeit und ein Zeugnis für den engherzigen Kastengeist der bevorzugten Stände, zumal der Juristen, wenn sie, so ängstlich auf die Wahrung ihrer Standesinteressen bestehend, darüber die Wohlfahrt des Ganzen aus dem Auge verlieren. Beide Stände, ihrem inneren Wesen nach gleichwertig, sollten ihren Ehrgeiz allein darin finden, sich durch Vaterlandstreue und gemeinnütziges Wirken zu überbieten, nicht aber in dem Uebergewichte äusserer Vorteile.

Besonders schwere Fehler begeht gegen die Mitkonservativen auch unser Adel, zumal soweit er im Offizierstand vertreten ist. Unser Offiziersstand ist eben so wie der unserer Beamten über Lob und Tadel des einzelnen Mitbürgers weit erhaben. An Pflichttreue, an Selbstlosigkeit, an redlichem Streben und trenem Gehorsam stehen beide Stände unerreicht da nicht in der Gegenwart allein, nein, ich glaube unerreicht in der ganzen Weltgeschichte. Wer sich aber so erfüllt hat mit Stolz und Bewunderung für den deutschen Beamten und deutschen Offizier, wie ich, der darf hoffentlich auch seine ernst gemeinten Bedenken zur Sprache bringen. — Ich weiss sehr wohl die Instruktion der Heeresverwaltung zu schätzen, die den Offizieren zur Pflicht macht, ihren Verkehr vorwiegend auf die eigenen Kreise zu beschränken. Was ich aber selbst als Folge dieses Prinzipes erlebt habe, das konnte unmöglich in mir die Freude steigern, meine bescheidene Kraft für den Bestand dieser Macht mit einzusetzen. Ich verkehrte in dem Hause eines Hauptmanns, dessen Sohn ich unterrichtete, und der seine ausnahmslos adligen Offiziere öfters mit mir zusammen lud. Die Herren liessen sich mir jedesmal von neuem vorstellen, und keiner von ihnen hat mich jemals in der Eisenbahn und auf der Strasse wieder erkannt und gegrüsst, selbst als wir tags zuvor mit einander gespielt und gesungen und unter dem Schutze der Nacht Arm in Arm zur Bahn gegangen waren. Für solche Proletarier von Schulmeistern, wie unsereiner ist, reicht selbst das durch ein Monokel geschärfte Sehvermögen dieser Herren nicht aus. Die Kollegen von den Ritterakademien wüssten darüber noch mehr Erbauliches zu berichten, ebenso die Herren, die an Kadettenanstalten tätig sind. Und trotzdem geben wir den Herren Vätern dieser Offiziere, den Grundbesitzern von Adel, nach wie vor unsere Stimme beim Wahlgange, weil wir gute Patrioten und Idealisten sind, weil wir den inneren Wert unseres Offizierstandes richtig einschätzen und es für selbstverständlich halten, dass wir unser eigenes Behagen der Rücksicht für des Reiches Bestand und Gedeihen unterordnen.

Wir sind auch recht empfindlich geworden gegen eine zu wenig unsere Manneswürde respektierende Behandlung von seiten unserer Vorgesetzten. Persönlich habe ich keinen Anlass zur Klage, um so freier kann ich mich deshalb äussern. Was sich in dieser Hinsicht manche Schulräte und Direktoren erlauben, — zum Glück sind es Aus-

nahmen — verdiente einmal an die Öffentlichkeit gebracht zu werden. Es würde eine weitere Erklärung geben für die bedauerliche Verdrossenheit vieler unserer Standesgenossen, zumal der gehetzten Probekandidaten und wissenschaftlichen Hilfslehrer. Wir haben — um Einzelheiten zu erwähnen — uns daran gewöhnt, dass unsere berechtigten Wünsche von seiten unserer einflussreichsten Vorgesetzten keine Unterstützung fanden, ja selbst unter dem lauten Beifall der „Rechten“ mit Spott und Hohn behandelt wurden. Wir mussten uns gefallen lassen, dass uns bei unseren Audienzen von den Schulräten kein Stuhl angeboten wurde. Es kam vor in der Zeit der Lehrerüberfülle, dass der schüchterne Kandidat, der in Frack und weisser Binde beim Schulrat eintrat, um seine Dienste anzubieten, schon an der Thür angeknallt wurde: „Was wollen Sie? — es ist hier schon alles besetzt. Kommen Sie in 3 Jahren wieder!“ Ist das eine Behandlung für einen Kompatrioten, für einen wissenschaftlich gebildeten Mann, der sein Examen bestanden, seiner Heerespflicht genügt hat und nun seine pädagogischen Dienste dem Staate zur Verfügung stellt? Wäre es zu verwundern, wenn ein von seinem konservativen Vorgesetzten so misshandelter junger Gelehrte sein Unterkommen in der Redaktion eines sozialistischen Blattes suchen würde? Wer die Jugend zu Männern heranziehen soll, muss vorerst selbst ein Mann sein. Man sorge, dass er es auch werden und sein kann. Die Dienstzeit der Probekandidaten, Seminaristen und wissenschaftlichen Hilfslehrer, die einem Direktor mit Haut und Haar verschrieben werden, der durch ein ungünstiges Zeugnis die Zukunft der jungen Leute zerstören kann, ist aber wenig geeignet, Männerstolz vor Direktorenthronen zu wecken, wenig geeignet, eine „heitere, starke, überlegene Männlichkeit“ heranzubilden, die der Jugend als Vorbild vorleben soll. Den meisten ist das Rückgrat gründlich gebrochen, ehe sie ins Amt kommen. Kein Wunder, denn „ein Wörtlein kann sie fällen“.

Erst züchtet unser Staat durch ein übertriebenes Berechtigungswesen ein Heer von Aspiranten auf Staatsanstellungen, dann aber zieht er seine Hand zurück und behandelt sie wie „gelehrtes Proletariat und wie Schuhputzer“. Es ist nicht zu ermessen, welche Menge von gebildeten und arbeitswilligen Männern, die stellenlos ohne Trost und Zuspruch umherirrten und das Antichambrieren bei ungnädigen Schulräten oder Direktoren satt hatten, auf diese Weise in das Lager der

Opposition gedrängt worden sind. Eugen Richter ist aus dem Gebiete der Juristen für diesen Typus ein lehrreiches Beispiel. Wäre es dem Staate gelungen, diesen Mann festzuhalten, das hätte ihm mehr genützt als mancher mit teurem Blute im Felde erkaufte Sieg. Auch von Windhorst behauptet Bismarck, dass er „politisch latitudinarian, religiös ungläubig, durch Zufall und bürokratisches Ungeschick auf die feindliche Seite geschoben“ wurde. Die Vaterlandsliebe des deutschen Gelehrten ist ein nationales Kapital, mit dem man sehr vorsichtig umgehen sollte. Auf dem Offizier- und Beamtenstande beruht vor allem unsere Hoffnung für Deutschlands Zukunft. Es wäre erstes Gebot politischer Einsicht, dass man diese Stände unter sich und dem Volke selbst näher brächte, sodann danach behandelte, dass sie mit Lust und Ueberzeugung für ihre politische Mission wirken und werben können. Wie heute diese beiden Stände beschaffen sind, wirken sie mehr entfremdend und abstossend, drücken mehr auf das Volk, als dass sie dieses emporheben, fühlen sie sich mehr als die Herren, denn als Diener der allgemeinen Sicherheit und Wohlfahrt, reiben sich gegenseitig und unter sich auf durch ein pedantisch durchgeführtes und von der Regierung begünstigtes Staffelmwesen, durch einen lächerlich entwickelten Kastengeist, in dem der Druck vom Wirklichen Geheimen Rat bis hinab zum letzten Subalternen immer schwerer lastet. Viele Beamte sehen in dem nächsten Vorgesetzten die Grenze aller Weisheit, all ihrer Hoffnungen und Wünsche, in ihren Untergebenen den Diener ihrer Herrschgelfüste. Der Volkswitz bezeichnet deshalb den preussischen Beamten als „Radler“. Fragt man „wie so?“, so lautet die Antwort: „Na, oben den krummen Buckel und nach unten die Fusstritte.“

So drückt in der zum Herrschen berufenen Partei selbst eine schwüle, muffige Luft, herrscht vielfach Verdrossenheit und ein kleinlicher, nur auf das Nächste gerichteter Geist. Ohne idealen Schwung, ohne innere Ueberzeugung von der gesunden Kraft und Lebensfrische des eigenen Organismus kann aber eine Partei weder bestehen, noch andere für sich gewinnen.

Für einen fundamentalen Fehler gilt vielen auch die Verquickung des Konservativismus mit der religiösen Orthodoxie. Unsere Regierung hat sich gewöhnt, „Thron und Altar“ stets in einem Atem zu nennen.

Thron und
Altar.

Das schliesst den Gedanken in sich, dass man nicht Freund der Monarchie sein könne, wenn man nicht zugleich — ich sage nicht, ein gläubiger Christ, nein — Anhänger der jedesmaligen staatlich anerkannten Glaubensrichtung ist. Unsere von der Regierung monopolisierte evangelische Kirche hat der wahren Gläubigkeit unseres Volkes und der Anhänglichkeit an unser Herrscherhaus ganz unaussprechlich schwere Wunden geschlagen. Der Kampf der Sozialdemokratie ist durch sie zugleich zu einem Religionskriege geworden. Die grosse Masse der Mühseligen und Beladenen, für die der Heiland auf Erden gekommen ist, lehnen bei uns jeden Trost der Kirche ab und predigen laut den Austritt aus der Landeskirche, der sie vorwerfen, dass sie sich in den Dienst der Staatsgewalt stelle und Herrschgelüste unter dem Vorwande christlicher Menschenliebe verfolge. Und was das Schlimmste ist, der mit allen Mitteln der Macht und des Geldes betriebene Kampf gegen die materialistische Weltanschauung des vierten Standes findet keine überzeugte Unterstützung von seiten der führenden Geister und kann ihn nicht finden und fordern, weil diesen die Kirche nicht genügende Bewegungsfreiheit giebt. Mit halber Ueberzeugung kann kein Mensch Propaganda machen. Das Volk ist auch viel zu hellsehend, um nicht Mache von Ueberzeugung unterscheiden zu können. Die vielfach sehr äusserliche Kirchlichkeit der herrschenden Kreise, die es für geboten hält, dem niederen Volke mit gutem Beispiele voranzugehen, erreicht damit das Gewünschte keineswegs. Mit Statisten kann unsere Kirche keine Schlachten schlagen und keine Siege gewinnen. Das erkennt jetzt selbst mancher unserer Geistlichen: „Martin Luther ist nicht gekommen, um eine neue Kirche zu stiften. Will man die Stärke des Protestantismus kennen lernen, so muss man sich an das protestantische Kulturleben halten, sein Kirchentum ist eher seine Schwäche. Sie ist es in dem Masse, dass ein Mann wie Rich. Rothe, einer der tiefsten und frömmsten Theologen des vergangenen Jahrhunderts, in dem Aufhören allen evangelischen Kirchentums nicht einen Rückgang, sondern einen heilsamen Fortschritt des Protestantismus erblicken konnte. Allein schon der protestantische Subjektivismus lässt es nicht zu imposanten Kirchenbildungen kommen. Er sprengt die grossen Kirchengemeinschaften, wie in England, Schottland, Holland, oder er führt zur Bildung von Miniaturkirchen, wie in Nordamerika.“ (Pastor C. Werkshagen.)

„An dem Mangel einer wahren Religion krankt daher unsere ganze Kultur, daran wird sie noch, wenn nicht beizeiten Hilfe kommt, zu Grunde geben. Den in unserem eigenen Herzen sprudelnden Quell haben wir uns verstopft und uns abhängig gemacht von dem spärlichen brakigen Wasser, das die Wüstenbeduinen aus ihren Brunnen ziehen. Keine Menschen der Welt sind so bettelarm an echter Religion wie die Semiten und wie speziell ihre Halbbrüder, die Juden; und wir, die wir auserkoren waren, die tiefste und erhabenste religiöse Weltanschauung als Licht und Leben und atmende Luft unserer gesamten Kultur zu entwickeln, wir haben uns mit eigenen Händen die Lebensader unterbunden und hinken als verkrüppelte-Judenknechte hinter Jahves Bundeslade her.“ (Houston Stewart Chamberlain, Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts, Dritte Auflage, S. 18.) — „Noch immer haben wir kaum die Schwelle des Christentums betreten.“ (S. 42.)

Die Mehrzahl der Gebildeten und in religiösen Dingen liberaler denkenden Deutschen sieht sich ohnmächtig, in dem schweren Kampfe, dem wir entgegen gehen, entscheidend einzugreifen. Zumal der Stand der Offiziere und Beamten hat, wie der Name sagt, nur eine Pflicht und ein Amt, aber keine Meinung und ist so eng an den Willen des Konsistoriums gebunden, dass selbst bei redlichstem Willen zu helfen einen jeden eine selbst geringe Entgleisung um Amt und Brot bringen würde. Wir leben aber nicht in einer Zeit von so stark religiöser Erhebung, dass sich viele Männer fänden, die das Martyrium ihrer Ueberzeugung auf sich nehmen wollten. Wir haben daher die betrübende Erscheinung, dass sich der gebildete deutsche Bürgerstand heute den grossen religiösen Kämpfen gegenüber als stummer, untätiger Zuschauer verhält. Wird er deshalb von der herrschenden kirchlichen Partei gescholten, so giebt er die Vorwürfe mit Ueberzeugung zurück; er ist zu ehrlich, um anderes scheinen zu wollen, als er ist, fühlt sich aber nicht stark genug zu reformatorischer Arbeit. Der Rest ist Schweigen. In Oesterreich aber, wo sie frei wachsend ist, macht die Sache des Protestantismus gute Fortschritte. „Man sieht,“ sagte jüngst Prof. Dr. G. Runze, „jene Schattenbilder einer verweltlichten Staatskirche im Osten heraufdämmern, an der Tolstoi vergeblich seine Mahnrufe verschwendet und die ein Referent in den Preussischen Jahrbüchern drastisch-apokalyptisch

die „Synagoge des Satans“ genannt hat. Warum ist unter den etlichen tausend Geistlichen, welche in England, Schottland, Irland gegen den Burenkrieg protestiert haben, so zahlreich die Freikirche und der Kongregationalismus, nicht aber die Staatskirche vertreten? In der evangelischen Geistlichkeit der deutschen Landeskirchen gab es bisher doch noch ein reges Gewissen, einen Fonds von protestantischem Freiheitsbewusstsein.“

So sieht es düster im Reiche aus, wohin wir auch unsere Blicke wenden, und das Schmerzliche dabei ist, dass wir die Schuld zumeist im eigenen Lager zu suchen haben.

* * *

Nationale
Erziehung.

All unsere Hoffnung wendet sich jetzt unserer Jugend zu: die soll aufbauen, was wir haben verfallen lassen. Sie wird das aber auch nur dann können, wenn wir ihr wenigstens die rechten Wege zeigen. Dabei wird wieder ein guter Teil der staatserhaltenden Arbeit von unserer Lehrerschaft geleistet werden müssen. Wie eifrig diese schon jetzt am Werke ist, davon kann sich jeder überzeugen, der einen Blick auf unsere pädagogische Litteratur wirft. An Geschichtswerken für die Schule, an Unterrichtsstunden und Festreden, die von edelstem nationalen Geiste durchweht sind, ist trotz alledem und alledem wahrlich kein Mangel. Es ist ein Gymnasiallehrer, dessen deutsche Geschichte den Minister Bosse in Begeisterung versetzte, nämlich der jetzige Direktor Kämmel, und die patriotischen Werke von Treitschke, von Sybel, Bismarck bestimmen den Geist unserer evangelischen Schulen. Auch fehlt es nicht an gelehrten Abhandlungen, die immer wieder die Kardinalfragen erörtern, wie Vaterlandsliebe, Liebe zum Herrscherhause und religiöser Sinn auf der Schule zu pflegen seien. Dass aber bisher das Rechte geleistet worden sei, darüber darf man billiger Weise zweifeln. Jedenfalls stellt dem älteren Gymnasialbetriebe ein Gewährsmann, dessen Stimme tausend andere aufwiegt, ein sehr ungünstiges Zeugnis aus: Bismarck beginnt bekanntlich seine „Gedanken und Erinnerungen“ mit den Worten: „Als normales Produkt unseres staatlichen Unterrichts verliess ich Ostern 1882 die Schule als Pantheist, und wenn nicht als Republikaner, doch mit der Ueberzeugung, dass die Republik die vernünftigste Staatsform sei, und mit Nachdenken über die Ursachen, welche Millionen von

Menschen bestimmen könnten, Einem dauernd zu gehorchen, während ich von Erwachsenen manche bittre und geringschätzige Kritik über die Herrscher hören konnte.“ Seinen „angeborenen preussisch-monarchischen Gefühlen“, nicht dem Gymnasialunterrichte, schreibt Bismarck seine Anhänglichkeit an sein Königshaus zu. Es verlohnte sich der Mühe, zu untersuchen, wie das zu erklären sei. An solchen Bekenntnissen darf doch ein deutscher Pädagoge nicht schweigend vorbeigehen. Das ist ein Zeugnis für den damaligen Schulbetrieb, wie es ungünstiger kaum lauten könnte, ist ein Beleg dafür, dass die Schule bei gewiss lebhaftem Willen das Gegenteil des Erstrebten erreichte. Viele glauben gewiss, dass so was heute nicht mehr möglich sei. Aber selbst ein so ruhiger und vorsichtiger Beobachter wie Wilhelm Münch sagt in seinem Aufsatz „Nationale Erziehung“ (Deutsche Monatsschrift von Julius Lohmeyer, I. Jahrg. 1902, Heft 6, S. 832 ff): „Darüber kann man sich keiner Täuschung hingeben, einen so schönen Klang, wie für uns vor einigen Jahrzehnten, hat das Wort ‚national‘ für das heutige Geschlecht schon nicht mehr“ und an einer anderen Stelle: „Wie vieles steht dem Glauben entgegen, dass die rechte Organisation der nationalen Erziehung für uns gefunden sei!“ Grund genug für uns, die „durch Jahrhunderte bewährte Weisheit“ unserer Schulverwaltung, wie sie uns bei Schuleinweihungen und sonstigen festlichen Anlässen gepriesen wird, mit einigem Misstrauen zu betrachten. „Das oberste Ziel aller höheren Lehranstalten soll eine harmonische allgemeine Geistes- und Charakterbildung, Erziehung zu religiöser, monarchischer, vaterländischer Gesinnung sein.“ (Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts, Berlin 6. — 8. Juni 1900, S. 9). Die religiöse, monarchische und vaterländische Gesinnung wird natürlich nicht minder in den niederen Lehranstalten angestrebt. Man scheint stillschweigend anzunehmen, dass die dazu angewandten Mittel die rechten, der Erfolg der erwünschte sei. Nur vereinzelt wird ein Widerspruch laut, aber nicht so laut, dass man sich deshalb zu einer Aenderung des Systemes entschliessen könnte. Ich glaube aber bestimmt zu wissen, dass ein späterer Historiker unseren Schulen — höheren wie niederen — in dieser Hinsicht kein günstigeres Zeugnis ausstellen wird, als es Bismarck that. Von der Religiosität der Abiturienten all unserer Schulen schweige ich lieber, weil es schwer ist, den Menschen ins Herz zu sehen, und weil mir

eine hinreichend ausgedehnte Beobachtung fehlt. Ich weiss nur, dass in meiner Studentenzeit einer unserer Kommilitonen unsere Verwunderung erregte, weil er zur Kirche ging. Das war etwas Unerhörtes! Und dabei waren in meinem Freundeskreis nicht wenige Pastoren-Söhne. Offenkundig ist, dass unsere Volksschulen mit ihrem forcierten Religions-Unterrichte, bei dem ein übertriebener Kultus mit der Gedächtnisarbeit getrieben wird, und leider auch der Stock dem mangelnden Verständnis nachhilft, nur in Ausnahmefällen religiösen Sinn zu bilden vermögen. Die Mehrzahl der ehemaligen Volksschüler protestantischen Bekenntnisses wird eine Beute der Sozialdemokratie und verfällt deren atheistischen Weltanschauung. In England ist das bekanntlich nicht der Fall. Religiösität kann man wohl vorleben, aber weder lehren noch lernen. „Sie wächst, wächst aus der Ruhe der Seele und dem Aufblick aus der Enge des Ichs“ — „Sie bleibt Angstprodukt, so lange sie nur aus der Not und der Hilflosigkeit entsteht, wird erst seelenfüllend, wenn sie aus höchster Freude hervorgeht, Ausweitung der Seele ins All wird.“ So sagt treffend Hans Schliepmann jüngst in einem kleinen Aufsätze „Unrast“ (Lohmeyers deutsche Monatsschrift I, 1902, Heft 7, S. 66 bis 70), der mir auch sonst aus der Seele geschrieben ist. Schon hören wir selbst Theologen über zu starke Betonung der Wissensarbeit in den Religionsstunden klagen, da die verderbliche Wirkung zu offenkundig zu Tage tritt. Eine Verstärkung des Religions-Unterrichtes würde jetzt nur schaden, vollends harte Zuchtmittel, die nur der abtrünnigen Sozialdemokratie als Agitationsmittel willkommen sein könnten. Auf diesem Gebiete scheint mir das herrschende System so gründlich abgewirtschaftet zu haben, dass Reformen dringend geboten sind; jedoch ist, wie gesagt, die Sache zu ernst und zu schwierig, als dass ich mir mitzusprechen erlauben könnte.

*

*

*

Vaterlands-
liebe.

Wohl aber fühle ich mich befähigt, berechtigt, ja durch mein Gewissen verpflichtet, über die Frage meine Ansicht vorzutragen, wie die Pflege der Vaterlandsliebe zu handhaben sei. Auch hier glaube ich, dass mit grossem Eifer Zweckwidriges betrieben wird.

Auch Vaterlandsliebe lässt sich nicht lehren und lernen. Wer hätte je gehört, dass die alten Schweizer ihre Vaterlandsliebe in der Schule gelernt hätten, oder dass die Bulgaren, Serben, Montenegriner, die Buren, ja die Basutos sich auch nur Gedanken darüber machten, wie bei ihren Kindern der Patriotismus zu wecken sei? Von Haus aus kann der Mensch nicht anders, als seine Heimat lieben, die Fremde als das Feindliche, das „Elend“ fürchten. *Nulla salus extra rem publicam* sagten die Römer, *rem publicam* gleich *patriam* fassend. Verkümmert dieser angeborene Trieb so sehr, dass Entfremdung, ja sogar Hass gegen das Mutterland Platz greift, so liegt die Schuld weniger an dem Abtrünnigen, als an den auf ihn wirkenden Einflüssen und übermächtigen Verhältnissen, gegen die mit Worten nichts auszurichten ist. Jeder Mensch wird seinem Vaterlande treu bleiben, wenn ihm dieses die Güter sichert, die ihm das Leben — ich will nicht sagen angenehm, sondern nur erträglich machen. Was war es, was den alten Römern eine so tiefe Liebe zur Heimat schuf, dass kein Mann und kein Weib unter ihnen je zögerte, sein Leben für das Vaterland zu opfern? H. St. Chamberlain gibt darauf die gewiss richtige Antwort (S. 132): „Was Rom seinen Bürgern gab und sicherte, das war ein in sittlicher Beziehung menschenwürdiges Dasein. . . Das Recht war dort von Anfang an unendlich fein empfunden und gedacht, und seine Beschränkung entsprach den Verhältnissen. Und endlich die Familie! Die gab es einzig und allein in Rom, und zwar so schön, wie sie die Welt nie wieder gesehen hat! Jeder römische Bürger, gleichviel ob Patrizier oder Plebejer, war Herr, ja König in seinem Hause . . ., sein Heim ward gegen behördliche Einmischung durch festere Rechte geschützt als das unsere. . . Und darum liebte der Römer seine Heimat mit so zäher Liebe und vergoss für sie sein Herzblut. Rom war für ihn die Familie und das Recht, ein ragender Fels der Menschenwürde inmitten wilder Brandung“ . . . „Die Römer dachten gross von sich selbst und durften daher nichts ihrer Voreltern Unwürdiges tun“ (Dionys. I, 6). „Das Wesentlichste ist wohl, dass jeder Römer Herrensinn hatte, dass das stolze Wort *civis Romae sum* für jeden eine Summe von persönlichen und staatlich verbürgten Rechten einschloss, die ihm die Möglichkeit gaben, sich frei und menschenwürdig auszuleben. Der römische Bürger ging zwar im Staate auf

und das in einem Grade, dass er nur selten zur Ausprägung einer selbständigen Individualität gelangte, aber er ging im Staate nicht unter“ (S. 176). „In Griechenland musste die Vaterlandsiebe künstlich geschürt werden, in Rom war das nicht nötig, kämpfte doch der Bürger für das dauernd gesicherte Eigene, für sein heiliges Heim, für die Zukunft seiner Kinder, für Frieden und Ordnung.“

Wo wir also eine starke Auswanderung beobachten, da haben wir ~~schwerlich einen Verfall~~ der Vaterlandsiebe, sondern einen Notstand des Volkes oder eine Misswirtschaft der Regierenden zu konstatieren. Die sprichwörtlich für ihr Vaterland opfermütigen Lakoner trieb der Hunger als Söldner in die Fremde, die Helvetier verliessen ihre Berge, als der heimische Boden sie nicht mehr ernähren konnte, Hungersnot oder feindliche Angriffe verdrängten im V. Jahrhundert die Völker zur Wanderung, die alle lieber im alten Besitze geblieben wären. Nicht anders sind die jüngeren Auswanderungen nach Amerika zu beurteilen. Wer kann es den vordem leib-eigenen Bauern verdenken, wenn sie entmutigt von dem harten Sklavenlose, das sie und ihre Kinder mit unabwendbarem Zwange an die Scholle band, sich losrissen und einer ungewissen, doch hoffnungs-reicheren Zukunft im fernen Lande zuströmten? Trifft diese Auswanderer ein Vorwurf, deren Enkel jetzt führende Stellungen im nord-amerikanischen Weltreich einnehmen, oder trifft er die Gutsherren, die ein so gewaltiges Kapital an Volkskraft zu willenlosem Dienste verurteilten? Hätte Deutschland rechtzeitig Kolonien gegründet oder gründen können, so würden diese „Pflanzer der Menschheit“, wie sie Schiller nennt, unserem Vaterlande nicht verloren gegangen sein, und ihre Heimatflucht würde ihnen ebenso wenig zum Vorwurfe gemacht worden sein, wie den zahlreichen Kolonisten, die Milet, Athen und andere griechische Städte aussandten (s. S. 135). Wie jede wirtschaftliche Stockung, so hat auch die gegenwärtige eine starke Zunahme der Auswanderung im Gefolge. Schon seit Monaten sind alle Passagierdampfer des Norddeutschen Lloyd, welche von Bremerhafen nach nordamerikanischen Häfen abgehen, vollbesetzt; die „Stuttgart“ hatte jüngst nicht weniger als 2400 Passagiere, die Bevölkerung einer kleinen Stadt, an Bord. In einer Woche gingen drei Lloydampfer mit zusammen 5000 Auswanderern nach New York ab. Es sind nicht die Schlechtesten, die hinüber gehen. Ja W. T. Stead be-

zeichnet sie sogar in seinem Werke: Die Amerikanisierung der Welt (Berlin 1902) als die kräftigsten, „gläubigsten“, d. h. an sich selbst glaubenden Bevölkerungselemente. Wenn das Vaterland seinen Söhnen nicht Raum zur Kraftentfaltung, nicht menschenwürdige Lebensbedingungen giebt, dann hat es auch kein Anrecht auf deren Anhänglichkeit. Platonische Liebe darf es nicht fordern [wie sich ja überhaupt Liebe nicht erzwingen lässt]. Die Schule zumal ist jedenfalls der Auswanderung gegenüber ohnmächtig. Einmal reicht ihr Einfluss nicht weit über die Schuljahre hinaus, sodann ist die Magenfrage über alle idealen Rücksichten ausschlaggebend. Ein Hungernder kann sich an dem Ruhme seiner vaterländischen Geschichte nicht sättigen. Der Mensch muss vor allem selbst etwas im Vaterlande besitzen, wenn er an ihm hängen und dafür leiden und kämpfen soll. Es ist eine traurige Tatsache, dass der Patriotismus der ‚Enterbten‘ schwache Wurzeln hat.

Mit stärksten Klammern aber bindet das Menschenherz der Besitz von Grund und Boden an seine Heimat. Deshalb trifft der schwerste Vorwurf alle die, welche durch Bodenwucher und durch Schacher mit den Naturschätzen den kleinen Mann von seiner Scholle verdrängt und unter die Proleten gestossen haben. „Wehe denen, die ein Haus in das andere ziehen und einen Acker zum anderen bringen, bis dass kein Raum mehr da sei, dass sie allein das Land besitzen!“ (Jesaia 5, 8). Pfarrer Fr. Naumann hat über diesen so zeitgemässen Bibeltext in der „Gotteshilfe“ eine sehr inhaltsschwere Predigt gehalten. Darin heisst es etwa: Deutschland gehört dem Leben des deutschen Volkes; es ist dazu da, dass Deutschen darin wohl sei, dass sie darin atmen, wohnen, arbeiten, dass ihre Kinder darin spielen und sich tummeln können. Land, das nicht derart zum Leben unseres Volkes beiträgt, dass wir daraus Luft, Licht und Unterhalt haben, hat seinen Wert verloren. Das soll nicht heissen, dass es nicht in Privatbesitz sein könne, wohl aber fordert es, dass zu ausgedehnter Privatbesitz der Entwicklung allen Volksgenossen nicht zum Hindernis werde. Wir ertragen es, dass grosse Landstriche in einzelnen Händen sind und viele Bauplätze in der Macht gewinnstüchtiger Gesellschaften; es empört uns nicht mehr, wenn wir in der Umgebung grosser Städte die unbebauten Grundstücke liegen sehen, auf denen Hunderte und Tausende von Familien wohnen könnten, während der Besitzer des Bodens den Verkauf hinhält, bis sie sich bequemen müssen, ihnen

Boden-
wucher.

noch höhere Preise zu zahlen. Es leben unter uns schon viele, für die „kein Raum mehr“ da ist. Diese Raumverkürzung ist eine Vergewaltigung des Lebens, ist eine der Hauptursachen für die Auswanderungen. Man sehe, wie blass die Kinder sind, die in dumpfen Kellern aufwachsen, sehe, wie unstät und flüchtig das arme Volk überall da ist, wo ‚ein Acker zum andern gebracht wird‘ bis zu Riesengütern oder Riesenjagdriften.

Wohnungs-
not.

Bodenwucher und dessen Folge, die Wohnungsnot, waren schon ins Unerträgliche gewachsen, ehe Volk und Regierung auf Abhilfe sannen. Wäre vor hundert Jahren geschehen, was heute von dem „Bunde der deutschen Bodenreformer“ erstrebt und geleistet wird, über dessen Tätigkeit die von Adolf Damaschke herausgegebene „Deutsche Volksschrift — frei Land“ belehrt, oder was die Beamten-Wohnungs-Vereine und ähnliche derart innerhalb wenigen Jahren zur Linderung der Wohnungsnot geschaffen haben, hundert Tausende guter Bürger hätten unserem Vaterlande erhalten werden können, die jetzt im Auslande leben, oder daheim, aber mit ihrem Vaterlande zerfallen und in Not und Elend. Der Beamten-Wohnungs-Verein zu Berlin (E. G. m. b. H.), zu dessen Gründern ich gehöre, beweist uns durch seinen schnellen Erfolg, wie dringend auch unter den Beamten, die doch pekuniär einigermaßen sicherer gestellt sind, die Wohnungsnot ist.

Ich kann allen Beamten Berlins und der Vororte nicht dringend genug das Studium der von unserem Vorsitzenden Max Koska in dem „Tag“ (Teil I) vom 19. Juli 1902 veröffentlichten Darstellung von der Entwicklung dieses Vereines empfehlen. Dass der Minister des Inneren, Freiherr von Hammerstein, der jüngst erfolgten Grundsteinlegung in Wilmersdorf beigewohnt und die Festrede gehalten hat zur Einweihung einer Gebäudegruppe von 245 Wohnungen, beweist, wie hohe Bedeutung man diesen Bestrebungen auch bei der Regierung zumisst. Auch der Minister weist uns auf die Selbsthilfe hin.

Sozialpoli-
tische Auf-
gaben.

Also möglichst viele kleine Grundbesitzer, möglichst viele zufriedene Mieter in gesunder, behaglicher Häuslichkeit, möglichst ausreichende Arbeiterwohnungen mit einem noch so bescheidenen Fleckchen eigenen Bodens, das sei unser Ziel und Streben! Viel ist schon im deutschen Reiche von unseren Regierungen, gesetzgebenden Körpern und von Privaten in sozialpolitischer Hinsicht

7
geleistet worden. Zahlreich sind die Männer und Frauen aller Parteien, die auch durch Armen- und Krankenpflege, durch Fürsorge für körperlich und moralisch gefährdete Kinder, durch Bekämpfung von Volkskrankheiten, Unterstützung Arbeitsloser und Blinder mit freiwilligen Geldspenden und durch selbstlose Uebernahme von mühevollen Ehrenämtern ihre beste Kraft in den Dienst nationaler Wohlfahrt stellen. Solche werktätige stille Arbeit an unserer nationalen Gesundheit ist gewiss verdienstlicher, als die laute, oft hasserfüllte Verfechtung von Sonderinteressen unserer zumeist schon recht altersmüden politischen Parteien. Wenn es möglich wäre, über die Menge der auf diesen Gebieten freiwillig geleisteten Arbeit einen Ueberblick zu gewinnen, so würde das vielleicht zu dem Urteile berechtigen, dass es mit echter Vaterlandsliebe in Deutschland so übel doch nicht bestellt sei. Aber viel bleibt noch immer nachzuholen. Hier liegt jedenfalls ein weites Feld offen, an dessen Bebauung teilzunehmen, jeder Deutsche berufen ist. Das sind Aufgaben, geeignet uns alle mit Arbeitsfreudigkeit zu erfüllen, Aufgaben, durch deren Lösung wir unserem Vaterlande viele Söhne erhalten und wiedergewinnen können. Es ist höchst verdienstlich, dass von amtswegen jetzt auch unsere Schüler über die Bedeutung solcher Bestrebungen, wie die Bekämpfung des Alkoholismus und der Tuberkulose, aufgeklärt werden. Die segensreichen Wirkungen habe ich als Lehrer schon jetzt beobachten können. So haben sich Schülerverbände gebildet, die sich zur Abstinenz von berauschenden Getränken verpflichten, um sich kräftig zu erhalten für ihr eigenes Leben und für ihr Vaterland: das ist doch wohl ein gesunder Jugendpatriotismus!

Vor allem muss man sich nämlich klar machen, was unter Patriotismus unserer Schüler eigentlich zu verstehen sei. Beachtenswertes Falscher Schul-Patriotismus. scheint mir darüber schon Paul de Lagarde (Deutsche Schriften, S. 179) in seiner derben, aber ehrlichen Art gesagt zu haben: „Schulen sind keine Brutstätten für sogenannten Patriotismus. Solon hat kein Gesetz gegen Elternmord gegeben, weil er Elternmord für undenkbar erklärte, und wenn er ja vorkommen sollte, ihn mit ewiger Nacht bedeckt zu sehen wünschte. Sich um Erzeugung patriotischer Gefühle bemühen, heisst annehmen, dass es überhaupt möglich sei, nicht patriotisch zu sein. Sollte man aber meinen (und man meint es fast durchgängig), dass Patriotismus identisch sei mit der Billigung be-

stimmter Parteigrundsätze und historischer Anschauungen, dann ist es brutale Gewalt, Knaben und Mädchen in diese, von den Eltern durchaus nicht immer geteilten Anschauungen hineinzuzwängen.“ (Es folgt eine weitere Begründung.) Damit wird nichts anderes gefordert, als was schon allgemein in der Theorie anerkannt wird, dass nämlich alle Politik aus der Schule fern zu halten sei. Was gewisse Parteien bekämpfen, das ist doch wohl weniger das Vaterland, als die Art, wie dieses ihnen selbst liebe Vaterland regiert und verwaltet wird. Gewalt wird dagegen nichts ausrichten, wie uns die Erfahrung schon belehrt hat, auch halte ich es für aussichtslos, von der Schule aus durch Wort und Lehre den Kampf gegen die sogenannten Reichsfeinde führen zu wollen. Der Gegensatz, in den dadurch Schule und Haus gerät, wirkt nur verbitternd, ohne dass es gelänge, durch das Kind die Anschauungen des Vaters zu berichtigen, da naturgemäss bei diesem der Vater höhere Autorität als die Schule hat. Nicht politisch gefärbter Unterricht, sondern eine möglichst sachliche, streng der Wahrheit dienende Belehrung kann von Nutzen sein. Chamberlain (S. 94) spricht sich aus Erfahrung über die verderbliche Art aus, wie in den Schulen Geschichte gelehrt wird. „Ich war,“ sagt er, „in einem französischen ‚Lycée‘, dann in einem englischen ‚College‘, später erhielt ich Unterricht von den Lehrkräften einer Schweizer Privatschule, zuletzt von einem gelehrten Preussen. Ich bezeuge, dass in diesen verschiedenen Ländern selbst die bestverbürgte Geschichte, die der letzten drei Jahrhunderte (seit der Reformation), so gänzlich verschieden dargestellt wird, dass ich ohne Uebertreibung behaupten darf, das Prinzip des geschichtlichen Unterrichtes ist noch heute überall bei uns in Europa die systematische Entstellung. Indem die eigenen Leistungen immer hervorgehoben, die Errungenschaften der anderen verschwiegen oder vertuscht, gewisse Dinge immer ins hellste Licht gestellt, andere im tiefsten Schatten gelassen werden, entsteht ein Gesamtbild, welches in manchen Teilen nur für das subtilste Auge von der nackten Lüge sich unterscheidet. Die Grundlage aller echten Wahrheit: die gänzlich uninteressierte Gerechtigkeitsliebe, fehlte fast überall; daraus kann man erkennen, dass wir noch Barbaren sind.“ Wer aber diese Gerechtigkeit übt, dem wird dann auch Glauben geschenkt werden in den Fällen, wo er der Lüge entgegentritt, so der frechen Entstellung von

den Ursachen des letzten deutsch-französischen Krieges, wie sie die Sozialdemokratie in Umlauf gesetzt hat. Die Vorlegung des Sachverhaltes nach den ehrlichen Zeugnissen Bismarcks wird leicht bei den Schülern Glauben finden, denn: ἀπλοῦς ὁ μῦθος τῆς ἀληθείας ἔστω („Schlicht ist die Rede der Wahrheit“). — Wir leben aber selbst alle noch „im dichten Nebel historisch ererbter Vorurteile“ (S. 191).

Im übrigen muss es das Bestreben der Regierung sein, durch Wahrung der gemeinsamen deutschen Interessen auch den blödesten Augen klar zu machen, dass das Regiment in besten Händen liege und allen Landeskindern gleichen Segen bringe. Es ist mit den Regierungsformen wie mit den Ringen in Lessings Fabel: die echte muss sich durch ihre innere Kraft als solche erweisen. Jede neue Reform, die den Wünschen des Volkes entgegenkommt, bricht der Opposition neue Spitzen ab. Alle Parteien haben die gleiche Verpflichtung, dem Gemeinwohl ihre Sonderinteressen unterzuordnen. Nur durch Kompromisse ist ein Gemeinwesen aufrecht zu erhalten. Schreibt man aber den Kampf für die Sonderinteressen auf seine Parteifahne, dann haben wir den Kampf aller gegen alle, dann dürfen vor allem die Begünstigten von den Unterliegenden nicht erwarten, dass sie auf ihre Wünsche verzichten. Betrachtet man z. B., wie gewaltige Summen das deutsche Volk für den Bierkonsum und für das verheerende Volksgift des Schnapses ausgiebt, dann muss man es auch für fähig halten, die Opfer aufzubringen, die für die Erhaltung unseres Bauernstandes unerlässlich sind. Es fehlt aber bei uns noch an nationalem Gemeinsinn. Wenn es in England möglich war, die Sozialdemokratie auf friedlichem Wege unschädlich zu machen, ja überhaupt nicht aufkommen zu lassen, sollte es dann nicht ebenso bei uns möglich sein? Oder sind wir Deutschen von schlechterem Stoffe als unsere Vettern jenseits des Kanals? Sind wir von Natur anspruchsvoller, undankbarer, treuloser, wankelmütiger, unverständiger? — und wenn wir es wären, müssten wir es dauernd bleiben? Sind es thatsächlich Charakterschwächen, die uns anhaften, oder sind es vom Schicksal anzergogene nationale Unarten, die wir ablegen können, wenn wir es ernstlich wollen? Hier handelt es sich vor allem um deutsche Treue. Wir haben uns doch immer gerühmt, dass unsere Treue von ganz besonders gutem Klange sei. Auch das Ausland hat das fast zu allen Zeiten anerkannt: deutsche Söldner, deutsche Kaufleute, deutsche

Inner-
politische
Aufgaben.

Deutsche
Treue.

Diener waren als tapfer, treu und verlässlich geschätzt. In Italien gilt noch heute das schlichte Wort eines Deutschen mehr als die Eidschwüre der Italiener selbst. Ich habe davon im Jahre 1889 Wunderbares erlebt. Antiquare, bei denen ich kaufte, wollten mir die Waren in meine Heimat schicken, um erst nach deren Ankunft von mir Bezahlung zu nehmen. Auf mein Erstaunen, dass sie einem Fremden so blindes Vertrauen schenkten, erhielt ich jedesmal dieselbe Antwort: „Sie sind ein Deutscher, Deutsche betrügen nicht.“ Auf der Insel Capri hielten zwei deutsche Studenten, die durch Erbschaft zu viel Geld in die Hand bekommen hatten, ein grosses Trinkgelage mit zufällig anwesenden deutschen Matrosen. Sie kamen einige Tage darauf noch recht erhitzten Kopfes nach Pompeji und erzählten dort, die Zeche hätte ihre Barschaft um 150 Lire überstiegen, der italienische Wirt habe ihnen aber lächelnd gesagt: „Das macht nichts, schicken Sie das Fehlende, wenn Sie nach Deutschland zurückgekehrt sind.“ Mir sagte ein Italiener wörtlich: „Dem Deutschen trauen wir bis über die Alpen, unseren Landsleuten nicht über den Weg.“ Das sind Zeugnisse für deutsche Ehrlichkeit. Ehrlichkeit und Treue sind aber stets verschwistert. Wir selbst sind noch Augenzeugen einer deutschen Vasallentrene gewesen, für die ein Gegenbild zu finden man bis auf die sagenhafte Gestalt Hagens zurückgreifen muss. Einem Volke, das einen Bismarck geboren und zu seinem Nationalhelden erkoren hat, kann es nimmermehr an Treue mangeln. Und doch hört man täglich die Klage, dass sich unser Volk an Vaterlandsliebe, an Treue zum heimatlichen Boden mit anderen Völkern nicht messen könne, und Bismarck selbst hat häufig und bitter, so in den „Gedanken und Erinnerungen“ (II S. 21), darüber geklagt, „bis zu welchem Mafse von Unehrllichkeit und Vaterlandslosigkeit die politischen Parteien bei uns auf dem Wege des Parteihasses gelangen. Es mag, sagt er, Aehnliches anderswo vorgekommen sein, doch weiss ich kein Land, wo das allgemeine Nationalgefühl und die Liebe zum Gesamtvaterlande den Ausschreitungen der Parteil Leidenschaft so geringe Hindernisse bereitet, wie bei uns,“ wenn er andererseits auch hoffte (S. 310), „dass in Kriegszeiten das Nationalgefühl stets zu der Höhe anschwellen werde, um das Lügengewebe zu zerreißen, in dem Fraktionsführer, strebsame Redner und die Parteiblätter in Friedenszeiten die Massen zu erhalten wissen.“

An sich ist es ja nicht wunderbar, wenn eine Jungschöpfung wie unser deutsches Reich in dem Herzen seiner Kinder noch nicht so tief eingewurzelt ruht, wie längst geeinigte, etwa das französische und englische Reich. Ueber mangelnden Partikularismus, der doch auch eine Treue ist, führt doch wohl kein Mensch mehr Klage. Das junge Deutschland musste viele alte Traditionen zerstören und viele Empfindungen der Treue verletzen, um zum Durchbruche und zum Siege zu gelangen. Das lässt sich nicht so schnell aus dem Gedächtnisse tilgen. Gemeinsame nationale Not hat uns Deutsche zusammengeführt und politisch geeinigt. Es müsste die Aufgabe der kommenden Jahrhunderte sein, dieser politischen eine innere, rein geistige Einheit folgen zu lassen. Wir müssen vor allem in Deutschland ^{Grosse Ziele.} wieder ein grosses Ziel vor Augen bekommen, nach dem unsere Tatkraft hindrängen kann. Serben, Bulgaren, Polen, sie alle lieben ihr Vaterland, nicht weil es darin zu leben an sich ein Glück wäre, sondern weil sie das schöne Ziel des Vaterlandes, die Freiheit und künftige Grösse, im Auge haben. So liebten mit Hingabe unsere Väter ihr Deutschland, obgleich es damals viel schlechter damit bestellt war als heute. Wenn man dem deutschen Bürger auch schwere Lasten auflegen würde, er trüge sie willig und bliebe treu, falls er sähe, wohin man damit hinaus will. Es ist die Höhe nationalen Strebens, die den Patriotismus weckt und seine stärkste Nahrung gibt, die Vergangenheit bildet dabei nur den Untergrund. Rückblicke können daher eher belehren als beleben und erheben. Zumal die Jugend drängt es nach der Tat, durch die sie beweisen will, dass sie es mit früheren Zeiten an Idealismus, d. h. an Opfermut, jederzeit aufnimmt. Zu finden wäre also auch in Deutschland gewiss eine tatkräftige, grosse Gemeinschaft der Bürger, etwa eine Bürgerpartei, die den Arbeiter einschliesst, ihm dabei aber seine Sonderung im ganzen lässt. Aber dazu bedürfte es neuer Mittel und Wege. Sie liessen sich zum Teil in England lernen. Dort ist die sociale Partei nicht republikanisch und vor allem nicht revolutionär.

Dieselben Deutschen, die als vaterlandslos, also als treulose ^{Deutsche im Auslande.} Menschen verschrien werden, weil sie ins Ausland gehen und dort mit der Zeit ihr Deutschtum ablegen, bewahren dem Auslande zu- meist eine unverbrüchliche Treue. Es verlautet jedenfalls nichts darüber, dass die aus Deutschland stammenden Amerikaner ihrer

neuen Heimat weniger fest anhängen, als diejenigen englischer Herkunft. Auch der in England heimisch gewordene Deutsche wird mit all seinen Nachkommen ein treuer, englischer Unterthan, ein überzeugter Verfechter englischer Politik und Weltanschauung. Der Deutsche hat also doch das Zeug zu einem guten Staatsbürger. Weshalb kommen diese Fähigkeiten im Vaterlande selbst zu so bescheidener Entfaltung? Man ist bei uns gewöhnlich mit der Antwort schnell bei der Hand: „Der Deutsche, sagt man, hat eben kein nationales Rückgrat, er hängt nicht an seinem Vaterlande und giebt das stolze Vorrecht, ein Deutscher zu sein, um ein Linsengericht hin.“ Aber in Italien, in Spanien und Frankreich bleibt der Deutsche doch länger deutsch und wehrt die fremden Einflüsse zumal in der Erziehung seiner Kinder mit Heftigkeit ab. Weshalb nicht in England? Jedes Wort wäre verschwendet, wenn man eine Ehrenrettung der Fahnenflüchtigen und wahrhaft „vaterlandslosen Gesellen“ versuchen wollte, die ihr Mutterland aus Selbstsucht und Feigheit in der Stunde der Not verlassen, die nach dem Grundsatz *ubi bene, ibi patria*, ihre Nationalität wie ihren Anzug wechseln. Die Engländer selbst nennen solche Leute verächtlich bastards. Aber der Minderzahl dieser unwürdigen Söhne, deren Verlust unser Vaterland leicht verschmerzen kann, steht im Auslande ein Heer von Millionen treuer deutscher Männer gegenüber, die auf unsere Achtung und Bruderliebe vollsten Anspruch haben, da sie auch in der Fremde gute deutsche Patrioten bleiben. Mir sind nicht selten im Ausland lebende Landsleute begegnet, die unseren Reichstag durch ihre grossnationale Gesinnung beschämen konnten, die über das kleinliche politische Parteigezänk in Deutschland verstimmt waren und es nicht fassen konnten, dass z. B. Bismarck in seiner grosszügigen, so offenkundig auf Deutschlands Macht und Wohlfahrt gerichteten Politik im eigenen Lande so wenig Verständnis, so bittere Anfeindung erfuhr. Mehr als einmal hörte ich von solchen den überzeugten Ausspruch: „Wir sind bessere Deutsche, als unsere Brüder in Berlin und im Reiche!“

Deutsche
in Amerika.

Mit wie vielen Banden der Treue z. B. unsere Brüder in Amerika an ihrem alten Vaterlande hängen, dessen haben wir erst jüngst die erhebendsten Beweise erlebt, als Prinz Heinrich ihnen den Freundschaftsgruss seines kaiserlichen Bruders überbrachte. Was damals

in der Arion-Halle von New York, die sich die Pflege deutscher Sitte und des deutschen Liedes zur Aufgabe macht, der Präsident der Vereinigung deutscher Vereine in Nordamerika, Dr. Louis Weyland, im Beisein von 10000 Deutschen in seiner Begrüßungsansprache und im Namen aller Deutsch-Amerikaner sagte, darf doch gewiss als der wahre Ausdruck ihrer Empfindungen und Gedanken gelten; denn der Amerikaner liebt keine leeren Worte und keine schmeichlerische Heuchelei: „Wenn bei Königlicher Hoheit, sagte er, die vielen Tausende von Bürgern dieser Stadt, die Brust geschwellt von Stolz und Freude, jubelnd vorbeiziehn werden, wollen Sie in ihnen gewissermaßen nur eine Delegation der vielen Millionen Bürger deutscher Abkunft dieses Landes sehen, die es sich nicht nehmen lassen konnten, dem hohen Gaste, dem erlauchten Vertreter Sr. Majestät des Kaisers und des deutschen Vaterlandes aus der Tiefe ihres Herzens einen warmen Gruss des Willkommens zu bieten und Kgl. Hoheit zu beweisen, dass sie, obgleich treue Bürger ihres schönen Adoptivvaterlandes, doch mit tausend Banden der Liebe und Dankbarkeit an der alten Heimat hängen, wo sie der Muttersprache süßen Lant zuerst gestammelt, dem Lande der deutschen Treue.“ Er bat den hohen Gast unserm Kaiser und unserm ganzen Volke zu sagen, dass: „fern über dem Weltmeere viele Millionen deutschgeborener, amerikanischer Bürger in unwandelbarer Treue und mit tiefem Interesse des alten Vaterlandes Wohl und Wehe verfolgen.“ Poetische Gestaltung haben diese schönen Gedanken in der Adresse gefunden, die dem Prinzen überreicht wurde:

„Dem Prinzen, der vom heimatlichen Herde
Den Weg zu diesen fernen Küsten fand,
Ihn grüssen heute Kinder deutscher Erde
In ihrem neu erworbnen Vaterland.
Noch hören wir der deutschen Eichen Rauschen,
Noch lebt die deutsche Treue in uns fort,
Und mussten wir die Heimat auch vertauschen,
Noch halten heilig wir das deutsche Wort.

Und weil dem teuren Land, das uns geboren,
Das Herz in heisser Kindesliebe schlägt,
Und für das neue, das wir uns erkoren,
Die Mannestreue jeder in sich trägt,

Blieb unser innigst Sehnen, dass verbunden
Die beiden Länder durch der Freundschaft Bund —
Dem Fürsten, der den Weg dazu gefunden,
Sei Dank dafür aus tiefstem Herzensgrund.“

Das deutsche Volk wird wohl daran tun, sich solche Kundgebungen tief ins Herz zu schreiben und Treue mit Gegentreue zu lohnen, wie es uns die erste Empfindung eingab:

Und ein Brausen schwillt an, ein Klingen wird wach,
Und Millionen von Herzen entringt sich's gemach:
Und zurück übers Meer wogt das Friedensgeläut:
Alleweg ein Volk und ein Herz so wie heut'!

(Julius Lohmeyer.)

Deutsche
in England.

Nächst Nordamerika ist wohl England das Land, an das wir die meisten deutschen Brüder abgegeben haben. Kein Zweifel, dass viele von diesen dauernd für uns verloren sind, aber es wäre doch unbillig, wenn wir der wenigen Ungerechten wegen die grosse Mehrzahl treuer Brüder preisgeben und missachten wollten. Gewiss, der Deutsche nimmt leicht das englische Bürgerrecht an. Das erklärt sich auch hier in erster Linie aus der Blutsverwandtschaft: Der Deutsche wird in diesen Ländern schnell heimisch, schneller sogar, als der etwa von Wien nach Berlin Verschlagene. Man muss leider sagen, dass ein Deutscher, der mehrere Jahre in England gelebt hat, in der Regel die Lust und die Fähigkeit verliert, dauernd wieder in seine alte Heimat zurück zu kehren, während das Umgekehrte ein seltener Ausnahmefall wäre. Mir sind wenigstens Engländer nicht bekannt geworden, die ganz im Deutschtum aufgegangen sind. Ihre Eigenart ist von zähester Kraft. Englisches Wesen ist von so fest geprägter Form, dass es sich nicht entäussern lässt, vielmehr propagandistisch wirkt. Daher ihr grosser Beruf zur Kolonisation (s. S. 135). Der Deutsche ist in der Regel gegen diesen Einfluss ohnmächtig. Es wird einem guten Patrioten schwer, den wahren Grund dafür auszusprechen, aber es muss geschehen, wenn er durch Wahrhaftigkeit seinem Vaterlande glaubt dienen zu können: Das geht aber nicht ab ohne ein hartes Wort gegen unsere eigenen Zustände.

*

*

*

Das Leben in England und in den englischen Kolonien ist für jeden so frei von staatlichen Eingriffen in den eigenen Willen, so frei von fremden Belästigungen, Ansprüchen, von Bevormundung und Schikanen, es gewährt jedem Einzelnen ein so hohes Maß von persönlicher Selbstbestimmung und ruht in so fest vorgezeichneten allgemein anerkannten Formen, dass dem Deutschen, der von dort in sein Vaterland zurückkehrt, zu Mute ist wie dem Studenten, den man wieder aus seiner goldenen akademischen Freiheit in den verhassten Schulzwang zurückruft. Der Deutsche aber ist bis heute von der Regierung noch nicht für mündig erklärt worden. Ein englisches Schulkind beansprucht und genießt mehr Achtung vor seiner Persönlichkeit, mehr Selbständigkeit im Handeln, als der reife deutsche Mann. Die Vorstellung von dem beschränkten Untertanen-Verstande besteht in unserm öffentlichen Leben noch durchaus zu Kraft. Wir stehen unter der Zucht einer Beamtenhierarchie, die unser Leben von der Wiege bis zur Bahre durch unausgesetzte Vorschriften, Kontrollen, Verfügungen, Prüfungen und Maßnahmen beeinflusst, zumal der Beamte selbst wird mehr und mehr zur willenlosen Maschine. Der Staat schreibt dem Deutschen in allen Lagen des Lebens gebieterisch vor, was zu tun sei. Er muss seine Kinder zur Schule schicken, muss sie teilnehmen lassen an allen Lehrgegenständen, auch an den Religion- und Geschicht-Stunden, selbst dann, wenn dort Anschauungen vertreten werden, die ihm zuwider sind; muss sich dem Berechtigungszwange beugen, der auf vielen Familien mit unerhörtem Drucke lastet, muss seine Söhne — und tut das in der Regel gerne — der allgemeinen Wehrpflicht folgen lassen, steht gesellschaftlich unter der Vorherrschaft der Kirche, des Adels, der Beamtenschaft, zumal der allwissenden und recht unbeliebten Juristen, muss auf politischen Einfluss verzichten, wenn er nicht der herrschenden Partei angehört, steht täglich unter der Kontrolle einer Polizei, die sich noch immer nicht daran gewöhnen kann, dass sie zum Schutze des Publikums, nicht zu dessen Belästigung da ist. Fast alle unsere öffentlichen Institute arbeiten in polizeilichem Geiste und behandeln das Publikum, zumal die Armen und „Enterbten“, mehr mit Misstrauen als mit Achtung, nicht höflich, sondern militärisch schroff.

Jede noch so wohlgemeinte Einrichtung artet bei uns bureaukratisch aus. Daher jetzt aus dem preussischen Kultusministerium

Leben
in England.

Leben
in Deutsch-
land.

Bureau-
kratismus

selbst der Kampf gegen diesen starren, pedantischen Geist aufgenommen wird, nachdem man ihn freilich durch mehrere Generationen hindurch eher geduldet und grossgezogen hat. Schon an sich hat der Deutsche den sonderbaren Trieb, sich durch selbst geschaffene Bestimmungen in seiner Bewegungsfreiheit einzunengen, und wenn sich drei Deutsche zu einem Wanderbunde zusammentun, so setzen sie zunächst ihre paragraphenreichen Satzungen auf. Es wäre lehrreich einmal zu zählen, wie viele Satzungen und Verfügungen das normale Leben eines deutschen Mannes beherrschen, der Bürger, Mieter, Beamter, Reservemann, Kirchenmitglied, Vater schulpflichtiger Kinder, Vormund und Mitglied von zahlreichen Vereinen ist. Man sollte meinen, unser Staat hätte eher ein Interesse daran, diesem pedantischen Zuge des Deutschen entgegenzuwirken, als ihm Vorschub zu leisten und unser öffentliches Leben so sehr bis ins kleinste zu reglementieren, dass uns sogar Grösse, Qualität und Benutzungsart des Papiere vorgeschrieben ist, auf dem wir mit unseren zahlreichen Behörden zu verkehren haben. Dichte Stacheldrahtzäune engen unser Erdenwallen ein und selbst dem Gerechten und Gutwilligen drohen auf jedem Schritte Fussangeln und Selbstschüsse. So zahle ich gerne und pünktlich die Klebemarken für meinen Diensthofen, auch diejenigen, welche nach dem Gesetze ihm selbst zu zahlen zukäme, als aber ein Beamter bei der Kontrolle einmal zu wenige Marken vorfand, musste ich diese Verzögerung sogleich mit 5 Mk. Strafe büssen. Die Fahrbestimmungen eines Dresdner Kutschers umfassen 240 Paragraphen, die er im Kopfe haben muss, und entsprechend steht es auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Man würde glauben, das müsste so sein, wenn man nicht anderenorts, so in England, sähe, dass sich dort das nicht minder komplizierte Leben ohne den ganzen umständlichen Verwaltungsapparat glatt und mühelos abwickelt, weil man der Selbstverwaltung grössten Spielraum giebt und bei jedem Bürger den Willen, Ordnung zu halten, voraussetzt und infolge einer klugen Volkserziehung auch voraussetzen darf. „Erstes Erfordernis für einen sozialen Frieden wäre doch gewiss ein warmes Empfinden für die durch Druck, Verbitterung, Verhetzung spröde und undankbar gewordenen Handarbeiter“ (Prof. Dr. Richard Ehrenberg). Aber unsere Behörden halten sich für berechtigt, diese wie uns alle durch ein kompliziertes Verwaltungssystem zu belästigen, durch Umständlich-

keiten unsere Zeit, durch Unhöflichkeiten unsere Launen zu kränken.

Ohne Not und Grund wird der Deutsche von seinen staatlichen Instituten missachtet. Selbst ein Bismarck hatte unter der Unhöflichkeit einiger Behörden zu leiden und vergebens darüber Klage geführt. Einer meiner Freunde war jüngst mit Recht empört, dass ihm auf seinem Jagdschein das Prädikat „Herr“ vorenthalten wurde. Auf seine Beschwerde erhielt er den amtlichen Bescheid, dass das zu Recht geschähe. Man fragt „weshalb?“, warum ist das Wort „Herr“ nicht vorgedruckt, wenn man die Mühe des Schreibens schent? Man ist doch sonst so schreibselig. Hatte Goethe nicht recht, wenn er sagte:

Polizei-
liches.

„Mit dieser Welt ist's keiner Wege richtig;
Vergebens bist du brav, vergebens tüchtig,
Sie will uns zahm, sie will sogar uns nichtig?“
(Zahme Xenien I.)

Ein anderer mir befreundeter Herr, der sich in England sein Vermögen erworben hat und hier brav Steuern zahlt, sagte, ihm fehle der Mut, auf das Amt zu gehen, weil er jedesmal Verdriesslichkeiten hätte und sich über die unwürdige Behandlung ärgern müsste. Mir klagte umgekehrt ein hochstehender Jurist, dass ihn ein Gymnasialdirektor bei dem dienstlichen Besuche stehend und sehr unfreundlich abgefertigt habe. Ein junger Jurist rief einem Zeugen, der eintretend den Hut abnahm, donnernd entgegen: „Gehen Sie noch einmal hinaus und nehmen Sie draussen den Hut ab!“ — alle Anwesenden waren darüber empört. Nachdem ich beobachtet habe, dass auf einem Amte, auf dem ich gelegentlich zu tun habe, mein lauter Gruss beim Eintreten nicht erwidert wurde, verzichte ich jetzt auch meinerseits auf diese so natürliche Form der Begegnung. Mich verdriesst, dass Polizisten, die ich mit dem Hute grüssend anrede, den Gruss nicht erwidern. Das sind alles Bagatelle, aber sie sind typisch und erklären die Missstimmung des Volkes. Zumal der arme Mann hat unter solch unwürdiger Behandlung ernstlich zu leiden. Daher vor allem sein so leicht aufbraussender Hass gegen alle Vertreter der staatlichen Ordnung. Wer freilich eine Uniform trägt, vor dem sinkt dem Polizisten sofort das Herz in die Hose. Daher bei allen öffentlichen Kundgebungen jeder Reserveleutnant seine alte Uniform herausucht, um

freie Bahn zu bekommen. Bei solchen Anlässen wird dem Zivilisten handgreiflich klar, dass er Bürger zweiten Grades ist. Ebenso auch auf den Bahnhöfen, der Post, kurz überall, wo die Anwärter ihr Wesen treiben, denen der Unteroffiziersgeist so tief in den Knochen sitzt. Alle Bestrebungen der fein gebildeten und deshalb auch höflichen hohen Beamten, den Unteroffizierston zu unterdrücken, haben einen durchschlagenden Erfolg noch nicht gehabt, obgleich es ja schon viel, viel besser geworden ist. Eigene Ueberbürdung und dadurch Ueberreizung, zu harter Druck von seiten der Vorgesetzten mögen vielfach Schuld an diesen Zuständen haben, die viel verstimmender wirken, als man in den Oberschichten unseres Volkes anzunehmen scheint.

Sowie in England der Radfahrersport aufkam, wurde ihm von den Gemeinden in jeder möglichen Weise Vorschub geleistet. Hier zu Lande muss jede kleine Berechtigung schwer erkämpft werden. Ganz unglaubliche Schikanen haben sich die deutschen Radfahrer von der Polizei schon gefallen lassen müssen. Manche Gemeinden haben scheinbar ihren Finanzstand durch strenge Radlerverbote aufbessern wollen. Besonders war Zehlendorf bei Berlin berüchtigt. Dort sassen Polizisten, wie Spinnen auf ihre Beute lauernd, im Hinterhalte, jedes kleinste Versehen kostete 3—5 Mk. Strafe. In meinem Wohnort Steglitz erlebte ich folgendes: Auf der breiten „Prachtstrasse“ kamen in sanftestem Tempo drei dicke „Gesundheitsradler“ daher. Auf einmal erscholl das „Halt!“ der Polizei. Ich fragte mich: was kann der Grund sein? Weshalb werden diesen friedlichen Herren die Karten abgefordert? Da hörte ich die Erklärung: „Drei Herren dürfen nicht neben einander fahren.“ Das hat natürlich Sinn auf engeren Wegen und bei wilder Fahrt. In diesem Falle war es der reinste Unsinn; zwischen diesen behaglichen Herren hätten Säuglinge unbeschadet auf der Strasse spielen können. Eine flüchtige Ermahnung hätte jedenfalls ausgereicht. Einer von ihnen fand zum Unglück auch seine Radkarte nicht, die Visitenkarte und das Zeugnis der beiden anderen Herren konnten ihm nichts helfen, die Nachlässigkeit kostete 5 Mk. Kurz die Gemeinde Steglitz hatte in Summa eine Einnahme von 15 Mk., Deutschland dafür drei verärgerte Staatsbürger mehr. Und so mürbe ist schon der Deutsche, so gutmütig und gefügig, dass diese drei Herren ihre Strafe ohne einen Laut des Unwillens hinnahmen.

Als ich im Grunewalde beim Radfahren zum zwanzigsten Male abgesehen war, um keine der endlosen Vorschriften zu verletzen, und eben wieder bei einer Anschlagssäule aufsteigen wollte, sah ich auf menschenleerer Bahn zehn Schritt vor mir einen Polizisten. „Das war Ihr Glück, rief er mir zu, dass Sie noch nicht aufgestiegen sind, sonst hätten Sie 9 Mk. bezahlt, und wenn Sie auch nur 1 Meter vor der Säule aufstiegen.“ Ich hatte nämlich irrtümlich eine andere dicht davorstehende Anschlagssäule als Grenze angesehen*). Das ist

*) Dass ich nicht übertreibe, dafür bringe ich als Beleg einen scherzhaften Bericht Paul Rolands über „Auge des Gesetzes“: „Allein die Strafmantate, mit denen Fussgänger, Radler und Reiter wegen allerlei Uebertretungen bedacht werden, werfen ein Erkleckliches ab. Vielleicht wird das später besser für das Publikum. Wer weiss es? Augenblicklich ist der Grunewald ein verhexter Wald, und dem Analphabeten, gegen dessen Einwanderung sich jetzt die Vereinigten Staaten hermetisch abschliessen, ist dringend abzuraten, dort zu lustwandeln. Ueberall stösst er nämlich auf weisse Tafeln, und falls er etwa glaubt, sie enthielten Ermunterungen zum Naturgenusse oder Sprüche weiser Männer, so befindet er sich in einem gefährlichen Irrtum. „Verbotener Weg“, „Verbotener Weg“, das ist der Text der Tafeln des Gesetzes, und wer es sich beikommen lässt, sie nicht zu beachten, und sich da abseits von der breiten Heerstrasse der Einsamkeit ergibt, ach der ist bald nicht allein: da rauscht es in den Büschen, es steht vor ihm der Gendarm, und bei lustigem Finkenschlag und Pirolruf beginnt das Verhör über die Personalien des Uebeltäters, und wenn er gewissenhaft seine Ausgaben zu buchen pflegt, wird er eines Tages bei dem Ausflug nach dem Grunewald drei Mark Extraspesen — Geschäftunkosten oder wie er sonst es nennen will — nachzutragen haben. Das ist das geheimnisvolle Waldweben, das ist der Schauer, der den Berliner an den Brüsten der Allmutter Natur befällt. . .

Dies betrifft in der Regel den Fussgänger. Die Radfahrer sind jetzt besser gestellt: sie haben sich endlich ihre Bewegungsfreiheit erradelt und sind nicht mehr von Menschenfallen bedroht. Dafür kommen nun die Reiter an die Reihe. Wer von Schildhorn her geritten kommt, gerät kurz vor dem Gatter bei Onkel Toms Hütte auf eine Chaussee. Neben dem Fahrweg ist ein breiter Bahnweg, eingefasst von weissbekalkten Steinen, angelegt. Eine winzige Tafel besagt: „Nur für Radfahrer.“ Aber die Radler sind eigentümliche Leute; sie denken gar nicht daran, dies Entgegenkommen der Strassenbauverwaltung zu würdigen, denn diese Lehmstrasse scheint von einem Radlerfeind eingerichtet zu sein und ist in der That unbefahrbar. Der ahnungslose Reiter übersieht beim Herausbiegen aus dem Walde die winzige Tafel und den an ihr ganz versteckt angebrachten Hinweis „Für Reiter“ und hält selbstverständlich den von Steinen eingefassten Weg für die ihm zugewiesene Strasse. Er wird bald darüber aufgeklärt. Noch hat er das Gatter nicht erreicht, als hinter

der Geist, mit dem der deutsche Bürger von einer Polizei behandelt wird, die er mit seiner eigenen Steuer unterhält! Noch eine kleine Probe aus einem anderen Gebiete! Es war im Jahre 1878 das erste fluchwürdige Attentat auf Kaiser Wilhelm I. verübt worden. Erregt stürmte das Volk vor das kaiserliche Schloss, um womöglich den Kaiser zu sehen und sich zu überzeugen, dass er noch lebe. Aus dem Schlosse kam die Kunde „Er lebt!“ In begreiflicher Freude stimmte ich den Ruf an: „Kaiser Wilhelm, hoch!“ Noch heute freut es mich, dass ich der erste war, der diesen Ruf ausstieß. Neben mir stand mein Schulfreund, ein Studiosus Ernst Samwer aus Gotha, den ich als Zeugen nenne. Wie ein Funke im Pulverfasse, so wirkte dieser erste Ruf auf die beklommenen Herzen der schon zu Tausenden angewachsenen Menge, und brausend wälzte sich der Hochruf die Linden entlang. Was that aber der berittene Polizist? Er kam hart an mich heran und rief erregt: „Wollen Sie wohl stille sein?“ Als ich ihm aber entrüstet antwortete und alle Umstehenden mir beistanden, rief er: „Ick were mir jleich enen rauslangen und uff die Wache bringen!“ Wir liessen uns nicht einschüchtern, und bald erschien dann auch der Kaiser grüssend auf dem Balkon; sichtlich erfreut über die Teilnahme. — Auch die jüngeren bürokratischen Angriffe gegen Kunst und Wissenschaft haben wieder den Regierungsparteien schwere Opfer an Anhängern gekostet. Gewiss

Lex Heinze.

ihm das Ross des Gendarmen schmeckt. „Ich habe schon lange auf Herren gewartet, die auf dem Radfahrweg reiten“, sagt der Mann des Gesetzes gleichmütig und zieht seine Schreibtafel. Also gewartet hat er. Warum ruft er denn dem harmlosen Reiter nicht bei Zeiten ein Halt zu? Ist der Vertreter der Behörde nicht in erster Linie dazu da, Uebertretungen zu verhindern? Wahrscheinlich nicht; damit wäre ja dem notleidenden Fiskus nicht gedient, und so erweist sich die neue Reiterfalle als eine sehr lukrative Einrichtung. Ich würde den Fall nicht erwähnen, wenn er nicht typisch wäre für die Auffassung, die subalterne Organe von ihren Pflichten haben. Sie nehmen ohne weiteres an, das Publikum wolle Uebertretungen begehen, und warnen, auch wenn sie es könnten, nicht vor deren Begehung. Warum postiert sich denn der Herr Gendarm nicht an der verhängnisvollen Wegekreuzung, anstatt wie Zieten aus dem Busch im Hinterhalt zu liegen? Bei Gemeindedienern, die früher von den Radlerstrafen Prozente bezogen, versteht man den Jagdeifer, bei königlichen Beamten, die anders gestellt sind, nicht. Aber so ist es nun im Leben: erst waren die Radler willkommene Fangobjekte, jetzt kommen die Reiter daran. Man nennt dies ausgleichende Gerechtigkeit.“ („Der Tag.“)

90 % unserer gesamten Künstlerschaft mit ihrer ganzen, nach vielen Tausenden zählenden Gefolgschaft von Arbeitern auf den Bühnen, in den Druckereien und Werkstätten u. s. w., dazu zahlreiche Schriftsteller, Gelehrte und unabhängige Männer jedes Standes sehen mit Misstrauen und Besorgnis auf die Maßnahmen der Konservativen und des Centrums, die ihrerseits nur den rechten Zeitpunkt erspähen, um wieder mit ihren Schulgesetzen und ihrer lex Heinze hervorzutreten. Ist es nicht Pflicht aller guten Patrioten, die für des Reiches Bestand in Sorge leben, immer und immer wieder vor einem solchen Schritte zu warnen, durch den das Beste, was Deutschland hat, sein bildender, dichtender und forschender Geist, in das Lager der Opposition gedrängt werden müsste? Die eine Tatsache, dass ein Mommsen dem Goethebunde vorsteht, sollte doch lehrreich genug sein! Jeder neue Versuch, die Macht der Polizei zu steigern, regt das deutsche Volk bis ins Tiefste auf, besonders dann, wenn davon Gebiete des inneren geistigen Volkslebens betroffen werden sollen. Wenn der Minister Bosse sagte, er begreife den Entrüstungsrummel nicht, der anlässlich der lex Heinze in Szene gesetzt worden sei, so erkenne ich darin ein Zugeständnis, dass er mit seinem Empfinden doch nicht tief genug im Volksbewusstsein wurzelte. Das deutsche Volk, das sich im Schlachtendonner seine Freiheit glaubte errungen zu haben, lehnt es ab, wie in einer Kleinkinderbewahranstalt behandelt zu werden, worin das Anstandsfräulein vorschreibt, was sich zu sehen, zu hören, zu sagen schicke. Gerade die gebildeten Deutschen ärgern sich darüber, wenn die Schöpfungen selbst unserer bedeutendsten Geister der Zensur einer nur mäßig gebildeten Polizei unterliegen sollen, die den Künstler über das Schickliche belehren will — sus Minervam! Der Polizist vor Böcklins herrlichster Schöpfung, dem „Spiele der Wellen“, prüfend, ob er es dem deutschen Volke zu sehen gestatten solle oder nicht, das ist doch in der Tat ein Schauspiel zum Lachen, es wäre zum Heulen, wenn er mit seinem Urteile herrschend würde. Auch den Staatsanwalt erkennt das Volk nicht als kompetent an. Man macht jetzt gerne seine Scherze über den Goethebund, indem man ihn als totgeborenes Kind bezeichnet. Ich meine aber, er erfüllt seine hohe Mission selbst schweigend, indem er durch sein blosses Dasein die Regierung vor dem Fehler behüten wird, einen neuen Angriff gegen

Goethe-
bund.

die Schaffensfreiheit der Künstler zu unternehmen. Wer selbst Künstler ist, oder zu irgend einer Kunst lebendige Beziehung hat, der weiss, dass man der Kunst die Lebensluft nimmt, wenn man sie durch Gesetze einengt. Die ganze Künstlerschaft steht deshalb in geschlossener Phalanx, so wie man ihr Lebelement antastet — das ist dann kein künstlich erzeugter Entrüstungsrummel, sondern der ehrliche Angstschrei der in ihrem innersten Wesen bedrohten Musen. Unsere Künstlerschaft weist es weit von sich ab, das Gemeine schützen und verbreiten zu wollen, sie beansprucht nur für sich selbst die Entscheidung darüber, was künstlerisch gestattet sei, was nicht, und auch unser Volk, soweit es nicht auf dem äussersten rechten Flügel steht, will sich nicht vorschreiben lassen, was ihm gezeigt werden, was ihm gefallen darf, was nicht. Darüber will ein mündiges Volk eben selbst entscheiden. Wem gewisse Theaterstücke nicht schicklich genug sind, der bleibe zu Hause und schicke vor allem seine Töchter nicht dorthin: Unsere Dichter schaffen nicht für höhere Töchterschulen und haben keine Verpflichtung, auf Kinder Rücksicht zu nehmen: Ist das Bedürfnis vorhanden, so werden sich die Theaterleitungen gerne dazu bequemen, Schüler- und Kindervorstellungen zu veranstalten. Wir deutschen Männer aber wollen derbe Männerkost. Man scheint sich nicht daran zu erinnern, dass die Athener nicht einmal ihre Frauen mit ins Theater nahmen. Ebenso steht es mit der Lehrfreiheit auf den Hochschulen. Auch dieses Privileg sollte ein *noli me tangere* sein. Der forschende Geist erträgt keine anderen Fesseln, als die seines eigenen Gewissens. Die Geschichte belehrt uns zudem hinreichend, dass es nutzloses Bestreben ist, ihn niederhalten zu wollen. Man kann Menschen köpfen oder einsperren, aber ihren Geist kann man nicht binden. Oder haben die Athener den Sokrates dadurch unschädlich gemacht, dass sie ihm den Giftbecher gaben? Wann wird es die Menschheit wohl endlich lernen, dass mit Polizei gegen den Geist nichts auszurichten sei? Die Geschichte der Zensur, wie sie die deutsche Polizei ausgeübt hat, ist eine Kette von Blamagen: kein Genius findet vor ihren Augen Gnade, es sei denn, dass er streng patriotische oder kirchliche Werke geschaffen habe. Man lese Oskar Blumenthals „Verbotene Stücke“ (Berlin, H. Steinitz)!

Schon Goethe hatte die unerfreuliche Entwicklung des deutschen Beamtentums vorausgesehen. Er klagte, „dass von dem studierenden künftigen Staatsdiener gar zu viele theoretische Kenntnisse verlangt würden, wodurch die jungen Leute vor der Zeit geistig wie körperlich ruiniert würden“, „dass ihnen dann im Dienste die nötige geistige wie körperliche Energie fehle, die bei einem tüchtigen Verkehr im praktischen Leben ganz unerlässlich“ sei. „Und dann, fährt er fort, bedarf es denn im Leben eines Staatsdieners, in Behandlung der Menschen, nicht auch der Liebe und des Wohlwollens? Wie soll aber Einer gegen Andere Wohlwollen empfinden und ausüben, wenn es ihm selbst nicht wohl ist? Es ist aber den Leuten allen herzlich schlecht! Der dritte Teil der an den Schreibtisch gefesselten Gelehrten und Staatsdiener ist körperlich anbrüchig und dem Dämon der Hypochondrie verfallen. Hier täte es not von oben her einzuwirken, um wenigstens künftige Generationen vor ähnlichem Verderben zu schützen. Ich kann keine Menschen mit Brillen ertragen, aber nimmt die Zahl solcher Leute nicht beständig zu? — „Es geht uns allen Europäern mehr oder weniger herzlich schlecht. Unsere Zustände sind viel zu künstlich und kompliziert — und unser geselliger Verkehr ist ohne eigentliche Liebe und Wohlwollen. — Und das Uebel häuft sich von Generation zu Generation! Denn nicht genug, dass wir an den Sünden unserer Väter zu leiden haben, wir überliefern auch diese geerbten Gebrechen, mit unseren eigenen vermehrt, unseren Nachkommen.“ Wie schmerzlich müsste Goethe erschrecken, wenn er seine Voraussage so buchstäblich eingetroffen sehen könnte! Spricht man aber solche Klagen aus, so begegnet man in der Regel der Antwort: „Na, so schlimm ist es doch nicht!“ — Ich meine jedoch, der böse Erfolg belehrt uns, dass es wahrhaftig schlimm genug ist. Wer englische Verhältnisse gewohnt ist, findet es jedenfalls schlimm genug. Wenn Bismarck sagt (Ged. und Erinn. I, S. 11): „Es muss früher oder später der wunde Punkt eintreten, wo wir von der Last der Schreiberei und besonders der subalternen Bureaukratie erdrückt werden,“ so dürfte dieser Zeitpunkt bald erreicht sein. Er spricht von einer contribuens plebs, die von der staatlichen Hierarchie mit Listen, Meldungen und Zumutungen belästigt, ungeschickten Eingriffen gegenüber keinen Schutz habe, und klagt über die Verschärfung der Bureaukratie, Vermehrung der Beamten, ihrer Macht und

Ent-
wicklung
des
Beamten-
tums.

ihrer Einmischung ins Privatleben. Die Klagen gegen die Juristerei haben sich seitdem ins Unabsehbare vermehrt, denn überall thront allmächtig der heilige Bureaukratius. So schrieb jüngst Prof. Dr. Richard Ehrenberg in Rostock, selbst ein Jurist, (Der Tag, 1902 Nr. 199): „Dass die theoretische Ausbildung unserer Volkswirte noch immer fast ausschliesslich juristischen Charakter hat, ist eins der schwersten Uebel, an denen wir kranken, alles Schlimme, was man mit dem Worte „Bureaukratie“ zusammenzufassen pflegt, entstammt vorzugsweise dieser Wurzel: der Formalismus des „grünen Tisches“, die unzweckmässige Anlage und Ausführung so mancher Gesetze, das unwirtschaftliche Vielschreiben — Ihering (Geist des römischen Rechtes) sagt: „Man hätte unserer Justiz statt des Schwertes eine Feder zum Attribut geben mögen“ — und das Vieltun wegen unwesentlicher Dinge, anderseits das geringe Verständniss für die entscheidenden Punkte, die juristische Prinzipienreiterei gegenüber den wichtigsten Forderungen der praktischen Politik, die Schwerhörigkeit gegenüber langjährigen, begründeten Beschwerden, solange sie nicht unterstützt werden mit den grössten Mitteln der Tagespolitik. Die demagogische Entartung unseres politischen Lebens, führt er gewiss zutreffend aus, ist weit mehr durch diese Schwerhörigkeit der Bureaukratie verschuldet worden als durch das allgemeine Wahlrecht: die Interessenten bemerkten schliesslich, dass sie „schreien“ mussten, um gehört zu werden. Wenn wir, sagt er abschliessend, angesichts aller dieser Uebel, noch kein inneres Jena, noch keinen vollständigen Zusammenbruch unserer inneren Politik erlebt haben, so danken wir das vor allem dem unerhörten und unverdienten Glücke, das uns einen Bismarck schenkte.“ Die deutsche Landesgruppe der internationalen kriminalistischen Vereinigung hat dieses Jahr in Bremen die Reform des Vorverfahrens im Strafprozess behandelt. Unser Strafverfahren krankt, wie allgemein anerkannt wurde, an so schweren Fehlern, dass seine Beibehaltung kaum noch erträglich ist, soll das Rechtsbewusstsein des Volkes nicht die schwersten Erschütterungen erfahren. „Unser ganzes Vorverfahren heisst es in dem Berichte, ist durchweht von dem Geist der Strafrechtspflege zur Zeit des sinkenden Inquisitionsprozesses, ohne Oeffentlichkeit, ohne Mündlichkeit, ohne Zulassung einer eigentlichen Verteidigung. Daher kommt es, dass in ungezählten Fällen die Strafsache, möglichst einseitig vorbe-

reitet, in die Hauptverhandlung kommt, und dass es erst dieser vorbehalten bleibt, die Entlastungszeugen zu hören und die Sachlage aufzuklären. Daher kommen die sich von Jahr zu Jahr mit der Ueberlastung der Gerichte immer mehr häufenden Fälle, dass Lente, die sich nicht der geringsten Gesetzesverletzung schuldig gemacht haben, Monate in Untersuchungshaft verbringen müssen, bis sich ihre Unschuld gegenüber schändlichen Denunziationen herausgestellt hat. Sehr zutreffend wies in Bremen der Königsberger Professor des Strafrechts, Ernst Rosenfeld, einer der feinsten Kenner unseres deutschen Strafprozessrechts, darauf hin, dass die ganze Handhabung bei der Verhängung der Untersuchungshaft und der Führung der Voruntersuchung in der Praxis unserer Gerichte widerspruchsvoll und ungesetzlich ist. In der überwiegenden Zahl der Fälle ist der Träger des Vorverfahrens das untere Polizeiorgan bis zum Gendarmerie-Wachtmeister und Polizeidiener herab. Dass da von keinen ausreichenden Garantien für den Angeklagten die Rede sein kann, versteht sich von selbst.“ Daher sich denn auch die Klagen über ungesetzliche Behandlung unschuldig Verdächtigter immer mehr häufen. (Vgl. Juristische Rundschau, „Der Tag“, 3. Mai 1902). Ebenso ungünstig urteilt man heute über die meisten übrigen Verwaltungsgebiete. So klagt Friedrich Paulsen, dass unsere Gymnasialdirektoren mehr und mehr ihren wissenschaftlichen, ihren Gelehrtencharakter verlören, weil sie zu Verwaltungsbeamten geworden wären, deren Zeit und Kraft durch Tabellenschreiben, durch Berichte und sonstige Verwaltungsgeschäfte völlig erschöpft würden. Auch die Lehrer drohten ihren Gelehrtencharakter zu verlieren und im Beamtentume aufzugehen.

*

*

*

Der deutsche Michel ist von Natur ein geduldiges und botmäßiges Geschöpf. Man muss ihm schon ziemlich arg mitspielen, um ihn aus seiner Ruhe und seinem Behagen herauszubringen. Bis zu welchem Grade aber die Missstimmung gegen das spezifisch-preussisch-militärische, durch den Garde-Lieutenant und ebenso schneidigen als strebsamen Assessor am anschaulichsten vertretene Regierungssystem im In- und Auslande gestiegen ist, davon geben annähernd unsere Witz-

Amtliche
Behandlung
des Dent-
schen.

blätter und modernen Bühnenstücke eine Anschauung, nur dass da oft in heitere Form gekleidet wird, was unserm Volke bitterer Ernst ist. Anstatt den Verkauf solcher Blätter wie des allerdings brutal rücksichtslosen Simplizissimus auf den staatlichen Eisenbahnen zu verbieten, sollte die Regierung lieber dafür sorgen, dass in jedes staatliche Bureau solche Blätter ausgelegt würden, damit unsere regierenden Kreise, die fast jede Fühlung mit dem regierten Volke verloren haben, daraus wohlthätige Belehrung schöpfen könnten. Wenn man unbeliebt ist, thut man doch gut daran, sich genau nach den Ursachen zu erkundigen, sonst findet man kein Mittel zur Abhilfe und die Entfremdung wächst ins Unabsehbare.

*

*

*

Germa-
nische Edel-
race.

Die germanische Race wird mit Recht von Chamberlain als „Edelrace“ bezeichnet. Unser deutsches Volk sollte sich selbst höher einschätzen, jeder Deutsche sich selbst dadurch ehren, dass er seinen Landsmann eben als deutschen Mann mit Achtung, mit Zuneigung und Wärme behandelt. In Stunden der Not und der Erhebung da kommt uns freilich zum Bewusstsein, was wir am deutschen Volke haben. Fünf Tage nach der Schlacht bei Königgrätz schrieb Bismarck, der so arg von unserem ärmeren Volke verkannte Volksfreund, an seine Gattin: „Unsre Leute sind zum Küssen, jeder, so todesmutig, ruhig, folgsam, gesittet, mit leerem Magen, nassen Kleidern, nassem Lager, wenig Schlaf, abfallenden Stiefelsohlen, freundlich gegen alle, kein Plündern und Sengen, bezahlen was sie können und essen verschimmeltes Brot. Es muss ein tiefer Fond von Gottesfurcht im gemeinen Mann bei uns sitzen, sonst könnte das alles nicht sein.“ Und diese Männer, die „zum Küssen“ sind, müssen sich heute als invalide Greise wohl gar mit dem Leierkasten ihr Brot erbetteln! Welchem guten Deutschen treibt ein solcher Anblick nicht die Schamröthe ins Gesicht? Dieselben müssen sich von unserer Polizei hetzen und quälen lassen und fühlen sich als verstossene Söhne eines undankbaren Vaterlandes. Der Simplizissimus brachte ein Bild: einen blinden, lahmen Invaliden den Leierkasten spielend, darunter die Verse: „Alles, was ich bin und habe, dank ich dir, mein Vaterland“ — eine ergreifend bittere aber gerechte Satire!

Hier tritt die Schuld der Besitzenden und Regierenden am schreiendsten zu Tage. Was vor 2000 Jahren Tiberius Gracchus seinen Mitbürgern in Rom zurief, wollen auch wir uns gesagt sein lassen: „Die wilden Tiere, die im Lande hausen, haben ihre Höhlen und jedes hat seine Lagerstätte und seinen Zufluchtsort. Aber die, die für ihr Vaterland fechten und sterben, haben zwar teil an Luft und Licht, sonst aber an keinem Gute, sondern unstät und heimatlos sind sie, Landstreicher mit Weib und Kind. Die Feldherrn aber lügen, wenn sie in den Schlachten die Soldaten aufrufen, für ihre Grabmäler und Heiligtümer gegen die Feinde zu kämpfen. Denn von so vielen Römern hat keiner einen heimischen Herd, keiner eine Grabstätte seiner Vorfahren, sondern für die Schwelgerei und Habsucht anderer müssen sie ihr Blut vergiessen und sterben. Sie heissen Herren der Erde und haben selbst nicht, wo sie ihr Haupt hinlegen.“ — Auch unsere oberen Kreise behandeln ihre sozial tiefer stehenden Mitbürger nicht, wie sie es verdienten. Viele nehmen sich nicht einmal die Mühe, ihr eigenes Volk kennen zu lernen. Es gilt für vornehmer, in dem Verfassungs- und Volksleben der alten Griechen und Römer heimisch zu sein. Unser Volk ist daher vielen zum Regieren Berufenen eine terra incognita, ausschliesslich das Objekt ihrer mechanischen amtlichen Massnahmen. Daher die Verstimmung und Entfremdung!

Miss-
stimmung.

Man wird mir gehässige Parteilichkeit vorwerfen. Deshalb berufe ich mich auf den Juristen, der in den „Grenzboten“ (1902, Heft 23) „unseren Themisjünger“ noch ungünstiger beurteilt. „Seine Vorbildung, heisst es da, deren Etappen durch die Worte: „Korps — Repetitor — Referendarexamen — Dr. jr. (Heidelberg oder Jena) — Bälle — Skatspiel — Löwe der Saison — Verlobung — Repetitor — Assessorexamen —“ hinreichend gekennzeichnet sind, befähigt ihn zu den höchsten Ehrenstellen. Nehmen wir an, er ist zur Zeit bei der Staatsanwaltschaft Sein dienstliches wie ausserdienstliches Auftreten ist im äussersten Masse schneidig. Dass er jederzeit der Ansicht seines Vorgesetzten ist, die er vorzüglich zu erraten weiss, ist selbstverständlich. Die Menschheit zerfällt für ihn in zwei grosse Gruppen: die „tadellose“ Minorität, zu der in erster Reihe er selbst und seine sämtlichen Spezialkollegen, dann der Hof, die Minister und andere sehr hohe Beamte, ferner das Offizierkorps und

endlich die Angehörigen der Polizei, vom Präsidenten bis zum Nachwächter gehören — und die andere, die grosse Menge, die massa perdita der samt und sonders Verdächtigen, unter denen die nachweisbar Schuldigen aufzuspüren, seine besondre Pflicht ist.“

Früher nahm man an, dass es ausschliesslich die materielle Not wäre, die unsere Brüder ins Ausland treibe, jetzt werden wir mit gleichem Grunde dafür den Aerger über unsere innerpolitischen Verhältnisse ansehen dürfen. Es ist nicht anders: Wir wirtschaften, erziehen und administrieren unser gutes deutsches Volk in Grund und Boden, ertönen dadurch in ihm die edelsten Mannestugenden, die Liebe zur Heimat, die Treue fürs Herrscherhaus, den Mannesstolz und edlen Freiheitsdrang, dafür gewinnen wir verdrossene Bürger, die sich in unfruchtbarer Opposition Luft machen, Untertanen mit Bedientensinn, Streber, die nach oben hin unmännlich ergeben sind, gegen ihre Untergebenen aber rücksichtslos und brutal, bestenfalls herablassend und gönnerhaft, Heuchler, die ihre religiöse Gesinnung zur Schau stellen, um Karriere zu machen, Feiglinge, die sich nicht getrauen, eine Meinung zu haben, ehe nicht der Vorgesetzte gesprochen hat (s. S. 135). Im Feindesland hat der Deutsche noch stets seinen Mut bewiesen, im eigenen Lande aber sieht man sich zu Friedenszeiten sehnüchtig nach Männern um. Es ist, als ob diese Gattung Menschen in Deutschland immer seltener würde. Th. Mommsen klagte, dass wir ein freies Bürgertum überhaupt nicht mehr hätten. Es ist bequem, das als den Ausdruck eines missgestimmten Liberalen zu belächeln. Wer aber hat den Mut, es zu bestreiten? Paul de Lagarde, ein „Hochkonservativer“, hat dasselbe harte Urteil gefällt und hat selbst schwer genug durch Vereinsamung darunter zu leiden gehabt, dass er den Mut besass, ein Mann zu sein. Die Erklärung für diese betrübenden Erscheinungen finde ich in der zu straffen dienstlichen Gebundenheit des deutschen Beamten, der wie zur Zeit des Friederizianischen Absolutismus durch seinen Dienst und durch wiederholt erneute Einschärfungen angehalten wird, die Regierung in all ihren Massnahmen zu unterstützen. Wo ihm das gegen seine Ueberzeugung geht, müsste er entweder freiwillig auf ein Amt verzichten, das ihm sein Brot und seine geachtete Stellung sichert, oder er muss gegen besseres Wissen nach Vorschrift handeln. Es ist eine zu starke Anforderung an die Ueberzeugungs-

Deutsche
Männer.

treue des Beamten, dass er wegen Fragen von nebensächlicher Bedeutung seine Lebensstellung aufgeben oder der Regierung Schwierigkeiten bereiten sollte. Er wird sich deshalb in der Regel daran gewöhnen, fünf gerade sein zu lassen und es mit gutem Grunde als einen besonderen Beweis seiner Treue ansehen, dass er der Regierung in Pflichterfüllung seine eigene Meinung opfere. Das preussische Muster ist für die anderen deutschen Staaten vorbildlich geworden und dadurch haben wir einen Beamtenstaat bekommen, der vom Standpunkte der Kontrolle aus betrachtet mustergiltig arbeitet, bei dem wie in einer gewaltigen Maschine alle Räder trefflich funktionieren und auf dem Verwaltungswege ganz Erstaunliches geleistet wird, aber — weniger wäre vielleicht besser. Die alten Griechen hatten das tief sinnige Sprichwort: „Die Hälfte ist mehr als das Ganze.“ Die Rechnungen stimmen äusserlich, „fehlt aber leider das geistige Band.“ Auf gewisse, mehr geistige Gebiete übertragen bewährt sich jedenfalls dieser dem Exerzierplatz abgelassene Geist so wenig, dass z. B. Paul de Lagarde sagte, Preussen mache alle seine hohen Verdienste um Deutschland wieder wett durch sein Schulwesen. Das ist übertrieben, wie alles, was dieser Feuergeist sagte, aber richtig ist doch, dass der Entwicklung eigenartiger Charaktere dieses System nicht günstig ist, auch neben sich selbständige und unabhängige Geister zu rechter Geltung und Anerkennung nicht kommen lässt. Der Deutsche hat sich immer mehr daran gewöhnt, die Vertretung aller nationalen Interessen der Regierung zu überlassen, immer mehr darauf verzichtet, seine eigenen Ideen zu verfechten. Bei denen, die zum Schutze der Regierung und zur Wahrung der bürgerlichen Interessen berufen wären, begegnet man einem bedauerlichen Quietismus oder sogar Pessimismus. Die Opposition aber in ihrer schroffsten Form finden wir eifrig bei der Arbeit. Unser Reichstag verliert daher seine Zeit damit, die Angriffe der Sozialdemokratie vom Regierungstische aus abzuwehren. Die produktive Arbeit will dabei nicht vorrücken. Missstimmung ist viel weniger auf Seiten der Reichsfeinde, die ein leider hoffnungsfroher Kampfesmut belebt, als auf Seiten der Reichstreuen, denen eine einigende Kampfparole, das Vertrauen auf die eigene Kraft und eben vor allem die Freiheit der Meinungsäusserung fehlt. Gewohnt auf die Winke der Regierung zu warten findet sie weder Stimmung noch Mut zu weitschauenden Plänen und

lebt gleichsam von der Hand in den Mund. Deshalb hört man zwar viele Klagen und Besorgnisse, findet aber wenige Hände, die zum Kampfe bereit sind. Der Bureaukratismus hat die Kräfte gebunden und wirkt auf den Einzelnen niederdrückend und lähmend. Selbst unsere hohen und höchsten Beamten klagen, dass ihnen der Aktenstaub den Atem nehme. Minister Bosse ist uns erst jetzt durch nachgelassene Briefe als Mensch nahe getreten. Viele werden ihm ungerechte Vorwürfe abzubitten haben, die in ihm nur den „Aktenmenschen“ zu sehen bekamen, da er sich dienstlich zu gebunden glaubte, um dem Volke einen Blick in sein reiches, fein fühlendes Herz zu gestatten. Der Dienst, die Bureaukratie ertötet eben den „Menschen“, wirkt deshalb erkaltend, abstossend auf unser Volk, das sich immer nur gedruckten toten Paragraphen und schroffen Exekutivbeamten, nie lebendigen, mitfühlenden, wohlwollenden Menschen gegenüber sieht. Selbst Wohlfahrtseinrichtungen werden durch unsere Bureaukratie dem Volke zur Rute. Welche Scherereien, welche Demütigungen, ehe einer zu seiner Unterstützung kommt! Kurz und gut, dem Deutschen ist, um es offen auszusprechen, nicht wohl in seinem Vaterlande. Das lässt sich zahlenmäÙig bis zu den Reichstagswahlen feststellen, denn die Sozialdemokratie gibt uns eine Statistik der Unzufriedenen.

Serviler
Sinn.

Der servile Sinn der Deutschen hatte seinen Höhepunkt wohl im XVII. Jahrhundert. Wir finden ihn urkundlich belegt in den Dedikationen gelehrter Abhandlungen. „Vom Kaiser bis zum niedrigsten Mistjunker ertönte die Dedikationsposaune, — alle waren Mäcenate, Wunder der Welt, Muster aller Tugenden — auf jeder Winkeluniversität flammten Lichter, die den Erdkreis erleuchteten, mit jedem neuen Protektor ging eine neue Sonne auf, und ein Herr Doktor war die höchste Zierde der Sterblichkeit! Ist nicht noch heute bei Alma mater jeder perillustris, illustrissimus oder wenigstens celeberrimus doctissimusque?“ „Eine Sammlung deutscher Zueignungen müsste kalten Angstschweiss auspressen und Deutschland dem Auslande noch verächtlicher machen“, schrieb Carl Julius Weber (Demokritos III S. 338) und fügt daran die allgemeine Bemerkung: „Der Deutsche weiss noch eher Lob zu verdienen, als zu erteilen, und gerät er so recht ins Loben hinein, so wiederholt er, wie der Römer seine Kaiser-Akklationen, sechzigmal und wünscht noch

tiefer und respektvoller zu ersterben, als zu den Füßen.“ Diese Worte wurden vor 50 Jahren geschrieben. Es ist seitdem viel besser geworden, aber noch immer kämpfen selbst unsere Behörden vergeblich gegen die übertriebenen Titulationen und Ergebenheits-Bezeugungen seitens ihrer Unterbeamten: Es bedurfte eines ausdrücklichen Verbotes, um die leere Formalität der Neujahrsgratulationen bei dem Herrn „Chef“ abzustellen, und wenn man liest, mit welchem Aufwand von Hochachtung und Bewunderung in manchen Schulprogrammen der beglückende Besuch des inspizierenden Schulrates gefeiert wird, dann fühlt man sich ins XVII. Jahrhundert zurückversetzt und findet Lichtwarks Mahnung berechtigt, dass der Deutsche seinen „Sklavensinn“ ablegen solle. Das Mittelalter mit seiner Kleinstaaterei und seinem polizeilich-engen Geiste hat den deutschen edler Freimut gebrochen, den wir bei den alten Germanen bewundern. „Wir müssen zurückkehren, sagt Chamberlain, zu jenem urgermanischen Gesetze der Freiheit, womit zugleich die besten Kräfte des Volkes gebunden werden.“ Was damit gemeint ist, davon bekommt man wieder am besten eine Vorstellung, wenn man seinen Blick auf England oder Amerika richtet.

*

*

*

Kein Gesetz mischt sich in England in die inneren Angelegenheiten der Familie. Jeder bestimmt nach freier Wahl die Normen und Grenzen der Kindererziehung. Kein Titelwesen beeengt den geselligen Verkehr, jeder genießt nicht nur dem Wortlaute nach, sondern tatsächlich, solange er sich nicht gegen die Landesgesetze und -Sitten vergeht, gleiche Rechte und gleiche Achtung, jeder fühlt sich als gentleman und wird als solcher behandelt, solange er sich nicht selbst als das Gegenteil erweist. Die Beamtenschaft, auf die geringste Zahl beschränkt, erledigt ihre Geschäfte auf die verbindlichste Weise. Die Richterwelt ist viel mehr darauf aus, Frieden zu stiften, als zu strafen, und straft mehr nach dem gesunden Rechtsgeföhle des Volkes als nach dem Wortlaute des toten Buchstaben. Die Polizei fühlt sich berufen, den Schwachen und Hilfsbedürftigen beizustehen und die Bürgerschaft vor Belästigung zu schützen. Die Kontrollen in den Eisenbahnen, Pferdebahnen

Englische
Zustände.

u. s. w. sind auf das bescheidenste Mafs beschränkt. Ein Missgriff des Passagiers wird diesem gerne als solcher geglaubt und erst im Wiederholungsfalle als bewusste Täuschung aufgefasst. Als einmal zwei mir nahe stehende Herren statt in einen Vorortzug von London, der sie nach dem nahen Enfield im Norden der Stadt bringen sollte, aus Versehen in einen Schnellzug eingestiegen waren, der sie ohne anzuhalten bis hart an die Grenze von Schottland führte, drückte ihnen der Stationschef sein herzliches Bedauern wegen dieses Versehens aus, nahm aber keine Zahlung für die Hinfahrt und entschuldigte sich auf das Höflichste, den beiden Verirrten nicht auch die Rückfahrt freigeben zu können. Ich selbst habe dasselbe im kleineren Mafsstabe auf der Londoner undergroundbahn erlebt. Und wer nur immer in England reist, wird diese Beobachtung bestätigt finden. Der Vorgesetzte beansprucht von seinen Untergebenen ausserdienstlich keine Beachtung und keine Ergebenheit. Am dritten Orte stehen sie sich als ebenbürtige Männer gegenüber. Auch im Grusse, in der Titulatur, im ganzen Verkehre findet man nichts von der Untertänigkeit unserer gehorsamst ergebenen Subalternen. Das Hut-abnehmen und die tiefe Verbeugung gelten als unwürdige Zeichen der Servilität. Ein flüchtiger Handgruss reicht aus zwischen hoch und niedrig. Stets achtet man die Eigenart und den Willen des anderen, selbst des Untergebenen und des Schrullenhaften. Hierfür einen Beleg statt vieler: Ein reicher Geschäftsmann in London bietet seinem jüngsten Lehrling gegen Weihnachten, da es viel zu tun gibt, erhöhten Lohn, wenn er an einem Tage in Ueberstunden arbeiten wollte. Der Lehrling erklärt, das leider nicht tun zu können, da er sein Erscheinen bei einem Cricketklub zugesagt habe. Der Chef bietet ihm mehr und immer mehr Bezahlung. Der Bursche aber antwortet ruhig: „Und wenn Sie mir ein Pfund zahlen, Sir, ich kann leider nicht bleiben“ — und geht. Aber es gibt deshalb keine Feindschaft. Der Chef freut sich vielmehr im Stillen darüber, dass der Junge so willensstark ist, und der Junge hat nicht entfernt das Gefühl, etwas Unrechtes getan zu haben. Das Versprechen des Knaben wiegt eben so schwer, wie das des Mannes, und der englische Erzieher sieht solche Erscheinungen mit Genugtuung als Frucht seiner Lehre: „Lass dein erstes Streben sein, der Welt zu zeigen, dass du nicht von Holz oder Stroh bist, sondern dass etwas Eisen

in deiner Natur steckt. — Lass die Menschen wissen, dass du auch tun willst, was du sagst, dass du feste, nicht schwankende Entschliessungen hast; dass, wenn du einmal entschlossen bist, weder Lockungen noch Drohungen etwas über dich vermögen.“ (Das sind Stellen aus den Briefen Towell Buxtons an seine Söhne. Buxtons war Freund und Helfer Witherforce's im Werke der Sklavenbefreiung, vgl. L. Wiese's „Deutsche Briefe über Englische Erziehung,“ Wiegandt und Grieben, Berlin 1877, 56 f.) Es ist für deutsches Empfinden zunächst unfassbar, ja selbst verletzend, bis zu welchem Grade die persönliche Freiheit des englischen Bürgers geht. In Putney, einer westlichen Vorstadt Londons, wurde im Jahre 1883 der Grundstein zu einer Themsebrücke gelegt. Es war eine Tribüne erbaut, zu der eine Treppe hinaufführte. Zwei rotsamte Thronessel, bestimmt für den Prinz von Wales und dessen Gattin, harrten der hohen Gäste. Es goss in Strömen. Da kamen Leute des niedersten Volkes heran, erstiegen die Treppen, und breite Fischerweiber setzten sich in die Thronstühle und wiegten sich darin, zu sehen, ob sie gut federten. In wenigen Minuten waren die Treppen so beschmutzt, dass man die roten Läufer kaum noch erkennen konnte. Die Polizei stand dabei und machte nicht einmal den Versuch einer Abwehr. Als ich erstaunt meinen landeskundigen Begleiter fragte, wie es nur möglich sei, dass die Polizei solche Ausschreitung dulde, antwortete er mir: „Die Polizisten finden es ganz in der Ordnung, dass sich die Leute die Sache genau ansehen, und kein noch so niedriges Weib würde sich das wehren lassen. Kommen dann die hohen Herrschaften, dann machen sie schon von selbst Platz.“ Der Regen nahm so zu, dass sich viele in die nahen Häuser flüchteten, besonders drängten sie sich in einem Schnapsladen (bar) dicht zusammen. Der Polizist patrouillierte davor gemessenen Schrittes auf und ab. Aber schon das schien dem freien englischen Bürger zu viel der Aufsicht. Auf einmal sah ich, wie ein volles Bierseidel dem Polizisten an den Kopf flog. Voll Erregung wartete ich, was diese Dreistigkeit für Folgen haben würde. Und was geschah? — Der Polizist rückte sich seinen Helm zurecht, wischte sich mit dem Taschentuche das Bier von Backe und Hals und schritt nach wie vor, als ob nichts geschehen wäre, vor dem Bar auf und ab. Ich war empört über die Zuchtlosigkeit des Pöbels und mehr noch über die feige Haltung des

Persönliche
Freiheit.

Polizisten, aber mein Begleiter beruhigte mich mit der Betrachtung, dass die Polizei in England wegen ihrer Geduld allgemein beliebt sei und Wutausbrüche des Volkes nicht aufkommen lasse. Der Mann handele gewiss nach seiner Instruktion. Als ich später bei Wiese in seinen deutschen Briefen über englische Erziehung (S. 29) den Satz las: „Die Geduld, der freie Blick und grosse Sinn, der fähig ist, über das Nächste hinwegzusehen aus Zuversicht zu dem werdenden Ganzen, ist unter den englischen Lehrern häufiger als in Deutschland, man ist streng im Grossen und Wesentlichen und äusserst nachsichtig in allem Uebrigen,“ da musste ich an den braven, misshandelten Polizisten denken, dessen sokratische Seelenruhe mich vordem lebhaft empört hatte. — Auch der Fremde findet unter englischer Herrschaft keinen Grund zur Klage. Ich bin wiederholt, zuletzt im Jahre 1900, in England gereist, habe aber nirgends auch nur die geringste Belästigung oder Einschränkung, nirgends Missgunst oder Feindseligkeit, niemals Misstrauen, Zurücksetzung, Uebervorteilung, Schikanen oder dergleichen erfahren, dabei habe ich öffentliche Bibliotheken benutzt, Sammlungen, Kirchen besucht, mich völlig frei bewegt, — überall fand ich offene Türen, freundliches Entgegenkommen, ohne dass ich mich durch Empfehlungen eingeführt hätte. Wenn aber heute ein in England oder im englischen Machtgebiete lebender Deutscher seine Stimme erhebt, um eine gerechtere Beurteilung der englischen Zustände herbeizuführen, so wird ihm bei uns zu Lande glattweg die Fähigkeit abgesprochen, richtig zu urteilen. Erst jüngst berichtete die Neu-Seeland-Times über eine in Wellington (Neu-Seeland) abgehaltene Versammlung, wobei der dortige deutsche Konsul Krull im Namen der deutschen Kolonisten erklärte, dass die Deutschen unter britischer Flagge gleiche Freiheiten geniessen, wie im eigenen Vaterlande. Er habe während 13 Jahren Gelegenheit gehabt, allerlei Arten von Regierungen kennen zu lernen und gebe dieses Urteil ab auf Grund dieser reichen Erfahrung. Solche Zeugnisse sollten bei uns als seinen Landsleuten doch Gewicht haben, zumal wenn sie sich, wie das tatsächlich geschieht, allerorten wiederholen. *) Aber unsere Zeitungen ziehen vor,

Fremde in
England.

Press-
stimmen.

*) So schrieb Karl Peters neulich in der Londoner „Finanz-Chronik“:
„Während Deutschland durch die pfuscherhaften Stämpereien der Hellwig und

sie zu bespötteln. Mir ist ein Deutscher befreundet, der seit 31 Jahren als Kaufmann in Glasgow lebt, dabei aber seine Kinder in Deutschland die Schule besuchen und auch seinen Hausstand in Deutschland bestehen lässt, ein Kämpfer von St. Privat und ein in jeder Hinsicht vortrefflicher Mann, der dem deutschen Namen im Auslande Ehre macht. Er versichert, dass unter den Deutschen, die in Glasgow leben und dort eine angesehene Stellung einnehmen, die Missbilligung der bei uns beliebten Verunglimpfung Englands allgemein geteilt wird, dass insbesondere das Treiben des Dr. Tille, der das englische Gastrecht missbraucht und gehässige Urteile über England verbreitet habe, von allen Deutschen dort auf das Härteste verurteilt werde. Sind nun, frage ich, diese Deutschen sämtlich urteilslose, charakterlose, vaterlandslose Männer? Geht man denn so schnell im Auslande aller seiner angeborenen, anerzogenen Tugenden und Kräfte, aller liebgewonnenen Ansichten und Ueberzeugungen verlustig? Oder gilt noch das Wort: Caelum, non animum mutant, qui trans mare currunt? Sollen wir über englische Zustände nur deren Urteil gelten lassen, die das Land ausschliesslich aus ihrem Atlas kennen und aus den Berichten, die ihnen Berliner Zeitungsbureaus gefertigt haben? Woher kommt es denn, dass wir unseren in Italien, Griechenland, Spanien angesiedelten Landsleuten Beobachtungsgabe, Urteilsschärfe, Gerechtigkeit und Vaterlandstreue zutrauen, nur von den nach England Uebersiedelnden annehmen, dass ihnen alle Einsicht und Gerechtigkeit gleichsam bei der Zollrevision unwiederbringlich abhanden gekommen seien? Wenn man den Deutschen im Auslande schon in vielen Fällen mit Unrecht vorwirft, dass sie ihre Heimat zu schnell vergässen, so trifft in diesem Falle uns Zurückgebliebene der gerechtere Vorwurf, dass wir unsere ausgewanderten Brüder so schnell als minderwertig und unglaublich abweisen. Die Deutschen in England haben sich vergebens bemüht, in unseren Zeitungen zu Wort zu kommen, all' ihre Zusendungen sind, wie mir glaubwürdig versichert wurde, entweder ganz unberück-

Genossen auf dem Gebiete seiner Kolonialpolitik zum Gespött aller denkenden Männer innerhalb und ausserhalb der Grenzpfähle des Reiches wird, gewinnt das Engländertum sich die wahren Besitztitel durch wirtschaftliche Erschliessung und durch die Einführung seiner freiheitlichen Institutionen, welche das Dasein behaglich machen für die Angehörigen aller Nationen.“

Ueber-
zeugungen.

sichtigt geblieben, oder, wenn sie Aufnahme fanden, mit so verächtlichen Randbemerkungen ausgestattet worden, dass jedem die Lust vergehen musste, weiter für das einzutreten, was ihm als die Wahrheit galt. Wer mag sich als charakterlos, urteilslos oder bestochen behandeln lassen? Wenn ich hier versuche, für eine leidenschaftslose, gerechte Würdigung englischer Zustände einzutreten, so müssten jedenfalls, um mich unschädlich zu machen, neue Gründe ins Feld geführt werden; denn ich war nur vorübergehend als Gast in England, wo ich nur Geld gelassen, keinen Schilling verdient habe, sodass mich Dankbarkeit ebensowenig wie verwandtschaftliche Rücksichten binden. Was ich hier sage, ist nichts anderes als meine Ueberzeugung, die natürlich irrig sein kann, obgleich ich mich auf bessere Kenner von England berufe. Aber auch das halte ich für ein Gebot der Not, in der wir leben, dass sich jeder, der sich im Besitze heilsamer Betrachtungen glaubt, entschliesse, diese öffentlich mitzuteilen selbst auf die Gefahr hin, missverstanden oder verdächtigt zu werden. Das ist es ja gerade, was ich beklage: man achtet, duldet und pflegt bei uns zu wenig selbständige Ueberzeugungen. Was in dieser Hinsicht die Engländer vor uns voraus haben, dafür wieder nur ein Beispiel: bei Ausbruch des Burenkrieges hielt in einer Wiener wissenschaftlichen Gesellschaft ein Gelehrter unter Anwesenheit mehrerer Engländer einen Vortrag, in dem er für das bessere Recht der Engländer mit Wärme eintrat. Man erwartete, dass die anwesenden Engländer sich dafür erkenntlich zeigen würden, und richtig, einer von ihnen bittet um das Wort, erhebt sich und ruft mit lauter Stimme in den Saal: I am for the boers! Das hatte natürlich niemand erwartet. Alle Achtung vor solchem Mut der Ueberzeugung! — Wir haben England gegenüber in wissenschaftlicher Beziehung unbestritten die Führerschaft, unsere geistige Durchschnittsbildung, ebenso unser Heerwesen stehen unendlich viel höher, unseren „Offizierstand macht uns keiner nach“ (Bismarcks Wort), und so vieles mehr, aber je freudiger wir uns dessen bewusst sind, um so weniger brauchen wir den grundlosen Verdacht der Vaterlandslosigkeit zu scheuen, wenn wir uns mit ehrlicher Anerkennung auch über das aussprechen, was uns dort als vorbildlich erscheint.

*

*

*

Es gibt in England keine Herren und Knechte, sondern nur freie Männer, die auch gegenseitig ihren Manneswert würdigen und anerkennen. Da liberales und konservatives Regiment häufig wechseln, so bringt es weder besondere Ehre noch besondere Missachtung, dieser oder jener Partei anzugehören. Die Gemeinden haben die weitestgehende Selbstverwaltung und ordnen ihre Angelegenheiten ohne einen grossen Aufwand von Schreiarbeit nach dem gesunden Menschenverstande und mit dem von Goethe geforderten Wohlwollen in der mehr persönlichen Einwirkung von Mann zu Mann. Das Volk, seit Jahrhunderten für mündig erklärt, wacht selbst über den Gesetzen. Jeder Engländer fühlt sich insofern als Polizisten, als er sich für berufen ansieht, selbst für öffentliche Ordnung und Zucht einzutreten. So schweigsam der Engländer im allgemeinen ist, so unbekümmert um das Treiben seiner Umgebung, ebenso lebhaft bäumt sich sein Rechtsbewusstsein auf, sowie er eine Verletzung der anerkannten Ordnung beobachtet. Wehe dem Schutzmann, der sich an einem Menschen vergreift! Sofort ist er von einer drohenden Menge umringt, die ihn in seine Schranken zurückweist. Daher wird dort ein betrunkenen Arbeiter auf der Gasse von der Polizei mit weit mehr Höflichkeit behandelt, als hier zu Lande der Herr, der mit Cylinder und Glacés auf dem Polizeibureau eine Auskunft erbittet. Ich spreche aus eigener Beobachtung. Wehe auch dem Kutscher, der sein Pferd misshandelt! Man ruft nicht etwa nach der Polizei. Nein, der erste beste Herr greift ein, verbietet die Tierquälerei, und wenn er auf Widerspruch stösst, so führt seine Anzeige unfehlbar zur strengsten Bestrafung des Schuldigen von seiten des Tierschutz-Vereins der Gemeinde, welcher in diesem Falle judicistische Vollmacht zusteht. Thatsächlich habe ich dort in mehreren Monaten keine einzige Tierquälerei, kein einziges abgetriebenes Pferd gesehen, während man hier trotz der edlen Bestrebungen unserer Tierschutzvereine täglich und zumeist vergeblich gegen die Roheit unserer Kutscher eifern muss. Noch weniger duldet in England das öffentliche Gewissen, dass ein Mensch gequält und überbürdet werde. Die Dienst- und Arbeitsstunden sind nach unseren Begriffen sehr bescheiden gemessen. Der Mittelstand arbeitet durchschnittlich von 9—5 Uhr. Alle Geschäfte haben am Sonnabend um 1 Uhr Geschäftsschluss. Auch die Arbeiter in den Fabriken und Bergwerken arbeiten täglich nicht über 7 oder 8 Stunden. Die übrige

Weiteres
über
England.

Zeit widmet der Engländer seiner Erholung, verbringt täglich mehrere Stunden im Freien, auf seinem Ruderbote, auf dem Pferde, dem Lawn-tennis-Platze, beim Fussball- oder Golfspiele. Ich habe oft Männer mit weissen Haaren bei diesen Spielen beteiligt gesehn. An Nebenverdienste und an privaten Fleiss neben seiner Berufsarbeit denken allerdings nur die Wenigsten. Die Mehrzahl der Engländer besserer Stände tritt jung ins praktische Leben, kommt früh zu Verdienst, da auch der Lehrling für seine Arbeit Zahlung erhält, und kann deshalb auch jung heiraten. Wie zu den Zeiten unserer Urgrossväter sind dort Ehemänner von 23—25 nichts Seltenes. Das junge Paar bezieht in der Regel sogleich sein eigenes Häuschen, „castle“, worin ihm kein Mitbewohner, kein böswilliger Hauswirt das Leben vergällen kann. Das Strebertum fehlt bei ihnen bis auf den Begriff und Namen. Der Ehrgeiz der Meisten findet sich befriedigt, wenn sie ihre auskömmliche Stellung und ihr behagliches Heim haben. Titelsucht, Ordensjagd und der Wunsch, sich bei den Vorgesetzten bemerklich zu machen, und andere dienstlich auszustecken, zehren also ebenso wenig an der Ruhe und den Nerven der jungen Männer, wie der Aufenthalt in tabakerfüllten Bierkneipen und das unmässige Kommersieren unserer akademisch gebildeten jungen — und alten — Welt. Ein Kneipenleben kennt man drüben überhaupt nicht; kennt ebenso wenig in der besseren Gesellschaft nervöse Männer, abgehetzte, geistig erschöpfte Beamte, wie aufgeschwemmte und träge Alkoholiker. Das ganze Leben dort, das man fälschlich bei uns als eine rastlose Hast nach dem Golde darzustellen liebt, ist in Wahrheit viel mehr auf ein piano gestimmt, und „ein gesunder Geist in einem gesunden Leibe“ ist in England nicht mehr ein ferner Wunsch, sondern schon das erreichte Ziel des Volkslebens, an dem jeder unbefangene Beobachter seine Augenweide haben muss. Was bei uns neuerdings in dieser Hinsicht erstrebt und geleistet wird, das geschieht zugestandener Mafsen in Anlehnung an das englische Vorbild. Ich verweise auf die „Verhandlungen über Fragen des höheren Schulunterrichts vom 6.—8. Juni 1900“ (Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses, Frage 6., S. 161), wo die Herren Dr. Fleischer, Frhr. von Seckendorf, Dr. Graf Douglas und andere viel Treffliches und Verheissungsvolles über die bei uns beabsichtigte stärkere Pflege auch der körperlichen Kräfte unserer Jugend gesagt und empfohlen haben. Nicht in England, wohl aber bei uns ist die

„Unrast“ zu Hause, die uns körperlich und seelisch aufreißt und um alle die idealen Güter bringt, die nur in dem Frieden einer stillen Seele gedeihen. Die Neurasthenie ist keine englische, sondern eine deutsche Krankheit, auf deutschem Boden ist auch das köstliche Witzwort gewachsen:

„Mensch, raste, aber haste nie,
Sonst haste die Neurasthenie!“

Grösstes Behagen habe ich in den ländlichen Vororten von London beobachtet. Die kleinen, schlichten, oft aber sehr geschmackvollen Häuschen atmen stilles Glück. Die Bewohner, saubere, gesunde und gesittete Menschen, verkehren unter sich und mit der Nachbarschaft mit schlichter, ehrlicher Offenheit, mit gefälligen aber ungekünstelten Formen. Wo ich Aufnahme fand, da wurde mir bald behaglich zu Mute, obgleich man wenig Worte und wenig Umstände mit dem Gaste macht. Die Gastlichkeit gilt als etwas Selbstverständliches, man liebt es nicht, mit dieser Tugend zu prunken und tut nicht reicher, als man ist.

Ich sah z. B. Lehrer der Oxforder Hochschule: Sie haben fast ausnahmslos ihr schönes, kleines Landhaus, bewegen sich viel auf dem Spielplatze und im eigenen Bote auf der Themse. Einige hatten im Garten ihr Zelt aufgeschlagen, in dem sie einen grossen Teil ihrer Zeit lesend, rauchend, plaudernd verbrachten. Im Sommer taten sich mehrere zusammen, um auf eigenem Bote die deutschen Flüsse, zumal den Rhein und die Mosel, zu besuchen. Sie hatten dann ihr Zelt und ihre kleine Küche bei sich und lebten so, wie die alten seefahrenden Normannen wochenlang in ihrem Bote, nur hier und da landend, um ihr Zigeunerzelt aufzuschlagen. Gasthäuser mieden sie grundsätzlich. Natürlich findet ihr Beispiel bei der sogenannten studierenden Jugend Beifall und Nachahmung. Studiert wird wenig, nach unseren Begriffen erschrecklich wenig, so dass einsichtige Engländer selbst schon vor der einseitigen Betonung der körperlichen Pflege warnen, aber da die englische Jugend weder kneipt noch Karten spielt, hat sie für gesunde Leibespflege viel Zeit übrig, die bei uns am Biertische verloren geht.

*

*

*

Englischer
Patriotismus.

In wie hohem Grade als Folge einer liberalen Volkserziehung bei den Engländern die Vaterlandsliebe und politische Einsicht Gemeingut der gesamten Bürgerschaft geworden sind, dafür erlebten wir gerade jetzt den glänzendsten und für unser Nationalbewusstsein geradezu beschämenden Beweis. Der Krieg gegen die Buren wurde von der englischen Regierung im Widerspruche gegen einen grossen Teil des Volkes übernommen. Ich empfang damals Briefe eines gebildeten Engländer, in denen er in den härtesten Worten seinen Abscheu gegen diesen verruchten Krieg aussprach und erklärte, er sehne den Tag herbei, an dem Cecil Rhodes an den Galgen geknüpft werde; eine beigelegte Zeichnung seiner Hand veranschaulichte diese Situation. Obgleich aber viele Engländer so dachten, so traten sie doch Mann für Mann auf Seiten der Regierung, sowie sie erkannten, dass Englands Machtstellung und Weltruf auf dem Spiele stand. Alle die schweren Niederlagen und Enttäuschungen, alle Opfer an Blut und Geld vermochten die Stellung der Regierung nicht zu erschüttern, und heute ist diese von dem gesamten Volke gestützt, fester und sicherer, als zu Beginn des Krieges. Abgesehen von den Iren, die von jeher eine reichsfeindliche Politik treiben, bewilligten alle Mitglieder der Parlamente ohne Widerspruch und Murren jede neue Kriegsteuer und die gesamte Presse billigte und forderte diese Politik. Ohne längere Debatten wurden als notwendig erkannte Neuerungen eingeführt, die mit einer langen politischen Tradition brachen. Das Vernünftige siegt dort jedesmal im Augenblick über die schönsten Theorien. Wenn der Freihandel keine ausreichende Einnahmen bringt, so versucht man es eben mit dem Schutzzoll. Das spielt sich in England jetzt vor unseren erstaunten Augen mühelos ab, aber nur mit Grausen mag man sich ausmalen, was für Debatten, welche endlose theoretischen Vorträge, welche Verschwendung an sittlicher Entrüstung, an Kraft und Lunge bei uns zu Lande solche politische Frontschwankungen zur Folge haben würden. Beschämt erkennt man an dem Vergleiche, ein wie wenig politisch geschultes Volk wir bis heute noch sind. Als ich Ostern 1900 in London war, konnte ich die bis in die untersten Schichten des Volkes hinabreichende Besonnenheit und politische Zucht der Engländer bewundern. Neue Niederlagen im Felde wurden mit männlicher Fassung hingenommen. Man sah die Männer ernst in ihre Zeitungen vertieft, aber nirgends brach die innere Erregung durch,

nirgends Verzagtheit oder der Wunsch einen Schuldigen zu suchen, auf den man seinen Ingrim und die Verantwortung abladen könnte. Die Wechselfälle des Krieges äusserten sich auf der Oxfordstreet weniger geräuschvoll, als auf der Friedrichsstrasse Berlins. Unsere Zeitungen haben uns da freilich von dem englischen Volke ein arg entstelltes Bild gegeben. Dass aber der Engländer allen Grund habe, sein Vaterland zu lieben, dass musste ihm selbst sein Neider oder Feind zugeben. Ich glaube nicht, dass man irgendwo auf Erden so viele zufriedene Menschen findet, wie eben dort. Die staatlichen Einrichtungen entsprechen den Bedürfnissen und Wünschen des Volkes, und eintretende Uebelstände werden mit Freimut in der allmächtigen aber maßvollen Presse erörtert und schnell abgestellt. Majestätsbeleidigungen gibt es nicht, weil nach englischer Auffassung das Herrscherhaus über Beleidigungen erhaben ist. Wer sich zu beleidigenden Worten gegen die Regierung hinreissen lässt, verfällt der Missachtung, nicht aber dem Strafrichter. Alle staatlichen Organe dienen dem Volke mit klarem Bewusstsein und vermeiden jede unnötige Belästigung. Weitgehende Wohlfahrts-Einrichtungen bekämpfen die Armut und den Neid der niederen Klassen durch Errichtung von gesunden Arbeiter-Wohnungen und Krankenhäusern, Volksküchen u. dergl. Wenn Strikes ausbrechen, so stehen die Besitzenden in der Regel auf Seiten der Strikenden und ermöglichen ihnen durch freiwillige Geldspenden, ihre Forderungen durchzusetzen. Die Folge von alledem ist, dass man in England, trotz der gewaltigen Gegensätze zwischen reich und arm, einen sozialen Frieden findet, wie sonst nirgends auf Erden. Sozialdemokratie und Anarchismus können dort nicht Boden fassen. Von einem Hasse der Unbemittelten gegen die Reichen und den Adel ist kaum etwas zu spüren. Wenn der Arbeiter Sonntags seinen guten Rock anzieht, so fühlt er sich als gentleman und wird als solcher behandelt. Er darf seine Meinung laut und öffentlich aussprechen, ohne auf Gewalt zu stossen, denn das Versammlungsrecht, Rede- und Pressfreiheit sind uneingeschränkt, darf, wo es ihm beliebt, auf Strassen oder auf öffentlichen Plätzen, sein Redepult aufstellen, um die Menge für seine politischen oder religiösen Ideen zu gewinnen; darf sich in den grossen öffentlichen Parks nach Belieben ergehen; kurz sich auf seinem Heimatsboden als freier Mann fühlen und bewegen. Er teilt das allgemeine Bewusstsein, einem mächtigen

freien Volke anzugehören, in dem ihm, wie jedem anderen die Wege offen stehen, zu Ehre und Ansehn zu gelangen. Denn die Aristokratie schliesst dort keinen, und wäre er von der dunkelsten Geburt, von sich aus, sobald er sich durch Talent und Verdienst emporgeschwungen hat. Ja, der Adlige selbst fühlt sich vor allem als englischen Bürger und gehört vielfach auch politisch der Bürgerpartei an.

Ein mir nahe stehender Deutscher, der seit mehr als dreissig Jahren in London ansässig ist, sich dort ein Geschäft gegründet, verheiratet, Grund und Boden erworben, mehrere Häuser gebaut, auch seine Kinder wieder verheiratet hat, ist in dieser ganzen Zeit auch nicht ein einziges Mal um ein Legitimationspapier gefragt worden. Zur Verehelichung genügte ausschliesslich die mündliche Willenserklärung von Brant und Bräutigam und der Beistand eines Trauzeugen, 8 Tage nach der Anmeldung erfolgte die Trauung, Legitimationspapiere wurden nicht gefordert. Gleich mühelos wickeln sich alle Geschäfte ab. Bona fide, d. h. durch blossen Handschlag macht man seine Angaben und geht damit seine Verpflichtungen ein; der gute Name und das Vertrauen, das man auf die selbstverständliche Ehrenhaftigkeit des gentleman setzt, macht das bei uns übliche Aktenmaterial entbehrlich. Darf man sich wundern, dass so gewöhnte Männer nicht ertragen können, unter der unausgesetzten bureaukratischen Bevormundung in Deutschland zu leben?

*

*

*

Vaterlands... Erst auf diesem weiten Umwege komme ich zu meiner
 Hebe Hauptfrage zurück: „Wie können wir Vaterlandsliebe pflegen?“
 junger Die Liebe des jungen Engländers zu seinem Vaterlande steht
Engländer. ausser jeder Diskussion. Er liebt sein Land, weil ihm darin wohl ist. Ich habe aber nicht gehört, dass man sich in den Schulen um die Pflege der Vaterlandsliebe bemühte. Man würde das als überflüssig, als lächerlich empfinden. Das hiesse allerdings Eulen nach Athen tragen. Denn der englische Knabe hat mit Recht die feste Ueberzeugung, dass es ihm nirgends in der Welt besser gehen kann, als in seinem Heimatslande. Er hat da alles, was ihm das Leben schön macht, es fehlt ihm nichts an seinem Behagen und

Glück. Eltern und Lehrer lassen ihm die denkbar grösste Freiheit. „Alles Einengende und Beschränkende, und mehr noch alles Spionierende und Polizeimässige ist verbannt. Von einer strengen und gleichmässigen Aufsicht in der Schule ist gar nicht die Rede. Weder ist im College beim Essen immer ein Lehrer als Aufseher zugegen, noch schläft einer in demselben Raume mit den Zöglingen oder ist in den Erholungsstunden zur Aufsicht in der Nähe. Dies würden die jungen Leute als einen unerträglichen Eingriff in ihre Rechte ansehen. — Die Ausgehefreiheit ist selbst bei den Anstalten mitten in London nicht sehr beschränkt. Ferner dürfen sie lesen, was sie wollen, auch alle politischen Zeitungen. Die jungen Leute geben sich früh mit Politik ab: haben ihre politischen Klubs mit Disputationsübungen; es wäre auch unmöglich, sie von der mit Politik erfüllten Atmosphäre abzusperren.“ All das citiere ich wörtlich nach Wiese, um eigene Beobachtungen durch dessen Autorität zu stützen. Die Ansprüche an Fleiss und Leistungen sind bescheiden bemessen. Man sorgt für ausgiebige Bewegung im Freien. Die Jugend ist frisch und gesund, froh und glücklich. Im Spiel mit lieben Genossen stählt der Knabe seine Kraft, seine Erfolge begeistern ihn, leuchtenden Auges, kühn gehobener Stirne, festen Tretes und in blühender Jugendkraft schreitet er einher, selbstbewusst, ohne je frech zu werden, zutraulich gegen Erwachsene, aber nicht zudringlich, mit einem feinen Takte für das Erlaubte und Schickliche. Wer die englische Jugend nach einigen plumpen Typen der Reisenden dieses Volkes beurteilt der geht in seinem Urtheile fehl. Was man da zu sehen bekommt, sind oft die Söhne der niederen Stände, „Gevatter Schneider und Handschuhmacher“, ja selbst Vertreter des Pöbels, Pferdejungen, Jockeys, die durch Wetten auf dem Rennplatze zu Geld gekommen sind: Der englische Knabe, der unserem Gymnasiasten entspricht, ist in Haltung und Wesen schon ein gentleman und wacht selbst streng darüber, dass sich jeder seinesgleichen durch Wahrhaftigkeit, durch gute Manieren und bescheidenen Freimut der guten Gesellschaft wert erweise. Wer nicht gentlemanlike ist, den machen die Mitschüler selbst durch Achterklärung unschädlich: ihre Selbstzucht ist unbittlich streng. Mit Stolz lesen wir die rühmenden Worte, mit denen Tacitus der Keuschheit germanischer Jünglinge und Jungfrauen gedenkt, wenn wir aber die heutigen Zustände damit vergleichen, so müssen

Englisches
Erziehungs-
prinzip.

wir den besseren Teil dieses Ruhmes an die englische Jugend abgeben. Die Erklärung dafür liegt wieder in der vortrefflichen englischen Erziehung, die den Erwerb von Kenntnissen erst als zweite Aufgabe ansieht, zu der das Leben immer noch Gelegenheit genug darbiete, dagegen von früh auf der Charakter-Bildung dient. „Beherrschung der Affekte“ steht dabei obenan, es folgen „Freimut, Festigkeit des Willens, Unerschrockenheit, Geduld und Ausdauer auch bei geringen Erfolgen“. Auf diese Eigenschaften und auf ihre Begründung in der rechten Gottesfurcht, die von aller Menschenfurcht am sichersten befreie, komme alles an. Günstig wirkt auch, dass der junge Engländer von klein auf zwanglos mit jungen Mädchen verkehrt. Dadurch gewinnt er sie zu Kameradinnen und Freundinnen und empfindet deshalb später das Mysterium des Weibes nicht mit so überwältigender Macht, wie unsere so thöricht von den Mädchen getrennten Knaben. Sodann sind die Nerven des jungen Engländers weder durch langes Sitzen am Schreibtische, durch Nacharbeit, Examensnöte, noch durch den Teufel des Alkohols krankhaft erregt und angestachelt. Starke Bewegung im Freien bringt ihm tiefen Schlaf und bewahrt ihn vor unreinen Phantasien. Für aufreizende Romanlektüre fehlt Zeit und Stimmung. Das Landleben und das Tummeln und Wettkämpfen auf dem Flusse oder auf den Spielplätzen erfüllt ihn ganz und hält ihn fern vor den Sittenverderbnis der Grossstadt. Als blühende Jünglinge gehen die Engländer in die Ehe und finden bald an ihren heranwachsenden Kindern gleichgesinnte Kameraden und Genossen ihrer sportmässigen Bewegungsspiele. Da ausserdem der Wohlstand weit verbreitet ist, so geniessen die Engländer der breiten Masse des Volkes das Glück einer sonnigen Kindheit, und die Schule trägt dazu das Beste bei. Mit diesen Beobachtungen stimmt überein, was Lichtwark erzählt, dass er einen jungen Engländer kennen lernte, der sich aus Sehnsucht nach seiner Schule verzehrte. Dem geben auch die zahlreichen Biographien bedeutender Engländer Ausdruck, die fast ausnahmslos an ihrer alten Schule mit herzlicher Zuneigung hängen. Noch deutlicher spricht dafür die Tatsache, dass sie diesen Schulen testamentarisch grosse Summen zuweisen, so dass man in allen Schulen die Namen ehemaliger Schüler und Wohltäter mit goldenen Lettern eingegraben findet.

*

*

*

Liebt auch der Deutsche seine Schule und seine Lehrer? Ich wage es in dieser Allgemeinheit trotz aller Hochachtung, die ich persönlich für zahlreiche Vertreter unseres Standes hege, nicht zu behaupten. Wir hören vielmehr häufig die Klagen der Lehrerschaft über das „Missverhältnis“, das, wie v. Bismarck am 8. April 1895 sich ausdrückte, „zwischen der Bedeutung, die der höhere Lehrerstand für unsere nationale Zukunft hat, und zwischen deren bisheriger Würdigung existiert“; die Klage über die geringe, manchmal verletzende geringe, gesellschaftliche Achtung, unter der der einzelne und der ganze Stand der Lehrer zu leiden habe. „Die Urteile (über den Lehrerstand)“, sagt Münch (Einige Gedanken über die Zukunft unseres höheren Schulwesens in „Ueber Menschenart und Jugendbildung“, N. S. 220), „fallen bei uns leichthin; diesem Stande gegenüber legt man sich keine Zurückhaltung auf; es wäre fast schlechter Ton, wollte man Gutes von ihm reden; Parteilichkeit leichthin anzunehmen, Rancüne, Bosheit und Gehässigkeit, das deutet zwar im Grunde auf eigene, niedrige Gesinnung, ist aber trotzdem sehr verbreitet. Man trifft da viel Roheit an in feinem Munde“; und an einer anderen Stelle („Vom Recht der Persönlichkeit im Schulamt und Schulleben“, S. 23): „Das öffentliche Erziehungswesen, die höhere Schule zumal, pflegt längst nicht mehr das allgemeine (?) Lob zu empfangen, wie vor einem halben Jahrhundert — die Lehrer schlecht zu machen lieben nicht bloss moderne Theaterdichter (denen es ja nicht sowohl auf gerechtes Maß ankommt als auf den Erfolg des Stückes), sondern zahlreiche andere, am Biertisch, beim vornehmen Diner, in der Familienstube.“ Das Auffallende dabei ist nur, dass die modernen Theaterdichter, von denen eine Rotte höchst minderwertiger Schulmeister auf die Bühne gebracht wird, mit ihrer Darstellung den Beifall von Hunderttausenden finden, dass die öffentliche Meinung dagegen nicht Protest erhebt. Und wie werden diese Kerle auf der Bühne von ihren Vorgesetzten behandelt? Sollte man auch das als typisch empfinden? In Lehrerkreisen nimmt man an, dass „die abfälligen Aeusserungen über ihren Stand auf solche zurückgehen, die sich um deswillen zu einem Urteil verpflichtet und berechtigt halten, weil sie auch einmal auf der Schulbank gesessen. Kritiklos verdichten sie angeblich eigene und fremde Erfahrung zu einem entstellenden Bilde über die Wirksamkeit eines ganzen Standes: kritiklos gegen sich selbst; denn

Deutsche
Schulen.

Ursachen
der Miss-
stimmung.

Vorurteil gegen eine Beamtenklasse lasse eine angeblich bittere Erfahrung der Jugendzeit in höherem Alter immer bitterer erscheinen — kritiklos gegen andere; denn schon Voreingenommenheit verhindere, sorgfältig die Spreu von dem Weizen zu sondern.“ (G. Schwarz, Korrespondenz-Blatt für den akademisch gebildeten Lehrerstand vom 1. Juni 1902.) Aber wieder bleibt die Frage offen: weshalb sind denn den meisten Deutschen die Erinnerungen an die Schulbank so verdriesslich? Die Gründe liegen offenbar viel tiefer, als hier angenommen wird, und haben gewiss leider auch einen guten Teil von Berechtigung.

Geistige
Ueber-
fütterung.

Als Wurzel alles Uebels gilt mir die geistige Ueberfütterung unserer Jugend. Diese Klage ist in Preussen so alt wie das Abiturientenexamen und erreichte ihren Höhepunkt wohl unter dem Minister Altenstein, in den 22 Jahren, in denen Joh. Schulze (1818—1840) das höhere Schulwesen Preussens verwaltete. Friedrich Paulsen hat in seiner Geschichte des gelehrten Unterrichts eine lange Reihe von Aeusserungen der Zeitgenossen Schulze's zusammen getragen, die alle darauf hinauskommen, dass in den preussischen Gymnasien viel und vielerlei gearbeitet, gelernt werde, dass aber wegen dieses erzwungenen Viellernens der Schüler nicht mehr wie früher zu freier Vertiefung in ein einzelnes, seiner Begabung und Neigung zusagendes Gebiet Raum habe. Und hieran sei zuletzt eben die neue Lehrordnung mit ihren vielen Gegenständen und die scharfe Kontrolle durch die Abgangsprüfung schuld. In diesem Sinne urteilen über Schulze's Bestrebungen nicht bloss auswärtige Gelehrte, wie Gottfried Hermann und Thiersch, sondern ebenso preussische Schulbehörden und Aerzte, Direktoren und Lehrer. In diesem Sinne hat vor allem auch die nachfolgende Verwaltung sich ausgesprochen; Eilers und Wiese sahen beide als ihre Aufgabe an, in diesem Stück gut zu machen, was durch die vorige Verwaltung versehen worden sei: Konzentration ist das Stichwort, das an die Stelle der allseitigen Bildung tritt. (Vgl. Friedrich Paulsen „Johannes Schulze und die preussischen Gymnasien“. Sonntags-Beilage Nr. 9 der Vossischen Zeitung 1890, Nr. 103.) Bezeichnend für Joh. Schulze ist sein Wort, das sein Freund R. Köpke in einem Nachrufe als ein öfter von ihm zu hörendes anführt: „Arbeiten oder untergehen!“ In einem Reskript an das Berliner Provinzial-Schulkollegium vom 29. März 1829 wird

auf dessen wiederholte Bedenken über die zu grosse Zahl der Schulstunden und die zu grossen Anforderungen an die Schüler ablehnend erwidert: wenn so etwas vorkomme, so sei es nicht die Schuld der ministeriellen Anordnungen, sondern der Lehrer und Direktoren, sowie der Schulräte, die es duldeten. „Das Ministerium erachte es aber im allgemeinen für notwendig, dass den die Gymnasien besuchenden jungen Leuten ihr Vorhaben nicht leicht gemacht, ihnen vielmehr schon in der Schule und mittelst derselben die Beschwerden, Mühseligkeiten und Aufopferungen, welche die unvermeidlichen Bedingungen eines erfolgreichen, dem Dienst der Wissenschaft, des Staats und der Kirche gewidmeten Lebens seien, vergegenwärtigt würden.“

Das Thema der Schülerüberbürdung bildet seitdem einen Hauptteil aller pädagogischen Betrachtungen, worüber Eulenburg und Bach in ihrer „Schulgesundheitslehre“ (Berlin 1900) eingehend berichten. Trotz aller Sorgfalt, die von den Schulverwaltungen gerade dieser Frage zugewandt wird, wollen die Klagen von seiten der Eltern, der Aerzte und auch der Schulmänner nicht verstummen. So hat auf dem letzten Philologentage (Strassburg 1902) Prof. Altendorf seine Ueberzeugung von der geistigen Ueberfütterung unserer Gymnasialjugend vorgetragen, die abstumpfend wirke, und gegen die sich die Mehrzahl der Schüler durch Gleichgiltigkeit und mangelhaften Fleiss helfe — ein bedenklicher Ausweg —, während die kleine Zahl der Gewissenhaften sich mehr anstrengte, als ihnen zuträglich sei: es leide darunter die körperliche wie die geistige Entwicklung. Er sprach damit die Ueberzeugung zahlreicher Gymnasiallehrer aus, wurde aber sogleich von den beiden strengsten Hütern des humanistischen Gymnasiums zurückgewiesen: Geh. Rat Oskar Jäger sagte, er müsse sich gegen die Ansicht von der Ueberbürdung und den „blassen Gesichtern“ der Gymnasiasten wenden. Schon in dem Schüler müsse das Bewusstsein des Berufes und der fleissig zu erfüllenden Berufspflicht wach gerufen werden; das gäbe ihm den Halt im späteren Leben. Sehr gut! Wenn nur nicht durch Ueberanstrengung auf der Schule gerade das Gegenteil, nämlich die Arbeitsscheu nachweislich in vielen Fällen verschuldet würde. Auch Geh. Rat Uhlig sah in dem Vortrage von Altendorf, der sich besonders gegen die grammatisch stilistische Geistesdressur wandte und Entlastung der Gymnasiasten forderte, „vielfach nur Trivialitäten“;

Ueber-
bürdungs-
frage.

besonders sei die angebliche Ueberbürdung nur ein Gespenst. Er und seine Altersgenossen hätten auf der Schule viel mehr arbeiten müssen, und das habe ihnen keineswegs geschadet. Man könnte billigerweise fragen, ob das übermäßige Arbeiten ihnen auch entsprechend genützt habe, ob sie ihr Lebenswerk nicht eben so gut hätten verrichten können, wenn in ihrer Jugend ein besserer Ausgleich zwischen Arbeit und Musse bestanden hätte? Welche Anforderungen man damals allerdings in Preussen an die Arbeitsleistungen der Schüler stellte, darüber spricht sich ein Direktor des Halleschen Gymnasiums in einer durch den Lorinserstreit veranlassten Schrift aus: er rechnet 84 wöchentliche Arbeitsstunden für den Schüler der Oberklassen: 36 Schulstunden, 34 Stunden zur Erledigung der häuslichen Aufgaben und 14 Stunden Privatarbeit; also ein 14stündiger Normalarbeitstag, oder, da unter diesen Umständen der Schüler wohl keinen Sonntag machen wird, ein 12stündiger ohne Feiertage. Er fügt hinzu: unter den Abiturienten ist „jeder Dritte ein solcher, der sich entweder schon früher, oder doch im letzten Semester durch Arbeiten bei Tag und Nacht so erschöpft hatte, dass man froh sein musste, wenn das Examen glücklich vorüber war.“

Da hätten wir also doch ein zeitgenössisches Urteil, dass dieses Zuvielarbeiten den Jünglingen schadete — und wie sollte es auch anders sein? Auch Paulsen kam zu der Ansicht, dass Schulzes Verwaltung in einem Punkt für unsere Gymnasien verhängnisvoll gewesen ist: sie hat ihren Lehrern und Schülern durch gebotene und kontrollierte Schularbeit den Raum für freie und selbständige Tätigkeit über das Maß des Notwendigen und Zulässigen verengt.

Dem Urteile vereinzelter Männer, selbst wenn sie über so reiche Erfahrung verfügen, wie Jäger und Uhlig, stehen also nicht minder gewichtige Zeugnisse gegenüber. So sagte jüngst auch Professor Hempel „Ueber die Erziehung der jungen Männer“ (Dresden 1902, S. 19) trotz der schon wesentlich herabgeschraubten Ansprüche: „Noch nicht die Hälfte aller Gymnasiasten kann die gestellten Aufgaben mit Leichtigkeit erledigen. Die andern vermögen nur unter Schädigung ihrer körperlichen Entwicklung die gesteckten Ziele zu erreichen. ‚Im Maturitätsexamen‘, fährt er fort, ‚brechen selbst die Stärksten zusammen‘, sagte mir vor zwei Jahren ein Rektor eines in ausgezeichnete Weise geführten Realgymnasiums. Die Anfrage,

ob es nicht möglich sei, in den Stundenplan bestimmte Zeiten zum Schwimmen und Baden im Sommer aufzunehmen, beantwortete mir der Rektor eines humanistischen Gymnasiums dahin: „Dazu haben wir keine Zeit.“ Auch die Mehrzahl meiner engeren Amtsgenossen, die mitten im Schulleben stehen, zumal die, welche selbst Väter schulpflichtiger Kinder sind, stimmen in die Klagen der übrigen Eltern ein. Nur in Ausnahmefällen nehmen die Schüler der obersten Klassen an dem so wichtigen Zeichenunterrichte Teil und begründen ihr Fernbleiben damit, dass sie dazu keine Zeit hätten. Den deutlichsten Beweis dafür, dass die Eltern ihre schulpflichtigen Kinder für überanstrengt halten, finden wir in den immer mehr überhand nehmenden Gesuchen um Befreiung von einzelnen Lehrgegenständen. Da in den besseren Ständen unseres Volkes ein hoher Bildungstrieb liegt, da ausserdem der Sinn für Sparsamkeit den Wunsch nahe legt, das auszunutzen, wofür man Geld zahlt, so sollte man meinen, die Eltern würden bestrebt sein, für ihr Schulgeld möglichst viel heraus zu schlagen. Aber das Entgegengesetzte ist der Fall: der Hansarzt muss als Retter in der Not einspringen und durch seine Atteste allerlei Dispense, Verlängerungen der Ferien etc. erwirken. Die blosse Tatsache, dass die Litteratur der Ueberbürdungsfrage trotz aller bisherigen Schulreform nicht zum Schweigen kommt, dass sich an ihr besonders Aerzte beteiligen; die Tatsache ferner, dass in der Tagespresse und in periodischen Zeitschriften immer lauter eine Entlastung der Schülerköpfe zu Gunsten einer harmonischen Ausbildung und stärkeren Pflege des Körpers und Gemütes gefordert wird, sprechen gegen die Vertreter des alten Standpunktes. Und selbst wenn sie Recht hätten, dass man unbeschadet seiner Gesundheit so viel hinter den Büchern sitzen könne, wie sie in ihrer Jugend getan haben, so wiegt der starke Wunsch der gebildeten deutschen Mehrheit, der Stubenhockerei ein Ende zu machen, all solche Erwägungen auf. Der Ansturm gegen die Schule hat sich schon als so mächtig erwiesen, dass auch in dieser Frage die öffentliche Meinung zum Siege durchdringen muss, zumal wenn sie schon von Männern geteilt wird, die selbst zu den geistig führenden gehören. Es ist an sich ein Krankheitssymptom unserer ganzen Kultur, dass es eine Ueberbürdungsfrage, Subsellienfrage, Ermüdungsstatistik der Schulkinder und dergleichen gibt. Bei richtiger Behandlung der

Jugend, bei einem vernünftigen Ausgleiche aller Erziehungsfaktoren müsste diese ganze Krankheitslitteratur von selbst aus der Schule verschwinden. In England existiert, so viel ich weiss, überhaupt nichts derart, und deshalb gilt mir die englische Jugenderziehung für besser als die deutsche.

Die Fragestellung, wieviel ein Knabe geistig arbeiten könne, ohne dabei an seiner Gesundheit Schaden zu nehmen, möchte an sich verkehrt sein. Vielleicht mit grösserem Rechte würde man umgekehrt fragen: „Mit welchem Mindestmasse von Schulweisheit kann man einen Knaben für das Leben ausreichend Vorbilden? Wieviel ist von dem entbehrlich, was wir auf der Schule mit den Knaben treiben?“

„Die heutigen Verhältnisse, sagt Oskar Weissenfels, haben in der grossen Masse der Lernenden das Verlangen erzeugt, mehr geistig in sich aufzunehmen, als sie sich assimilieren können, oder — wie er richtiger hinzufügt, — sie legen ihnen wider ihren eigenen Willen diese leidvolle Notwendigkeit auf. So erwerben sie denn, was sie sich doch nicht zu eigen machen können, und tragen das Erworbene, falls sie es nicht voll Unmut nach absolvierter Prüfung von sich werfen, wie eine schwere Last bei sich herum, ohne dadurch klüger und besser geworden zu sein.“

Gleiche Urteile liessen sich in Massen beibringen. So sagt J. Norrenberg (Monatsschrift für höhere Schulen I, 1902, Heft 3, S. 179). „Wir sind dem Entwicklungsgang der Wissenschaften entsprechend zu sehr Gelehrte, zu einseitige Detailforscher geworden, haben auch im Unterricht dem System und dem Mikroskop zu viel Raum gegeben und darüber den Makrokosmos mit seinem ethisch-ästhetischen Inhalt ganz vergessen“, und (S. 180) „Es wird noch immer eine Unmenge von Ballast von Urväter Zeiten her von einem Lehrbuch ins andere übertragen, was ohne Schaden für den Unterricht leicht bei Seite gelassen werden könnte; die hierdurch frei werdende Zeit liesse sich nutzbringender ausfüllen. Ohne Verminderung der Ansprüche liesse sich durch stärkere Hervorhebung der vortragenden Lehrweise eine Entlastung der Schüler leicht herbeiführen.“

Abhilfe.

Der Fehler liegt also an dem Vielerlei des Dargebotenen. Prof. Hempel sagt darüber (S. 11) „Es wird kaum bestritten werden können, dass die meisten Menschen nach Verlauf von zehn bis zwanzig

Jahren den grössten Teil der positiven Kenntnisse, die sie zum Zweck der Maturitätsprüfung erworben haben, wieder vergessen haben, wenn der Beruf es nicht mit sich bringt, dass sie sich damit später eingehend beschäftigen müssen. — Es wird besser sein, einige wenige Gebiete gründlich zu durchdringen, als zu versuchen, grosse Massen von Hauptkenntnissen auf sehr verschiedenen Gebieten zu erwerben. — Was der Schule von alledem not tut, ist eine Entlastung von dem Vielerlei des Stoffes — (S. 14). Wir Hochschullehrer machen immer und immer wieder die Beobachtung, dass es keinen ausschlaggebenden Wert hat, wenn unsere Studierenden auf der Mittelschule etwas aus den Spezialwissenschaften gelernt haben“. So spricht ein Lehrer der Hochschule, hören wir jetzt noch einen Gymnasiallehrer: In der Comenius-Gesellschaft hielt jüngst Herr Oberlehrer und Landtagsabgeordneter W. Wetekamp aus Breslau einen Vortrag über „Den Uebergang von der Schule zur Hochschule“. Die Ausführungen des Redners und die lebhafte Zustimmung von seiten der zuhörenden Lehrer gaben ein offenkundiges Zeugnis dafür, wie sehr man sich in den Kreisen aufgeklärter Schulmänner klar darüber ist, dass die höhere Schule in ihrer heutigen Form mit und trotz all ihrer endlich erreichten Gleichberechtigungen, doch noch nicht zu der Schule geworden ist, welche als Vorbereitung und Uebergang zur Hochschule sowohl als auch zum praktischen Berufsleben geeignet wäre. Das Ziel der höheren Schulen, sagte Wetekamp, sei immer noch zu sehr das Abiturienten-Examen. Die Lehrmethode leide immer noch an einer ungeheuren Vergeudung von Kraft und Zeit der Schüler und unterbinde ihre frische Lebens- und Lernfreudigkeit. Wetekamp fordert eine Trennung in Fächer und nicht in Klassen, eine freie Auswahl der Lieblingsfächer und dadurch ein um so intensiveres, freudigeres und viel erfolgreicherer Arbeiten. Das Abiturienten-Examen könne dann wirklich das werden, was es jetzt nur dem Namen nach ist: eine Reifeprüfung! Reife für das Studium, die Universität und nicht zu allerletzt — fürs Leben! Der grosse Mommsen sagte einmal: „Gänse, die man nudelt, werden krank,“ hat also auch den Eindruck, dass unsere Schüler mit Wissenschaft genudelt werden.

Ja, es wird zweifellos bei uns noch unendlich viel Unnützes gelehrt und gelernt. Man denke an alle die Answüchse der Rechtschreibweisheit, die uns sogar zwei Systeme gleichzeitig in Kraft erhält, an

Ueber-
flüssiger
Lernstoff in
Geschichte.

den alten Plunder, der in den Geschichtsstunden noch mitgeschleppt wird: Anlässe des peloponnesischen Krieges streng nach Thucydides, Verfassungskämpfe des alten Rom mit dem lateinischen Wortlaute der leges, alle Schlachten der punischen Kriege, wozu möglichst mit detaillierten Schlachtberichten, Stammbaum des Kaisers Augustus, endlose Listen römischer und deutscher Kaiser, Namen ohne Leib und Blut, erbrechtliche Ursachen des spanischen Erbfolgekrieges und vieles dergleichen. Mein de Lagarde sagt: „Geschichte ist nicht dazu da, gewusst zu werden.“ — „Es ist in hohem Grade gleichgültig, wann Semiramis zu Mittag speiste und wann Crossen brandenburgisch wurde.“ Auch in der Erdkunde können ohne Schaden 50 % gestrichen werden, jedenfalls in der ausländischen.

In
Erdkunde.

Ein junger österreichischer Aristokrat, dem ich im Privatunterrichte die Erdkunde der aussereuropäischen Länder beibringen sollte, verweigerte geradezu den Gehorsam, als ich ihm die Erlernung der Gebirgsnamen Indiens: Himalaya, Dhawalagiri, Mount Everest, Gaurisankar, Kanchinjunga — zumutete. „Gehn's, rief er entrüstet, lassen's mi aus mit die verflixten chinesischen Namen! — und wann ich sie lernen täte, wär's doch a noch so.“ Mit richtigem Instinkte verwahrte sich dieses aristokratische Hirn dagegen, dass es mit dürrer Hechsel vollgestopft würde. Unsere Schuljugend aber ist dagegen wehrlos, wenschon Oskar Jäger einmal mehr witzig als zutreffend sagte: „Ein ordentlicher Junge lässt sich nicht überbürden.“ In meiner Schulzeit gab es doch wenigstens in Afrika noch schöne weisse Flächen mit der tröstlichen Aufschrift „unerforschtes Gebiet“, jetzt aber füllen sich auch diese Flächen mit fürchterlichen Namen wie Udschidschi, Uniamuesi, Udschimbinge. Tüchtige Lehrer fordern genaue Kenntnis, die tüchtigsten sogar genaue Rechtschreibung dieser von Negersprachen geprägten Namen und lassen sich darüber in Extemporalien Rechenschaft ablegen. Auch in China tauchten jetzt während des letzten Feldzuges neue Ortsnamen in Menge auf. Das gibt wieder einen prächtigen Lernstoff für unsere Schulen! Riesenhaft dehnt sich das Wissen nach allen Seiten aus, und all das soll dem armen Jungen in den Kopf hinein? „Weh dir, dass du ein Enkel bist!“

Pflicht-
erfüllung.

Die strengen Vertreter alter Schulzucht halten dem immer wieder entgegen: „Der Schüler soll früh an die Arbeit und ernste

Pflichterfüllung gewöhnt werden.“ Kein Verständiger wird dem widersprechen. Das wünschen wir alle. Wir glauben nur, dass die Uebertreibung des richtigen Prinzipes ihren Zweck gründlich verfehlt. Wissensdurstig und arbeitsfreudig kommen die wenigsten unserer Abiturienten zur Hochschule. Der Mehrzahl ist das Arbeiten, weil die Ansprüche zu hoch gestellt waren, eine Qual, das Lernen gründlich verleidet worden. Es ist doch kein Geheimnis, dass die notorisch Faulsten in Deutschland unter denen zu finden sind, um die sich unsere Schulen am längsten bemüht haben: Die Studenten gelten dem Volke typisch als Faulenzer. Dem französischen Dominikanerpater P. Didon, der 1882/83 deutsches Hochschulwesen mit grossem Wohlwollen studierte, schien es, „dass von 3000 Studenten ungefähr ein gutes Drittel arbeiten, die anderen 2000 ihrem Vergnügen nachgehen.“ (Revue des deux mondes 1902.) Das ist gewiss eine unbewusste Uebertreibung, da sich die Fleissigen mehr den Blicken des Beobachters entziehen als die Müssiggänger, aber selbst jener deutsche Jurist gibt jüngst in den „Grenzboten“ zu, dass unter unseren Themisjüngern die Zahl der Arbeitsunlustigen und Indifferenten erschreckend gross sei. Es sei Tatsache, dass die Mehrzahl der in den letzten zwanzig Jahren ins Amt getretenen Juristen vier Semester glatt verbummelt haben, nach zwei Semestern Repetition ins Referendarexamen gestiegen seien und es dabei ganz gut bestehen konnten; es sei auch wahr, dass in keinem Berufe, der akademische Vorbildung verlangt, so viele Lente zu treffen wären, die jedes höheren geistigen Interesses und sogar des Interesses für ihre eigene Berufsthätigkeit so vollständig ermangeln, wie bei den Juristen. Verantwortlich wird man dafür das Gymnasium natürlich nicht machen können, aber es bleibt doch unbestritten, dass es uns in vielen Fällen eben nicht gelingt, das zu lehren, was die Hauptsache ist, mit Lust und Eifer zu arbeiten und dem Leben einen idealen Gehalt zu geben. Unsere Universitätslehrer finden es sogar ganz in der Ordnung, dass sich die jungen Studenten in der ersten Zeit einige Ruhe und Sammlung gönnen, um sich auf sich selbst besinnen zu können. So erinnere ich mich, dass mein verehrter Lehrer, der berühmte Philologe alter Schule, Hermann Sauppe, selbst einer der Fleissigsten, auf die Bemerkung, dass unsere Studenten zu wenig arbeiteten, die Antwort gab: „Das kann ich

Studenten-
fleiss.

nicht finden“; erinnere mich, dass er verdriesslich wurde, als ein frischgebackener Student der Philologie bei ihm mit der Frage eintrat, wie er seinen Studienplan einrichten, was er zuerst hören solle. „Sie denken, sagte er, doch nicht etwa jetzt schon an Ihr Staats-examen?! Hören Sie, was Ihnen gefällt, meinethalben ein Kolleg über praktischen Hufbeschlag!“ Das Faulenzen unserer Studenten ist also in vielen Fällen ein notwendiges, nützliches Reagens gegen die vorausgegangene geistige Ueberfütterung, Unfreiheit und Unrast. Auch lernt der Student bei dem Debattieren mit jungen Kommilitonen oft mehr Nützliches für's Leben als in dem Hörsale. Jedenfalls wird ihm da erst die Zunge gelöst.

Ich verstehe also nicht, weshalb man unsere Jugend geistig so sehr überfüttert und so masslos zur Arbeit drängt. In Oesterreich soll es womöglich noch schlimmer sein, da kommen die Mittelschüler ohne Hauslehrer überhaupt nicht mehr aus. Will man denn durchaus die beglückende Wirkung und den Segen echter, freier Arbeit durch Uebertreibung zerstören, oder will man durchaus für die Geschäfte der Psychiatriker sorgen? Haben wir noch nicht genug Sanatorien und Nervenheilstätten oder fehlt es diesen an Kurgästen? Nach meiner Beobachtung arbeitet der gebildete Deutsche nicht zu wenig, sondern zu viel, gönnt sich zu wenig Ruhe und Sammlung.

Ueberfleiss.

Ich kenne aus allen Klassen unseres Volkes sehr viele Ueberfleissige, Ueberangestrengte, aber nur so wenige notorische Müssiggänger, dass ich sie an einer Hand aufzählen könnte. Jeder halte Umschau in seinem Bekanntenkreise und frage sich, frage vor allem die Frauen und Mütter, ob ich nicht Recht habe. Mit deutschem Fleisse könnte man die ganze Erde versorgen. Besonders Nordamerika liefert dafür schon den Beweis. Daher Ueberproduktion auf allen Gebieten, zumal den geistigen und alle üblen Folgen der Ueberproduktion. Ich darf vielleicht auch ein Beispiel aus meinem engeren Studiengebiete anführen. Für die Gymnasien werden Auswahlen aus Ciceros Briefen gewünscht. Wir hatten schon seit Jahren 3 gute Schulausgaben, die jedem Bedürfnisse gerecht wurden: jetzt gibt es deren 12 (!) und dazu noch eine Anzahl von Kommentaren und gedruckten Präparationen. Ich habe selber eine verbraucht. Ebenso bei allen klassischen Schulautoren, Grammatikern und sonstigen Lehrbüchern: für eine Arbeit haben wir immer gleich deren ein

Ueberproduktion.

Dutzend! Dasselbe wiederholt sich auf allen Gebieten. Wenn eine Konkurrenz für einen Bau ausgeschrieben wird, pflegt eine erdrückende Menge von Arbeiten einzulaufen. Alle Gelehrten-Berufe sind überfüllt, alle wissenschaftlichen Arbeiten finden arbeitsfreudige Hände. Unser Büchermarkt wird überschwemmt mit geistiger Kost, keineswegs nur mittelmässiger Ware. So hat uns die Jahrhundertswende neun Kunstgeschichten gebracht, lauter ernste, gründliche Arbeiten!

Es hätte also die Schule gar nicht nötig, so sehr zum Fleisse zu drängen. Es gilt hier wahrhaftig nicht einen nationalen Fehler zu bekämpfen oder einen Mangel unserer modernen Zeit. Nein, gerade „in diesem letzten Jahrhundert ist enorm gearbeitet worden. Das ist die Grundlage alles ‚Besser- und Glücklicherwerdens‘; es war das die ‚Moralität‘ unserer Zeit“ (Chamberlain S. 34). Das Arbeiten lernt aber der Deutsche nicht auf der Schule, jedenfalls nicht auf dieser allein. Er bringt den Trieb dazu mit ins Leben. Daher auch die nach Amerika ausgewanderten Deutschen, selbst wenn ihr Schulunterricht minimal bleibt, an Fleiss es mit jedem ehemaligen deutschen Gymnasialabiturienten aufnehmen können. Nicht der Zwang zu massenhafter, vielgestaltiger Arbeit ist moralisch fördernd, sondern die Willensrichtung auf eine selbstgewählte, freiwillige Betätigung der eigenen Kräfte.

Was nun das ^{Vielwissen.} Vielwissen anlangt, auf das unsere Schulen bisher so grossen Wert legten, so glaube ich auch nicht an dessen all so bildende Kraft. Nicht das Wissen fertig mitgeteilter Tatsachen, sondern das eigene Suchen und Prüfung macht gescheut.

Heraklit, einer der tiefsten Denker, den je die Erde getragen hat, sagt *πολυμαθίη νόον οὐ διδάσκει* („Viel lernen macht nicht klug“), und man erzählte sich von ihm, dass er niemandes Schüler war, sondern sich nach seinem Worte „selbst durchforscht“ (Diog. Laert. IX 5); dem Pythagoras, der am meisten Wissenschaft betrieb, hielt er die spöttischen Worte entgegen: *σοφίην, πολυμαθίην, καλοτεχνίην* („Weisheit, Viellernerei, Afterkunst“). Mit Keulenschlägen zieht Chamberlain gegen die Ueberschätzung des Wissens los: „Eine der verhängnisvollsten Verirrungen unserer Zeit, sagt er S. 270, ist die, welche uns dazu treibt, den sogenannten ‚Ergebnissen‘ der Wissenschaft ein Uebergewicht in unseren Urteilen einzuräumen. Gewiss kann Wissen aufklärend wirken, es ist aber nicht immer der Fall, namentlich des-

wegen nicht, weil dieses Wissen auf schwachen Füßen steht“, und S. 250: „Auf einer so spät geborenen Kultur wie der unseren, noch dazu in einer Zeit der atemlosen Hast, wo die Menschen zu viel lernen müssen, um viel denken zu können, lastet der Fluch der Konfusion.“ Dazu kommt, „dass etwa die Hälfte unseres Wissens, oder noch mehr, ein Provisorium ist: was gestern für wahr galt, ist heute falsch. Ein allgemeines Lehrbuch der Botanik oder der Zoologie aus dem Jahre 1875 ist heute nicht mehr zu gebrauchen“ (S. 71). „Auch durch die Geschichte, also durch Erfahrung, wird die Menschheit nicht weiser. Für die Gegenwart besitzt sie in der Vergangenheit kein Paradigma, an dem sie ihr Urteil bilden könnte; besser oder schlechter, weiser oder dümmer wird sie einzig durch das, was auf ihren Geist oder Charakter gewirkt hat“ (derselbe S. 164). Er erinnert daran, dass die eminent klugen und tatkräftigen Römer altrepublikanischer Zeit nach unseren Begriffen ungebildete Bauern waren und doch Herren der damaligen Welt, die eine so logisch aufgebaute Sprache, ein so fein durchdachtes Recht ausbildeten, dass wir noch heute daran unseren Verstand schärfen. Auch von den Trägern unserer mittelalterlichen, hohen ritterlichen Kultur selten einer, wie Hartmann von der Aue, „so gelehrt was, dass er an den buochen las, was er darin geschrieben fand“. Es geht also auch mit weniger Schulweisheit.

Ebenso, wenn schon wohl von anderem Standpunkte — dem katholisch-kirchlichen — ausgehend urteilt Niethammer, der Chef der Abteilung für das höhere Unterrichtswesen im bayerischen Ministerium des Inneren, wenn er sagt: „Der Hauptsitz des Verderbens unserer ganzen Kultur ist, dass wir den Wahn haben herrschend werden lassen, die wahre Bildung beruhe ausschliesslich in dem Wissen; . . . daher ist der Tand der Vielwisserei Ton geworden.“

Auch in dieser Hinsicht hat Goethe das Richtige getroffen, wenn er sagt: „Die Jugend will weniger unterrichtet, als angeregt sein.“ Fast gleichbedeutend ist, was der alte Jahn sagt, dass Menschenerziehen bedeute „Menschlichmachung durch Erregung zur Selbsttätigkeit.“ Auch Hebbel wandte sich gegen unsere „übertriebene Buchgelehrsamkeit“ in seiner Gnome, „Der Weg zur Bildung“:

„Mensch, ergründe die Welt und nicht die Bücher, wie viel sie
Auch enthalten, es ward stets aus der Welt ja geschöpft,
Und, du magst es mir glauben, ich habe es selber erfahren,
Sagt sie dir es nicht auch, ist es für dich nicht gesagt.“

„Wir müssen begreifen, heisst es bei de Lagarde (Deutsche Schriften, S. 180), dass eine Universalbildung nicht mehr möglich, und dass sie auch nicht nötig ist, weil die Teile des Weltganzen die Gesetze des Ganzen in sich wiederholen, und es für den Unterricht nicht sowohl darauf ankommt, eine Reisebeschreibung durch das Universum zu liefern, als darauf, die Werkzeuge der Orientierung an einem Teile des Universums kennen, branchen und schätzen zu lernen, mit welchem der Unterrichtete sich, falls es einmal nötig oder wünschenswert sein sollte, weiter zu gehen, auch auf andern Feldern zurecht zu finden vermag als dem, auf welchem er seine Lehrlingszeit zugebracht hat.“ Er leugnete, dass der Nation ein Schaden daraus erwachsen könne, wenn die Schulen in verschiedene Kategorien geteilt würden, von denen die eine etwa die klassischen, die andere die neueren Sprachen triebe, und so weiter vorausgesetzt, dass auf jeder der beiden mit dem Getriebenen herzlich und gründlich Ernst gemacht würde. „Wir müssen aufhören, ruft er voll Unwillen aus, dem von Hegel und dem Provisor alles Giftes im deutschen Unterrichtswesen, Johannes Schulze, in der Luft gemalten Phantome einer allgemeinen, das heisst, alles Wissenswerte umfassenden und in jedem gleichmässig vorhandenen Bildung nachzulaufen.“ Unterrichtet „kann nur in Schulen werden, welche sich auf ideell zusammenhängende Materien beschränken.“ Das Gleiche fordert z. B. Prof. Konrad Lange („Das Wesen der künstlerischen Erziehung“ S. 50): „Die Schule soll den Kindern überhaupt keine abgeschlossene Bildung mitteilen, sondern ihren Hunger nach Bildung steigern, damit sie im weiteren Leben weiter streben.“ Ja, dieser siegreichen Erkenntnis verdanken wir jetzt die neue Schulreform. Die Form ist damit geschaffen; auf verschiedenen Wegen werden die Schüler den Zutritt zur Hochschule finden. Jetzt kommt alles darauf an, dass neuer Wein in die neuen Schläuche gegossen werde. Ich fürchte aber sehr, dass nun ein Wettrennen zwischen den drei Schulgattungen entstehen wird, weil jede der anderen beweisen will, dass ihr das meiste innere Anrecht auf Berechtigungen zustehe.

Schul-
reform.

Die armen Schüler würden das wieder zu büssen haben: quidquid delirant reges, plectunter Achivi.

Unsere Gymnasiasten haben während ihrer Schulzeit etwa 12500(!) Unterrichtsstunden, die sämtlich gehaltreich und anregend sein sollen, auf deren jede sich der Lehrer gründlich vorbereiten soll, damit er den „Lernstoff“ wohlgeordnet zu schnellem Verständnisse bringe. So strömen im Laufe der Schulzeit unendlich viele Eindrücke und Anregungen auf den Knaben ein, so viele, dass er ihrer unmöglich Herr werden kann. Jeder Lehrer tritt mit Wärme für sein Fach ein. Ein wahrer Rattenkönig von Idealen, oder wie de Lagarde sagt, ein Harem von Idealen streitet sich um die Seele des Knaben und zerrt sie so lange hin und her, bis sie sich willenlos hingibt und auf eigene Tätigkeit verzichtet. Schliesslich bleibt nur der Kopf noch in Tätigkeit, der sich so viel einfüllen lässt, als er eben fassen kann. Dass dabei dem Schüler nicht wohl zu Mute sein kann, leuchtet von selbst ein.

Jugend-
eindrücke.

Wie bescheiden waren die Anregungen, die ausreichten, Winckelmann, den Begründer der klassischen Archäologie, den Lebensweg aus seiner sandigen Mark in die Welt griechischer Schönheit zu weisen? Bei Heinrich Schliemann genügte der elementarste Schulunterricht um seinem Willen für das ganze Leben Richtung und Ziel zu geben; Friedrich Hebbel erzählt selbst, wie er als Knabe das Nibelungenlied „fand“, die Lektüre war nicht etwa auf 40 Schulstunden verteilt, er machte auch keine Klassenaufsätze über Siegfried und Krimhilde, aber er verschlang die Dichtung mit geistigem Heissunger.

„Mir war,“ sagt er, „als säss ich selbst am Zauberborn
Von dem er spricht: Die grauen Nixen gossen
Mir alle ird'schen Schauer durch das Herz . . .
Erst spät am Abend trug ich starr und stumm
Das Buch zurück, und viele Jahre fohn
An mir vorüber, eh ich's wiedersah.
Doch unvergesslich blieben die Gestalten
Mir eingeprägt, und unauslöschlich war
Der stille Wunsch, sie einmal nachzubilden
Und wär's auch nur in Wasser oder Sand . . .“

So wirkte diese Dichtung auf ein unverbildetes, wissensdurstiges, schönheitstrunkenes Gemüt! Die späte Frucht liegt vor

in Hebbels Nibelungen-Trilogie. So gross ist die Macht der Jugendeindrücke, wofür sie sich nicht durch Massenhaftigkeit gegenseitig verdrängen und ersticken!

Damit ist erst ein wunder Punkt, freilich der wundeste be-
rührt, unmittelbar darauf folgt die bei uns übliche Behandlung
des Schülers. Ich verweise auf das, was darüber durchaus zutreffend ^{der}
Rudolf Lehmann in seinem Buche „Erziehung und Erzieher“ gesagt ^{Schüler.}
hat, und empfehle als Heilmittel wieder eine Anlehnung an das freiere
englische pädagogische Prinzip, über das uns Ludwig Wiese belehrt.
Ich sage absichtlich nur Anlehnung, weil ich weiss, dass es unmöglich
ist, ein Erziehungssystem von einem Volke auf das andere
mechanisch zu übertragen, auch weiss, dass wir in unseren Schulen
auch viele Vorteile haben, gegen die wir das Minderwertige nicht
eintauschen wollen. Nur die Richtlinie lässt sich andeuten, in welcher
wir die Reform suchen. Es ist damit nichts anderes ausgesprochen,
als was unser Kaiser schon vor Jahren gefordert hat: weniger unter-
richten und mehr erziehen. Ich glaube, dass Güssfeldt, dessen
Schrift wegen einiger pädagogischer Missgriffe von der fach-
männischen Litteratur weniger beifällig aufgenommen wurde, im wesent-
lichen doch die Schäden unserer Erziehung und die Wege der
Besserung richtig erkennt und darstellt. Es ist offenbar, dass auch
ihm das Bild der englischen Jugend vor der Seele geschwebt hat.
Wenn man allen Wissensballast aus den Schulen entfernt, dann
werden die Schüler auch in der Mehrzahl ihre Klassenziele ohne
grosse Not erreichen, dann werden vor allem auch wir Lehrer
wieder zu innerer Ruhe, zu einer friedlichen Stimmung kommen und
nicht zu hetzen, nicht zu pauken brauchen. Dann wird es vielleicht
weniger schneidig, aber deshalb nicht minder fördersam in der
Schule zugehen, denn „keine Klugheit, keine Weisheit erzielt, was
allein ein warmes Menschenherz zustande bringt, ein Herz für die
Sache, die zu lehren ist, und für die Menschen, denen sie gelehrt
werden sollen“. Dies sind Worte einer der grössten Philologen aller
Zeiten, nämlich Friedrich Ritschl's (Opuscula, Bd. V, S. 30 f.).

Der Athener Solon, einer der sieben Weisen Griechenlands, ^{Strafen.}
sagte schon, dass der Staat durch Belohnungen und Strafen erhalten
würde. Er nennt verständiger Weise die Belohnungen an erster
Stelle. Was für den Staat gilt, sollte in noch höherem Grade für

die Schulen gelten. Bei unseren Vätern war es noch Regel, dass man Knaben, die ihre Pflicht getan, zumal im Betragen, in Aufmerksamkeit und Fleiss Zeugnisse mit reich bemessenem Lobe erteilte: „vorzüglich, lobenswert, musterhaft“ waren keine seltenen Urteile. Die aufgeklärtere Pädagogik unserer Tage hat die Erkenntnis gefunden, dass der getreue Knecht nicht mehr als seine Pflicht tue, wenn er allen Ansprüchen der Schule genüge, und dass ein schlichtes „gut“ deshalb der Anerkennung mehr als genug sei. Es fehlte nur noch, dass wir das Vorbild der Polizei nachahmend in die Zeugnisse nur die Worte schrieben: „Nachteiliges über den Schüler ist der Lehrerkonferenz nicht zur Kenntnis gelangt“. Auf ein Lob in unseren Schulen kommen 50 Tadel, und die Mehrzahl der Schüler bringt es in ihren Leistungen bei bestem Willen kaum je über ein ‚Genügend‘ und ‚Noch nicht völlig genügend‘ — ‚Turnen und Singen: gut‘. Auch dieses Kargen mit der Anerkennung wirkt entmutigend, erstickt alle Freudigkeit an der Arbeit und verleidet unseren Jungen den Aufenthalt in der Schule.

„Das sich auf die Stunde freuen ist ein etwas antiquierter Begriff, den hoffentlich die heranwachsende Jugend unseres Berufes zu neuem Leben erwecken wird“ (O. Jaeger). „Und wo sollte“, fragt J. Norrenberg (a. a. O.), „auch die Freude und die Liebe zur Schule herkommen, wenn im ewigen Einerlei eine jede Stunde mit einem 20—30 Minuten langen Verhöre beginnt, wenn bei jedem Worte aus dem Munde des Lehrers die unheimliche Mahnung als Oberton mitklingt: Gib Acht, dass du das hier Empfangene übermorgen in bar wieder auszahlen kannst!“

Nervosität
der
Schüler.

Diese starken Ansprüche an eine unausgesetzt gleichmässige Aufmerksamkeit wirken besonders nervenerschöpfend. Man bringt bei den Berechnungen der Schülerleistungen einen Faktor meist gar nicht mit in Rechnung, der der schwerwiegendste ist, nämlich die Angst und Erregung. Ruhige geistige Arbeit, wie sie der Gelehrte auf seiner stillen Studierstube leistet, kann ohne Schädigung der Gesundheit ein erstaunlich hohes Mass erreichen. Was an den Nerven zehrt, das sind Angst und Sorge. Sie reiben den Menschen schnell auf. Nun versuche man sich einmal wieder gegenwärtig zu halten, wie mancher strenge Lehrer die Herzen der Knaben zittern machte, erinnere sich an die eigene Verzweiflung, wenn man jeden

Augenblick fürchtete bei einer Unwissenheit ertappt zu werden, erinnere sich an die Tränen, an das Stottern, die bleiche Gesichtsfarbe des Ertappten, dem ein Tadel, ein Arrest, eine Mitteilung an den Vater traf, der bei der Prüfung vor Angst kein Wort hervorbrachte und nun wochenlang in Sorge schwebte, dass ihm ein schlechtes Zeugnis, ein Sitzenbleiben bevorstehe. Die heutigen Schüler müssten anders geraten sein, als wir es waren, wenn sie nicht darin die Hauptpein des Schullebens empfänden. Darin liegt vor allem die Ueberanstrengung, die Ursache für die erschreckend überhandnehmende Schüler-Nervosität.

Die lateinischen Extemporalien lasten auf den Gymnasiasten und auf ihren Familien wie ein Alp, die Versetzungstermine werden schmerzlich empfunden wie nationale Niederlagen. Man wagt zu Ostern und Michaelis in manche Häuser kaum heiterer Miene einzutreten. Schlechte Zeugnisse und das Sitzenbleiben gehen um, wie eine Volkskrankheit. Man sieht sich versucht Schiller zu citieren:

„Durch die Strassen der Städte,
Von Jammer gefolget,
Schreitet das Unglück —
Lauernd umschleicht es die
Häuser der Menschen.
Heute an dieser
Pforte pocht es,
Morgen an jener,
Die unerwünschte
Schmerzliche Botschaft
Früher oder später
Bestellt es an jeder
Schwelle, wo ein Lebendiger wohnt.“

Kommt man dagegen zu den Versetzungsterminen nach England, dann hört man nichts als eitel Jubel, nichts als vom first price und vom second price.

Der deutsche Mann lässt sich nicht so sehr hetzen und gönnt sich doch noch eine Ausspannung, sonst könnten nicht unsere zahllosen Gasthäuser immer mit Zechenden und Kartenspielern gefüllt sein. Den Schulkindern aber schreibt man einen Normalarbeitstag vor von 8—12 Stunden. Manche arbeiten täglich bis in die Nacht hinein. Man macht in Lehrerkreisen den Eltern

den Vorwurf, wenn sie aus Ehrgeiz an ihre Kinder zu hohe Ansprüche stellen und umgekehrt. Gewiss sind die Eltern schuld, die mit ihren Söhnen, selbst wenn diese unbegabt sind, zu hoch hinaus wollen, aber doch wieder erst in zweiter Linie schuld. Mehr schuld ist unsere Gesellschaft, die eben den Subalternen, den Handwerker und Arbeiter gesellschaftlich so gering einschätzt, dass Eltern, die ihre Kinder lieben, sie vor diesem sozialen Drucke bewahren wollen. Der Kanzlist, der sein Leben lang das harte Joch des Subalternen getragen hat, isst lieber trocken Brot, ehe er darauf verzichtet, seinen Sohn auf die lichten Höhen der Referendar- und Assessorwürde zu heben. Unsere Zahnärzte bestehen darauf, dass man von ihnen das Abiturientenexamen fordere, nicht etwa aus Begeisterung für Plato und Sophocles, sondern nur, damit sie für voll angesehen werden. Architekten wollen „Dr.“, Künstler „Prof.“ heissen: Sie müssen also doch die Erfahrung gemacht haben, dass sie bis jetzt von dummstolzen Gelehrten nicht mit der nötigen Achtung behandelt wurden. Weil wir den Menschen nicht nach seinem inneren Werte, sondern nach seinen Legitimationspapieren schätzen, deshalb diese unsinnige Jagd nach Berechtigungen, Titeln, Orden und Aemtern, die uns alles Behagen, allen bürgerlichen Frieden, unseren Kindern ihre Jugend kostet. Denn an einen armen Jungen, der nun einmal nach der Eltern Willen die steilen Höhen der Juristenlaufbahn erklimmen soll, hetzt ausser der Schule die ganze Familie, selbst Tanten und Onkels bis zum Dienstmädchen hinunter; seine Extemporalien wirken bestimmend auf das Wetter im Hause, die Versetzungstermine wie Krankheitskrisen, die nicht allein dem Kinde selbst die Phantasie erregen und den Schlaf rauben.

Schul-
erinnerun-
gen.

Ich habe Freunde, achtbare, tüchtige Männer in Amt und Würden, die in Erregung geraten, wenn man sie an ihre Schulzeit erinnert. Erst jüngst sagte mir einer: „Meine sogenannte goldene Jugend ist mir durch das Gymnasium verbittert worden: Es ist mir im Leben schwer geworden, ich habe mich selbst emporarbeiten müssen, aber so unglücklich, wie auf dem harten Holze der Schulbank, habe ich mich nie wieder gefühlt. Mit Sorgen ging ich zu Bett und mit Sorgen wachte ich auf. Wie habe ich den Steinklopfer beneidet, an dem mich mein Schulweg vorbei führte! Der hatte doch wenigstens Luft und Sonnenschein zu geniessen. Da drinnen aber im ‚Pennal‘ herrschte Nacht

und Grauen!“ Das ist keine Ausnahme. So gestimmte Schüler hat es in Deutschland Legion gegeben und giebt es noch heute. Es ist offenkundig, dass auch unserem Kaiser auf dem Gymnasium nicht wohl zu Mute war, obgleich er den guten Willen und die persönliche Tüchtigkeit seiner Lehrer gern anerkennt. Kaum mit irgend einer Maßnahme hat er in Deutschland ein lebhafteres Echo wachgerufen, als mit seinen Schulreformen. Darin fand er Widerspruch allein in der älteren Lehrerschaft, die vom Alten, Liebgewonnenen nicht lassen will, sich aber doch wird fügen müssen.

Ich behaupte aus ehrlicher Ueberzeugung und aus vieljähriger Erfahrung: wir stehlen unseren Kindern die Jugend. Nur die Minderzahl der besonders gut Befähigten erlebt auf den Schulen gute Tage, die anderen, etwa $\frac{3}{4}$ der Gesamtzahl, werden ihrer Kindheit nicht froh. „Möge die Zeit nicht fern sein, sagt Lichtwark, wo man es gar nicht mehr begreift, wenn ein ernster Mann, der sein Leben erfüllt hat, eingesteht, dass er die Strasse meidet, die er als Knabe zur Schule gegangen ist, oder dass ihn in den Zeiten der Abspannung schwere Schulträume plagen.“ Prof. Hempel sagt entsprechend (a. a. O. S. 19): „Ich kenne viele Männer, die noch, nachdem sie bereits 20 Jahre die Schule verlassen haben, an die Tage des Maturitätsexamens zurückdenken als an Stunden grosser Angst und Pein.“ Ich selbst weiss auch aus dem Munde eines unserer kenntnisreichsten Schulmänner, dem es bei seinem ganz phänomenalen Gedächtnisse auf dem Gymnasium gewiss nicht schwer geworden ist, dass er als Greis noch oft unter Examensträumen zu leiden habe. Auch auf mich selbst kann ich das Dichterwort anwenden:

„Ja, selbst im Traum der stillen Nächte
Find' ich mich keuchend im Gefechte.“

nämlich nicht mit irgend einem Drachen, sondern mit einer unlöslichen mathematischen Aufgabe oder einem unerbittlich wissbegierigen Lehrer, kurz mit Erinnerungen an die Schule.

„Denn, wenn der Morgen dämmernd kam
Und Kunde gab von neuen Plagen,
Da fasste mich ein wilder Gram“ —

besonders, wenn es der erste Morgen nach den Hundstagsferien war. Das war unaussprechlich schmerzlich. Selbstmordgedanken sind mir

zwar nicht gekommen, wohl aber habe ich als Tertianer ernstlich erwogen, ob ich nicht den einen Lehrer, der mich besonders quälte, durch Ertränken unschädlich machen könnte. Es war ein Jubel in unserer Klasse, dem ich nur dem über Napoleons Gefangennahme gleich stellen konnte, als die Kunde kam, diesen Lehrer habe der Schlag geführt. Das ist gewiss ein betrübendes Zugeständnis, aber es ist wahr. Noch heute als Lehrer fühle ich mich beklommen bei der Schwüle, die vielen unserer Schulmassnahmen anhaftet. Eine Abiturientenprüfung macht noch immer den Eindruck eines hochpeinlichen Halsgerichtes, wobei das Wissen der bleichen, überangestregten Jünglinge, die in schwarzem Rocke und weisser Binde vor Gericht sitzen, ins Verhör genommen wird, und der düstere Ernst selbst den Unbefangenen einschüchtern muss. Ich frage mich oft im Stillen: „Was haben die armen Burschen verbrochen, dass man sie so feierlich kühl behandelt?“ Ich kann mir nicht helfen, mir macht das und vieles dergleichen einen unerträglichen, unfreien, muffigen, eben echt schulmeisterlichen Eindruck und ich erkläre mir zum Teil auch daraus, weshalb uns Lehrern kein Mensch im Lande recht gewogen ist.

Forcierter
Schul-
betrieb.

Ich habe mich über diese Fragen schon in meinen „Erinnerungen an Ernst Curtius“ ausgesprochen (Biographisches Jahrbuch für Altertumskunde 1901, separat bei O. R. Reiland, Leipzig 1902), woraus ich einiges wiederhole: „Der ganze moderne Hochdruckbetrieb unserer Gymnasien war nicht nach dem Geschmacke unseres Curtius, ebensowenig der Typus des Gymnasialoberlehrer-Polizisten, der vor lauter Spionieren, Korrigieren, Kritisieren, Zensieren, Referieren kaum noch für die Hauptsache Zeit behält: für das Studieren, Erziehen, Unterrichten. Mit scherzhafter Uebertreibung hat jemand gesagt, dass in Deutschland die eine Hälfte der Bevölkerung immer damit beschäftigt sei, die andere Hälfte zu prüfen. Auf dem Gymnasium nimmt jedenfalls das Prüfen kein Ende. Jeder Tag hat sein Extemporale, und wenn es auch nur eines in Erdkunde und Geschichte ist“ u. s. w. — Und diese lärmende Verstandesfabrik, diese rastlose Hirn-Knet- und Tretnühle soll der Schüler lieben? — lieben? —

Täuschun-
gen.

Sonderbares Ansinnen! Nein, er sucht darin nur Berechtigungen zu erjagen, und die Mehrzahl hält dabei dem Lehrer gegenüber wie in Feindesland jede Kriegslist für erlaubt. Der schwerste Kampf des Lehrers

besteht deshalb darin, Täuschungsversuche auszurotten, die dem Gewissen der Schüler nicht als Unrecht gelten. Es ist das die traurigste Folge der zu hoch gespannten Ansprüche und des polizeilichen Erziehungssystemes. Zumal die schwächeren Schüler, die auf geradem Wege nicht zum Ziele kommen, nehmen ihre Zuflucht zu List, Täuschung und Betrug. Sollte man mir darin widersprechen, so stehen eigene Erfahrungen in reichster Fülle zu Diensten. Der einzelne Lehrer ist daran schuldlos und dagegen wehrlos. Der Fehler liegt im System: Allzu scharf macht eben scharftig.

Ich lege Wert darauf, diese Urteile durch immer weitere Zeugnisse zu stützen, selbst auf die Gefahr hin, durch Wiederholungen zu ermüden: Der Amerikaner Russel urteilte in „The German-High-schools“ (1899) über die deutsche Schule, „sie sei hervorragend geeignet, gute Beamten und Soldaten (?) zu züchten, hingegen vernachlässige sie diejenigen Reizmittel, welche zur freien Ausbildung individueller Charaktere anzuwenden sind.“ So viel ich weiss, sind unseren hohen Militärs die aus dem Korps hervorgegangenen Offiziere lieber, als die, welche von anderen Schulen kommen. Das wäre ja auch ganz natürlich, da die Kadettenerziehung mit klarem Bewusstsein eben auf den Offizierstand hinarbeitend gerade nur die Kräfte ausbildet, die in Krieg und Frieden von Offizieren gefordert werden. Man beachte auch, wie hervorragende Stilisten aus dieser Schulung hervorgehen, um zu erkennen, dass ein gutes Deutsch auch auf anderem Wege als auf dem altklassischer Schulung zu erreichen ist. Auch unsere Frauenlitteratur liefert dafür den Beweis. Doch zurück zu Russel! Er sagt abschliessend: „Die Verwaltung der deutschen Schulen werde mehr und mehr in bureaukratischem Geiste gehandhabt, der freie künstlerische Bildnertrieb des Lehrers eingeengt durch formalistische Verordnungen, durch die Rücksicht auf Versetzung, Prüfungen, Berechtigungen. Das ganze System wirke auf Lehrer und Schüler hemmend: jener müsse der direktorialen und schulrätlichen Kontrolle die pädagogischen Ideale, dieser die reine Liebe zur Sache, den Wunsch zu lernen, das selbstlose Studium den strengen Forderungen der Disziplin und der Examensziele opfern“, und Prof. Geo. Runze, der dieses Urteil wiederholt („Der Tag“ 1902, Nr. 339), fügt seine eigenen Beobachtungen gleichen Inhaltes hinzu: „In den Volksschulen, sagt er, und höheren Mädchenschulen

Press-
stimmen.

spielt die Berechtigung keine Rolle; der Reizmittel, durch die man zu höchster Anspannung spornt, bedarf es nicht. Solange die Kinder die Volksschule besuchten, erzählten sie von dem, was sie gelernt hatten, sie lebten in der Sache, wie sie ihrem Empfinden und Können angemessen ihnen dargeboten wurde; sobald sie auf die höhere Schule kamen, war das Interesse an der Sache, so sehr es durch treffliche Lehrer angeregt wurde, fast ganz absorbiert durch die Rücksicht auf die künstlichen Reizmittel der Schulzucht; sie sprachen spontan nur noch von Lob und Tadel, von den verschiedenen Graden der Strenge bei den einzelnen Lehrern, deren gefürchtete oder schon verehrte Namen jetzt wie Oligarchen in ihrem Vorstellungsvermögen thronen, während auf der Volksschule „der Lehrer“ als einfaches Appellativ hinter seinem Lehrgegenstand gleichsam verschwand. Die Fehlerzahl im Extemporale, der errungene Platz, die Möglichkeit der Versetzung verfolgen den Geist der Knaben bis in die Traumwelt hinein — das ganze System des künstlich erregten Ehrgeizes einschliesslich der Furcht, durch Zurückbleiben oder Bestraftwerden die Eltern zu betrüben, senkt die armen Kinderseelen mit unheimlicher Glut, verleidet ihnen die Lust am Spielen, das Hoffen und Wagen, ja den Mut zum Leben.“ Meine eigenen Beobachtungen waren schon dem Druck übergeben, als ich diese Darstellung (vom 23. Juli) las, die sich mit ihnen so überraschend deckt. Ich hatte eben noch Zeit, sie hier einzufügen. „Selbstmordgedanken, fährt Runze fort, sind bei Schülern häufiger, als man gemeinhin annimmt. (Davon weiter unten noch ein Wort!) In den mittleren Klassen gesellen sich dazu die bekannten mit der Pubertätsentwicklung verbundenen Uebelstände, in den oberen die zunehmende Abneigung gegen den Schulzwang als solchen. Vorteilhaft sticht gegen alles dieses ab die grössere Freiheit, wie sie in der höheren Mädchenschule herrscht. Mit Entzücken, sagt er, denke ich an die etwa acht weiblichen Bildungsanstalten, in denen ich im Laufe der Zeit im In- und Auslande unterrichtet habe. Und merkwürdigerweise wird dort fast durchweg, beispielsweise im freien Vortrag mehr Gewandtheit, in der Führung der Hefte grössere Sauberkeit und Ordnung erzielt, wohl wegen — nicht trotz — der grösseren Freiheit; meist auch eingehenderes Interesse an der Sache, leichtere Auffassung, regere Bereitschaft zu freiwilliger Arbeitsleistung bekundet“ (s. S. 136).

„Man stelle sich vor die Ausgänge der Gymnasien, sagt Paul ^{Ergebnis.} Güssfeldt (Die Erziehung der deutschen Jugend), wenn die Schüler den Heimweg antreten. Man kann sich dann ja mit Augen überzeugen, wie die Zukunft Deutschlands aussieht. Kein Wunder, dass diese Wesen, wenn sie die Universität beziehen, entweder über die Stränge schlagen oder Duckmäuser werden. Selbst ihrem Leichtsinn, oft auf Jahrzehnte, kleben das Philistertum und die Renommisterei an, welche bei jeder Rückkehr aus der Fremde dem Patrioten von neuem das Herz zuschnüren.“ Als ich vor etwa 20 Jahren mit einem Engländer die Schüler eines sächsischen Gymnasiums ehrbaren Schrittes fast ausnahmslos bleich und mit müdem Gesichtsausdrucke hinausschreiten sah, da machte er die Bemerkung, es sähe aus, als wenn Rekonvalescenten aus dem Krankenhause kämen. Es ist seitdem in der körperlichen Pflege unserer Jugend besser geworden, aber noch immer sind wir weit entfernt von einer harmonischen Entfaltung aller angeborenen Kräfte, noch immer überwiegt der Verstand, noch immer sind die Klagen über geistige Ueberbürdung unserer Jugend berechtigt. Eine mir nahestehende Dame in dem besonders bildungs- und erziehungswütigen Sachsen zeigte mir mit Stolz den Stundenplan ihres Zehnjährigen, der von 6 Uhr früh bis abends 8 Uhr jede Minute nützlich besetzt hatte. Musste das nicht einen Ausbund von Tüchtigkeit geben? Leider verstummte der Knabe mit den Jahren mehr und mehr, so dass die Hilfe des Arztes in Anspruch genommen wurde, der nun tägliche Spaziergänge und Ausflüge verordnete, damit der Junge wieder zu einem Jungen werde. Jüngst machte in Dresden die Thatsache grosses Aufsehen, dass zwei Schüler an kleinen Verletzungen starben. Die Aerzte gaben das Gutachten ab, dass das nur möglich gewesen sei bei Kindern, die durch geistige Ueberanstrengung vollständig erschöpft wären, ein normaler Mensch könne an einem solchen Leiden nicht zu Grunde gehen. Das gab natürlich einen grossen Lärm in den Zeitungen, wie jedesmal, wenn ein Kind in den Brunnen gestürzt ist, ob man aber den Brunnen gründlich zudecken wird? — ich erlaube mir, daran zu zweifeln. Trotz aller Reformen und Verfügungen geht die Gehirntränierung in unseren Schulen ihren alten Gang und von Erleichterungen verspüren Schüler und Eltern herzlich wenig. Sieht man sich zum Schlusse unsere geistigen Pappelkinder an, die alle

mit der Flasche gross gezogen und durch das Pepsin und Trepton der lateinischen Grammatik weiter gebracht sind, dann erschrickt man über ihr schwaches Rückgrat und über ihre schlechte Knochenbildung. Zähne zum Beissen haben die wenigsten, Haare auf den Zähnen erst recht nicht. „Wir speichern Kenntnisse auf Kenntnisse, wie der Geizige das Gold, auf dem er verhungert; aber wir merken es nicht, und erst eine lange Abwesenheit von der Heimat bringt uns die Monstrosität zum Bewusstsein.“ (Grüssfeld.)

Man begegnet bei uns immer noch vielen pädagogischen Angstprodukten, blassen, verschüchterten, gedrückten Jungen, ohne jedes Selbstvertrauen, die nur sehen dem Willen ihrer Zuchtmeister leben. Was soll das für Männer geben? Am schlimmsten sind die Kinder daran, wenn die Väter ausschliesslich ihrer Erziehung leben. Das pflegt grauenhaft auszufallen, zumal wenn die Väter pensionierte jüngere Offiziere sind. Diese wünschen in der Regel, dass ihre Söhne täglich „mit hörbarem Rucke“ Fortschritte machen, sitzen ihnen deshalb beständig im Nacken, lassen sich vom Lehrer jedes kleinste Vergehen „pätsen“, so dass die armen Jungen aus der Zwickmühle nicht herauskommen. Man hat für diese Menschen-schinderei, die schon manches junge Bürschchen in den Tod getrieben hat, den schönen Ausdruck geprägt: „Hans und Schule gehen Hand in Hand“.

Schul-
gebäude.

Der Engländer liebt an seiner Schule nicht die Lehrer allein, sondern auch das Gebäude mit seiner Umgebung. Das lernt man verstehen, wenn man die altehrwürdigen Schulen von Oxford, Cambridge, Eton betritt. Diese Colleges gleichen Dornröschens Zauberschlosse. Aus den efeumrankten Gemäuern, den schattigen Wandelgängen, den uralten Baumriesen tönt dem lauschenden Ohre ein Geflüster zu aus fernen, fernen Zeiten. Die Stunden, die ich in der berühmten Bibliothek des Bodleian-College in Oxford arbeiten durfte, gehören zu den wehevollsten meines Lebens. Da atmet alles Ruhe und Frieden. Stilles Behagen dringt aus dem lauschigen Garten durch hohe gotische Fenster in die Arbeitsräume; da ist alles Stimmung. Wenn man dort sitzt und in den alten Folianten blättert, kommt man sich vor wie Albrecht Dürers bekannter Hieronymus im Gehäuse. Und rings um diese herrlichen Schulen dehnt sich das entzückende Landschaftsbild von Oxford, die saftigen

Wiesen des von der Themse durchzogenen Hügellandes, der freie Tummelplatz der beglückten Jugend — nirgends Tafeln mit Strandrohungen, nirgends Stacheldrähte, nirgends Flurschützen und Polizisten! — Nun vergleiche man damit des Gegensatzes wegen einen der öden, roten Backsteinkästen inmitten einer lärmenden Grossstadtstrasse, in der so mancher deutsche Schüler aufwuchs! Da wird man erkennen, wie sehr Prof. Th. Fischer recht hatte, wenn er auf dem Dresdener Kunsterziehungstag auf eine mehr künstlerische Gestaltung des Schulhauses drang.

Einen Grund des Unbehagens für manche unserer Schüler, Zur
Methode. zumal der Gymnasiasten, sehe ich auch darin, dass wir in unseren Lehrmethoden auf die geistigen Bedürfnisse der kindlichen Natur nicht genügend Rücksicht nehmen. Wir verfahren wissenschaftlich, während das Kind naturgemäss künstlerisch empfindet; wir bieten ihm logische Abstraktionen in einem Alter, das für diese noch gleichgültig und deshalb unempfänglich ist. Was sind einem Zehnjährigen Begriffe wie Attribut, Apposition, Korrelativ? Von selbst würde er niemals darauf verfallen, nach diesen Dingen zu fragen. Hatten doch auch die Griechen selbst ihre höchste künstlerische Blüte schon hinter sich, ehe sie sich über das Wesen der elementarsten grammatischen Begriffe, wie Casus, Subjekt, Objekt etc. Gedanken machten. Homer, Sophokles, Pindar ahnten davon nichts. Wir aber legen auf diese logisch-formale Schulung so sehr den Hauptwert, dass wir nicht früh genug damit beginnen können, und lassen sie auch weiterhin in dem Grade vorherrschen, dass auch ein blinder Schüler bei uns gut bestehen könnte. Das normale Kind geht aber von der Anschauung aus. „In der Kindheit, sagt Adolf Hildebrand („Das Problem der Form in der bildenden Kunst“ S. 104) wird die Wahrnehmung unmittelbar zur Vorstellung. Bedenken wir, dass die künstlerische Vorstellung im Grunde nichts weiter ist, als die natürliche Weiterentwicklung der Vorstellungsarbeit, die jeder Mensch in der ersten Kindheit vollzieht, und dass es gerade die Kindheit ist, wo die Phantasie und das Augenleben am lebendigsten sind, so lässt sich begreifen, welch jähen Abschluss diese Vorstellungsarbeit mit dem Eintritt in die Schule erfährt. Die wertvolle Jugendzeit wird auf Tätigkeiten und Disziplinen verwandt, die der Kunst feindlich sind, und erst als erwachsener Mensch darf

der Künstler wieder an die Kräfte und die Arbeit denken, die ihm als Kind ein lebendiger, selbstverständlicher Besitz und eine selbstverständliche Lust waren.“ Daraus erklärt sich, dass gerade die Künstler unseren Gymnasien so feindlich gegenüberstehen: ihnen gilt ihre Schulzeit so gut wie verloren. Ich habe es meinen Vater oft und manchen anderen Künstler aussprechen hören, dass in der Regel für die Kunst auch verloren sei, wer unser Gymnasium durchgemacht habe. Die Unlust der Schüler an dem Gegenstande überträgt sich dann unbewusst auf den Lehrer, der mit pflichtgemässer Strenge auf Erfüllung der Schulaufgaben besteht.

Zu lange
Schulzeit.

Ein Weiteres, was unseren Schülern das Leben vergällt, ist nach Hempel, dass wir sie zu lange auf der Schulbank festhalten, „den Gymnasiasten durchschnittlich bis zum 19. oder 20. Jahr.“ Sehr richtig! Während dieser Jünglingsjahre, in denen das mächtig erregte Herz nach Freiheit in Wort und Tat, nach Aventiuren, nach Gefahr und Kampf lechzt, zwingt ihn ein eisernes Gesetz ganz bestimmte Wege in fein bürgerlichem Tempo zu wandeln, unbekümmert darum, was Anlage und Neigung dazu sagen. Bis in das kleinste Detail ist dem Jünglinge vorgeschrieben, was und wie viel zu arbeiten und zu lernen sei, ist ihm vorgeschrieben, was er zu glauben, was schön, was hässlich zu finden habe, noch immer herrscht als aller Weisheit Schluss das Diktum der Lehrer. Die Schüler, gerade die besseren Köpfe, vergehen fast unter diesem Drucke.

Päda-
gogische
Litteratur.

Dazu kommt, dass diese jungen Leute naturgemäss modern empfinden, dass ihnen vieles von dem, was wir Lehrer ihnen bieten, als rückständig erscheint. Und haben sie damit so unrecht? An den bedeutendsten kulturhistorischen Erscheinungen unserer Litteratur sind wir Gymnasiallehrer achtlos vorbeigegangen. Es ist beschämend

De Lagarde.

aber wahr: Paul de Lagardes „Deutsche Schriften“ wurden in der gesamten pädagogischen Litteratur durch Totschweigen ausgezeichnet. Nur eine einzige deutsche pädagogische Zeitschrift hat ihn und sich selbst dadurch geehrt, dass sie ihm einen Nachruf widmete. Es sind das die deutschen Blätter für Erziehung und Unterricht (XIX, No. 6. 1892. Dr. E. von Sallwürk). Während wir die bescheidensten pädagogischen Spezialuntersuchungen namenloser Autoren in unserer ausserordentlich umfangreichen und redseligen pädagogischen Litteratur vielfach über Gebühr gewürdigt

finden, ist es mir nicht erinnerlich, in unseren Fachblättern jemals eine Besprechung der ausserordentlich gedankenreichen und weitblickenden pädagogischen Abhandlungen de Lagardes (zum Unterrichts-gesetze, Ostern 1878, Februar 1881 und über die Klage, dass der deutschen Jugend der Idealismus fehle, Juli 1885) gefunden zu haben. Man kann doch unmöglich annehmen, dass die Schriften eines so auf der Warte des öffentlichen Lebens stehenden Mannes, Schriften, mit denen er sich an das gesamte deutsche Volk gewandt hatte, der höheren Lehrerschaft unbekannt geblieben seien. Aber sie wurden als unbequem befunden, weil sie sich vielfach mit bestehenden Einrichtungen und Anschauungen in Widerspruch setzten, einflussreiche Männer angriffen, und weil er den Mut hatte, in allen Dingen ein eigenes Urteil zu haben und es freimütig auszusprechen. Es wäre natürlich niemand verpflichtet gewesen, sich von ihm überzeugen zu lassen, oder wohl gar gegen eigene Ueberzeugung für ihn einzutreten, dass man aber wie durch geheime Uebereinkunft ihn durch Totschweigen unschädlich zu machen suchte, kann unmöglich als ein würdiges Verfahren betrachtet werden. Noch heute scheint sein Name in Acht und Bann zu liegen, obgleich schon jetzt der Erfolg in vielen Dingen seinem prophetischen Geiste Recht gegeben hat. Kein anderer als de Lagarde muss z. B. als Begründer der jetzt geschaffenen Schulreform gelten, die er als eine Notwendigkeit bezeichnete, wie sie die Entwicklung unserer Kultur von selbst mit sich bringe. Wie anders, als durch Achterklärung ist es möglich, dass z. B. Prof. Dr. Chr. Muff in der zweiten Auflage seines „Idealismus“ (1892) ebenso, wie in der ersten (1889), de Lagardes Aufsatz gleichen Inhaltes, der 1885 erschienen ist, als einfach nicht existierend behandelt? Als unbedeutend kann Muff diese Darstellung unmöglich ansehen, — nichts von Lagarde ist unbedeutend! — aber gewiss als recht unbequem. Es wäre aber seiner eigenen Arbeit jedenfalls äusserst förderlich gewesen, wenn er versucht hätte, sich mit de Lagardes überlegenem Geiste auseinander zu setzen. Freilich wäre dann vielleicht Muffs Buch ungeschrieben geblieben, das jedem, der de Lagarde kennt und neuerdings auch Chamberlains „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ als höchst rückständig erscheinen muss.

Dasselbe gilt meines Erachtens von Otto Willmanns Vor-

trage „Die sociale Aufgabe der höheren Schulen“ (Braunschweig, Friedr. Vieweg und Sohn, 1891) und von Alfred Bieses Aufsätze „Hellenistische Lebensanschauung und die Gegenwart“ (1895), die man auch in seinem Buche „Pädagogik und Poesie“ (Berlin, 1900), S. 58 ff., abgedruckt findet, das sonst so viel Vortreffliches und Berzigenswertes enthält.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass de Lagarde, wie alle ihrer Zeit vorseilenden grossen Geister, erst bei späteren Generationen volles Verständnis und gerechte Würdigung finden wird. Schon melden sich die ersten Anzeichen. So hat Rudolf Lehmann in seiner zukunftsrendigen Schrift: „Erziehung und Erzieher“ doch wenigstens einige Worte der Anerkennung für ihn gefunden. Mich selbst erfüllt es einerseits mit Genugthuung, dass ich meiner Verehrung für den grossen Toten in einem Nachrufe in der „Täglichen Rundschau“ Ausdruck gab (29. XII, 1891), andererseits ist es für mich heute beschämend, dass ich damals nicht den Mut hatte, unter diesen Nachruf meinen Namen zu setzen, weil ich Anfeindung von seiten der Rechtgläubigen fürchtete. Nur 17 deutsche Blätter, wie seine Gattin Anna de Lagarde in den „Erinnerungen aus seinem Leben“, die sie für seine Freunde zusammengestellt hat (Göttingen 1894 bei W. Fr. Kaestner, als Manuskript gedruckt), mittheilt, haben es der Mühe wert gefunden, diesem grossen Deutschen einen Gruss in's Jenseits nachzurufen. Hoffentlich dürfen wir bald auf ihn Goethes Wort anwenden:

„Was Mitwelt sonst an ihm beklagt, getadelt,
Es hat's der Tod, es hat's die Zeit geädelt“ —
— „denn was dem Mann das Leben
Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben.“ —

Bembrandt
als
Erzieher. Kaum besser als ihm ist es dem Verfasser der Schrift Rembrandt als Erzieher in Deutschland ergangen. Auch diese Schrift wurde in unserer Litteratur einer einigermassen gerechten Behandlung nicht gewürdigt. Bismarck freilich erkannte ihren Wert und sagte, es wäre erfreulich, dass so ein Buch in Deutschland erscheinen könnte. Die wenigen pädagogischen Blätter aber, die überhaupt davon Notiz nahmen, gefielen sich in ablehnenden und spöttischen Bemerkungen, die sich vielfach auf Nebensächliches, auf seine zu heftige Polemik,

auf den etwas wunderlichen Stil, auf das Mystische in der Darstellung bezogen. Jedenfalls ist mir bis auf den heutigen Tag nirgends in den mir zugängigen pädagogischen Aufsätzen der Nachweis begegnet, einen wie gewaltigen Einfluss gerade diese mit so viel Hochmut und Feindschaft verfolgte Schrift auf unser gesamtes Kulturleben gewonnen hat. Es verdient der Gerechtigkeit wegen ausgesprochen zu werden, dass die ganze starke, auf künstlerische, nationale Kultur gerichtete Bewegung unserer Tage ihren Ausgangspunkt eben in diesem Buche hat, dass also seine Wirkung weiter reicht, als die irgend eines anderen modernen Pädagogen. Als wir jüngst in Dresden am Kunsterziehungstage die zahlreichen und in jeder Hinsicht vortrefflichen Vorträge über Kunsterziehung gehört hatten, da sagte ich bei aller Anerkennung des Gebotenen: „All das steht schon im Rembrandtbuche.“ Mein Bruder Cornelius, dessen Urteil man in Fragen der Kunst gewiss höher einschätzen wird, erwiderte mir darauf: „Ja, so ist es, und an dem Reichtume, der dort aufgespeichert liegt, wird man noch lange zehren.“ Zu Hause nahm ich dann dieses Buch von neuem vor und überzeugte mich im einzelnen, wie schnell jene dort ausgesprochenen Gedanken Gemeingut zahlreicher Gebildeter geworden sind. Auch hier kann ich mit Genugtuung verzeichnen, dass ich gleich bei dem Erscheinen dieses Buches seinen hohen kulturellen Wert richtig erkannt habe. Ich habe meiner damaligen Anzeige, die ich in der ersten Nummer des Konservativen Wochenblattes (Berlin, 26. April 1890) erscheinen liess, heute nichts abziehen oder hinzuzufügen. Man kann getrost behaupten, dass dieses Buch von niemandem falscher beurteilt worden ist, als von den Berufspädagogen: der Meissener Gymnasialprofessor und Historiker Dr. O. E. Schmidt führt es als ein Zeugnis moderner Geschmacksverirrung an, liefert aber zugleich den Beweis, dass ihm selbst jedes Gefühl für den Pulsschlag unseres modernen Geisteslebens fehlt, indem er unsere Tage für geeignet hält, dem Deutschen „Entdeckungsreisen nach dem stillen, in sanfter Wärme ruhenden Eilande Ciceros (unter seiner Führung) anzuempfehlen, dessen gesunde Luft für alles das, was wir brauchen, Nächstenliebe, Christentum und Patriotismus, so günstig ist.“ So buchstäblich zu lesen in den Preussischen Jahrbüchern Bd. 91 (1898) Heft 3, S. 426—442! Nicht minder verkehrt erscheint mir das Urteil, mit dem Alfred Biese (1895)

dieses Werk glaubte abfertigen zu können. Er nennt es (S. 40) „ein Buch, das wie kein zweites für unsere unklar gärende Zeit charakteristisch sei. Erlebte es doch in vier Jahren 43 Auflagen! „Und wie erklärt sich, fragt Biese, dieses Phänomen?“ Seine Antwort lautet: „Nicht nur durch geschickte Reklame (?), sondern durch das Schillernde, Sprunghafte, Aphoristische, durch die bunte Mischung von Geistreichem und Geistreichelndem, durch das Blendende, das krause Durcheinander von Zeitphrasen.“ Welch arger Missverständnis! Wann hätten je so negative Eigenschaften so grosse Wirkung bei denkenden Lesern erzielt? — und nur an solche, an die oberen Zehntausend wendet sich das Buch. Zu den Zeitphrasen rechnet Biese die „Verketzerung der Antike“. Auch das ist falsch. Die Antike wird dort nicht verketzert, sondern ihr Einfluss auf unsere Kultur nur eingeschränkt und in die rechten Bahnen gewiesen. Auch ist der Verfasser, dessen Persönlichkeit nicht unerkant geblieben ist, ein gründlicher Kenner des Altertums und in der Gelehrtenwelt durch eine tüchtige archäologische Abhandlung bekannt. Der grosse Archäologe Heinrich Brunn, den man als den Lehrer der Mehrzahl all unserer deutschen Archäologen von Ruf bezeichnen darf, nannte ihn seinen befähigsten Schüler. Was Biese dann anführt, um die Absurdität jenes Buches anschaulich zu machen, scheint mir im Gegenteil zumeist durchaus vernünftig: „Das deutsche Geistesleben muss nicht mehr um die ‚Sonne‘ Homers, sondern um die deutsche ‚Erde‘ zirkulieren; eine Kultur, die ihren entscheidenden Schwerpunkt nicht in sich selbst behält, ist eine falsche (sehr richtig!); eine solche falsche war die der hellenistischen Orientalen, der späteren Römer (sehr richtig! siehe Chamberlain!), der vorgotischen Deutschen; solche Kulturen kosten einem Volke den Charakter (vortrefflich! Schon Herder wollte die deutsche Natur erlösen aus dem Banne eines engherzigen und ihr fremden Klassizismus, bekämpfte diesen als ein Hemmnis, der eine freie und volle Entfaltung der Volksseele unmöglich mache. Er klagte, dass die Litteratur der neueren Völker sich nach der lateinischen Form gebildet habe, nicht sowohl, weil diese Form selbst keine reine war, sondern weil jede Sprache ein Landesgewächs nach Himmels- und Erdstrich sei, welches durch Zumischung fremder Sprachen und Denkmäler verunreinigt werde. Darum will er seinen Mahnruf erschallen lassen, ehe es zu spät sei

für eine eigenartige nationale Entwicklung. Noch stehe die deutsche Sprache trotz aller beschnittener Aeste, trotz der aufgepfropften fremden Zweige als ein selbstgewachsener Stamm da. Sie besitze lebenden Wohllaut und malerische Wurzeln, die im lebendigen Gefühle der Sache gebildet seien.) Biese fährt fort zu citieren: „Die heutigen Deutschen, wenn man das militärische und politische Leben ausnimmt, stehen überwiegend unter dem Einfluss einer falschen Kultur“ (auch das ist durchaus zutreffend und von Chamberlain noch überzeugender nachgewiesen). Ein paar hundert Seiten weiter heisst es ‚besonders tiefsinnig‘, wie Biese spöttelnd sagt: „In Deutschland ist nur eine deutsche Bildung berechtigt; der lösende und erlösende Glaube an ein echtes Menschentum ist es, welcher erst unser nationales Leben zu rechter Blüte erwecken kann; aber zu dem Substantiv: Mensch muss noch das Adjektiv: deutsch kommen; wer ein rechter Deutscher ist, der ist auch ein rechter Mensch, keineswegs umgekehrt,“ — das ist alles nicht lächerlich, sondern höchst beachtenswert. Niemand, der nur einigermaßen die geistige Entwicklung unseres Volkes auf den Gebieten der Kunst und Litteratur ebenso wie auf denen des Erziehungswesens verfolgt hat, kann bestreiten, dass in diesem Werke des „Deutschen“ mit klaren Strichen die Bahn vorgezeichnet liegt, die wir seitdem gewandelt sind und fernerhin zu wandeln haben, um zu einer freien nationalen Entfaltung zu gelangen. Sogar die Führer auf dem Gebiete der Altertumswissenschaften haben sich schon diesem neuen Geiste fügen müssen. Durch Prof. von Wilamowitz ist in diesem Sinne eine Reform des griechischen Unterrichtes vorgeschlagen worden, durch die unsere moderne Kultur in ihrem Zusammenhange mit der antiken auf allen Gebieten klargelegt werden soll. „Der Pedant, sagt er, der mit den Geheimnissen einer fremden Sprache und der Anbetung alter Kunstwerke, die er überkommen hatte, eine höhere Weihe zu verleihen glaubte, ist der neuen Aufgabe nicht gewachsen. Er hat unendlichen Segen gestiftet, aber die Welt glaubt ihm nicht mehr.“

Alt-
klassisches
Ideal.

Da haben wir also deutlich und offenkundig die Aufgabe des klassischen Schönheitsideals zu Gunsten der historischen Entwicklungs-erkenntnis! Denn was uns von Wilamowitz in seinem griechischen, für die Gymnasien geschaffenen Lesebuche bietet, Musterproben aus allen Wissensgebieten der Griechen, der Medicin, den Naturwissenschaften,

der Technik u. s. w., erhebt nur zum geringeren Teile den Anspruch „klassisch schön“ und vorbildlich zu sein. Da dieses Zugeständnis von dem geistigen Führer der heutigen Philologen ausgeht, so ist es von dieser Seite her vor den heftigen Angriffen gesichert, mit denen alle Nichtfachmänner bedacht werden, sobald sie sich mit Reformvorschlägen hervorwagen. Das Gymnasium, ein Teil des lebendigen Volkskörpers, durfte nicht ohne innere Entwicklung bleiben, wenn es nicht absterben sollte. Die Anregungen zur Reform kamen aber stets von aussen, selbst die jetzt als berechtigt anerkannten. Aber jeder Versuch, an dem Heiligtume des Gymnasiums zu rütteln, wird, selbst wenn er von lauterster Gesinnung ausgeht, mit einer Flut von Schmähungen abgewiesen. Davon hier nur eine kleine Probe: „Es muss stehen bleiben, sagte in der Eröffnungsrede des Strassburger Philologentages der Vorsitzende Prof. Dr. E. Schwartz, „dass deutsches und hellenisches Wesen zusammengehören, und dass, wenn es in Deutschland keine griechischen Studien mehr giebt, unsere Nation aufhören wird, in der Geschichte der Menschheit eine führende Rolle zu spielen.“ Nun, wir wollen ja das Griechische auf dem Gymnasium halten, ja ich stelle es unendlich viel höher als das Lateinische, aber doch glaube ich nicht an die Folgerungen, die Schwartz zieht. Denn Walther, Holbein, Dürer, Shakespeare, der junge Goethe waren gross ohne Griechentum. Wer aber an Schwartz zweifelt, der gilt ihm als „leerer Fant, der das Bewusstsein seines Nichts mit Weltverbesserungsplänen übertönen möchte, als ein lächerliches Knäblein, das sein Uebermenschentum anpreisend vor aller Augen spazieren führt.“

Hass gegen
das
Altertum? Es ist einer der grössten Irrtümer, wenn Muff und Biese glauben, dass der Hass gegen das Altertum, „wie freilich gegen alles Ideale“ eine „breite Strömung in unserem geistigen Leben geworden sei.“ Unsere Reformer hassen das Altertum nicht, aber sie haben erkannt, dass es ein Unding ist, längst Abgelebtes wieder beleben zu wollen — „denn, wer einmal tot daliegt, wird nicht mehr lebendig“ —, ein Unding, jene entschwundene Kultur als lebendes Ideal anzubeten, da es sich nur um ein Erkennen und gerechtes Würdigen der alten Welt, nicht um ein Nachahmen handeln darf. Wer das nachprüfen will, dem empfehle ich meines Bruders Cornelius Gurlitt „Geschichte der Kunst“ 2 Bände (Stuttgart, Bergsträsser 1902) zur Lektüre; dort findet er die von den Modernen gewünschte

historische Darlegung der gesamten Kunstentwicklung einschliesslich der griechischen. Er wird dabei nichts an Tiefe der Empfindung und Gerechtigkeit des Urteils vermissen, sich aber zu dem Bekenntnisse gezwungen sehen, dass nur eine solche, auf die Entwicklungsgesetze aller Kultur sorgsam eingehende Betrachtungsweise mit dem Stande unserer historischen Wissenschaften vereinbar ist. Selbst ein so anerkannter Meister der altklassischen Archäologie, wie Prof. Treu, gibt den deutschen Künstlern den Rat, sich von jeder Anlehnung an fremde Kunstwerke, einschliesslich der griechischen, frei zu halten. Es hätte dessen kaum bedurft, denn unsere gesamte jetzt führende Künstlerschaft ist mit klarem Bewusstsein anticlassisch und deshalb auf dem besten Wege, zu einer wahren, echt deutschen Kunst zu gelangen. Jede Nachahmung aber ist mit Unfruchtbarkeit geschlagen (s. S. 137).

Unsere Schüler der oberen Klassen, zumal wenn sie Künstler-Söhne sind, empfinden es als einen gewaltsamen Versuch, sie in überwundene Anschauungen zurückzudrängen, wenn wir ihnen noch immer Lessings Laokoon als letzten Schluss kunstkritischer Weisheit bieten und unsere gelegentlichen kunstgeschichtlichen Betrachtungen mit Peter Cornelius und Schinkel als dem letzten „Gerechten“ schliessen lassen. Auch auf dem Gebiete der Litteratur tun wir den Schülern gegenüber so, als ob seit etwa 1850 in Deutschland die Muse geschwiegen hätten. Wodurch aber wurden denn die jungen Römer so streng patriotisch? wodurch werden es noch heute die Engländer? Dadurch, dass man sie sogleich mit den Jünglingsjahren in die Gegenwart einführt und sie vertraut macht mit dem treibenden Geiste des lebendigen Tages. Wir aber lassen unsere Schulen ihr Sonderleben im Staate führen; unser Gymnasium ist eine Welt für sich; abseits vom Getriebe des Marktes pflegen wir dort geistige Güter, unbekümmert darum, ob diese sich dereinst in bare Münze werden umtauschen lassen. Auf diese „ideale“ Richtung unserer Schulen waren wir bisher stolz, aber es fragt sich doch, ob wir nicht auf diese Weise unsere Jugend zu lange weltfremd erhalten und in ihnen einen Zwiespalt zwischen Schule, Haus und Gesellschaft erzeugen, der sich schliesslich als Hass gegen die Schule äussert, wie wir ihn besonders oft aus dem Munde unserer Studenten zu hören bekommen.

Kunst in
der Schule.

Dass eine Verschmelzung griechischen und germanischen Geistes möglich sei, hat sich als ein Wahn erwiesen, der unserer nationalen

Klassizismus.

Entwicklung den schwersten Schaden zugefügt hat. Man wird Schwartz aus Ueberzeugung zustimmen, dass die Arbeit unserer Gelehrten an der griechischen Kultur „einen geistigen Adel geschaffen hat, der es als erste Pflicht des Gebildeten ansah, in voller innerer Freiheit die eigene Persönlichkeit zu klarer Harmonie zu festigen. — Das ist, fährt er fort, die sittliche Forderung, auf die alle hellenische Ethik hinausläuft, und wenn Goethe und W. von Humboldt, die unserem Volke dieses Ideal vorgelebt haben, nicht von der Philosophie, sondern von der Kunst und Poesie der Griechen her zu dieser inneren Forderung gekommen sind, so ist das nur ein neuer Beweis für die mächtige Einheit und Konstanz des hellenischen Geistes.“ Auch das mag man gelten lassen, wenschon mit einiger Einschränkung. Goethe hat ebensowenig wie Luther und Bismarck seine harmonische Persönlichkeit den Griechen allein oder diesen vorerst zu danken. Wir finden sie schon vorbereitet in seiner Mutter, der herrlichen Fran Rat. Vielleicht könnte man mit mehr Recht sagen, dass ihm der Klassizismus das Gleichgewicht seiner Seele gestört habe. So empfand er selbst im Alter. Was aber W. von Humboldt betrifft, so sagt gerade in dieser Beziehung ein so begeisterter Verfechter des Altklassischen wie Oskar Weissenfels („Kernfragen des höheren Unterrichtes“ S. 141): „Die Griechenmanie ist für immer überwunden. Niemand wird es mehr, wie Humboldt, als einen Trost im Sterben bezeichnen, einige Verse Homers zu hören, und wären sie auch nur aus dem Schiffskatalog.“ Hier haben wir also wieder den offenen Rückzug selbst eines der Aufrechtsten. Was nur immer die deutschen Klassizisten auf dem Gebiete der Litteratur und Kunst geschaffen haben, das sind Leckerbissen geblieben für gebildete Feinschmecker, hat aber einen Zugang zum Herzen des deutschen Volkes nicht gefunden. Selbst die Kunst eines Thorwaldsen, des Klassischsten der Klassischen, ist heute tot und kalt. Paul de Lagarde und der Verfasser des Rembrandtbuches haben gesiegt, aber die pädagogische Litteratur tut nach wie vor, als ob beide nicht da wären. Wir Gymnasiallehrer, unserem Amte nach eigentlich dazu berufen, an der Spitze der Zivilisation zu marschieren, hinken unserer nationalen Entwicklung kopfschüttelnd nach, sehen Kulturverfall und Bildungswirren gerade da, wo sich neue gesunde Bahnen eröffnen, und berauschen uns an den abgestandenen Phrasen von den „alten Idealen“, ohne recht sagen

zu können, was wir eigentlich damit meinen. Wer dieses Urteil für ungerecht hält, dem fällt die Aufgabe zu, die Lagardes Begriffsbestimmung des Wortes „Ideal“ zu berichtigen, die ich hier als bekannt voraussetzen muss, wenn ich nicht seine glänzende Darlegung vom Anfang bis zum Ende abschreiben soll. Ehe nicht dieser notwendigen Voraussetzung genügt wird, täte man besser, den unglaublich verschwommenen und willkürlich gedeuteten Begriff des antiken Ideales aus allen pädagogischen Betrachtungen fern zu halten, als ob es jemals im Altertume selbst eine klare und einheitliche Auffassung dieses Begriffes gegeben hätte!

Jetzt ist gleichsam als geistige Erbschaft jenes Rembrandt-Chamberlain.buches, es aber an Weite des Blickes und Wagemut noch gewaltig übertreffend, das herrliche Werk von Houston Stewart Chamberlain erschienen: „Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“. Es gehört wahrlich keine prophetische Gabe dazu, auch diesem Geiste die einschneidendste Wirkung auf unser Kulturleben vorauszusagen, denn schon haben sich eine grosse Anzahl geistiger Führer unseres Volkes mit Begeisterung zu seiner Heeresfolge bereit erklärt (siehe: „Kritische Urteile“, München, F. Bruckmann A.-G.). Wird auch über diese phänomenale Erscheinung unsere pädagogische Litteratur zur Tagesordnung übergehen, um lieber zum hundertsten Male zu untersuchen, wie man am besten in der Klasse den lateinischen acc. cum. inf. und die Participialkonstruktionen behandelt, oder welche Auswahl aus Ciceros Briefen den Vorzug verdiene?

Noch auf eine Tatsache möchte ich hinweisen. Bis vor wenigen Alt-klassische Vorbilder.Jahren nannte man „Hellas und Rom“ in einem Atem, wenn man von den alten Idealen sprach. Es war ein allbekanntes und anerkanntes Diktum, dass der Weg zur wahren Humanität über Rom und Hellas führe. Ihre Vaterlandsliebe sollte die deutsche Jugend von den (erdichteten) Mucius Scaevola und Horatius Cocles lernen oder von den Scipionen und von Cicero, Gerechtigkeitsliebe von Aristides und Fabricius, wohl sogar Freiheitsliebe von den Tyrannenmördern Harmodius und Aristogeiton und den Caesarmördern Brutus und Cassius. Davon ist es jetzt ganz still geworden, und nur selten noch verirrt sich eine Stimme in unsere Tage, die es wagt, griechische politische Tugenden oder römisches Wesen als vorbildlich anzupreisen. Von dieser Verirrung haben uns Bismarck, Moltke, die nationalen

Grosstaten unserer Väter und neuerdings das leuchtende Vorbild der Buren sicher gestellt.

Alte und
neue Ideale.

Es kann nicht ausbleiben, dass mir alle diese Erklärungen von seiten strenggläubiger Klassizisten das Renommé eines „seichten Realisten“, eines „krassen Materialisten“ oder wie sonst die Ehrentitel heissen mögen, eintragen werden. Ich bin dagegen empfindungslos, da ich, obgleich klassischer Philologe, als Moderner von den Herren, die unsere gesamte moderne Kultur nicht verstehen, selbst unmöglich verstanden werden kann. Es wiederholt sich ja aller Zeiten das ergötzliche Schauspiel, dass die als ideallos verschrien werden, die nicht in die Begeisterung ihrer Väter und Grossväter einstimmen. Jungdeutschland versteht das Rembrandtbuch, versteht de Lagarde, ist auch von Chamberlain entzückt. Die Jugend von heute schwärmt so gut, wie ihre schon bejahrten Lehrer das einst taten, aber sie schwärmt nicht für das, was wir ihnen als „alte Ideale“ auftischen. Sie hat ihre neuen, zukunftsfrohen Ideale, die sich zusammenfassen lassen in dem einen Worte: „Deutschland, Deutschland über alles!“ Man liest in pädagogischen Schriften so häufig Klagen über den Verfall der deutschen Jugend, über ihre Blasiertheit, Interessenlosigkeit, materielle Weltanschauung, Genussucht und dergleichen. Dem kann ich nur entgegenhalten, dass mir nach meinen Beobachtungen die Jugend von heute einen gediegeneren Eindruck macht, als diejenige, mit der ich gross geworden bin, dass besonders der heutige Student mehr Ernst und Streben zeigt, als wir seiner Zeit aufwiesen. Wir haben allen Grund, mit Zuversicht auf Jungdeutschland zu blicken. Ich bin auch in Bezug auf die Sittlichkeit und Moralität unseres gesamten Volkes einer Meinung mit D. von Gerhardt-Amyntor, der („Der Tag“ 1902, Nr. 355) sagt: „Wenn von gewissen Seiten öfters behauptet wird, dass unser Volk irreligiös geworden sei, dass der Glaube schwinde und die Laster und Verbrechen in bedenklicher Weise zunehmen, so ist dies eine arge Verkennung der wahren Sachlage und ein durch die Statistik offenkundig widerlegter Irrtum. Der Pöbel der Grossstädte scheint allerdings einer wachsenden Verrohung zu unterliegen — eine Erscheinung, die aber in anderer Weise zu erklären und nur durch Verbesserung unserer gesellschaftlichen Einrichtungen zu bekämpfen ist — sonst kann man aber mit Fug und Recht behaupten, dass unser Volk im grossen und ganzen

nie weiter von materieller Versumpfung entfernt gewesen ist, als gerade heute; und dass das ganze gebildete Deutschland von einem tiefquellenden religiösen Drange beseelt ist, der seine Befriedigung zwar nicht in der Pflege eines nur äusserlichen, kirchlichen Formendienstes, wohl aber in regster Anteilnahme an den geistigen Kämpfen und im Ringen um eine neue Weltanschauung sucht“ — soweit man dienstlich dazu berechtigt ist, hätte er nur noch hinzufügen sollen.

Wer freilich der Meinung ist, dass schon unsere Väter und Grossväter den allein giltigen und allein seligmachenden geistigen Inhalt auch für die Kultur selbst unserer völlig verwandelten Zeit gefunden hätten, dem erscheint jede neue Geistesströmung als eine Verirrung, als ein Unglück. Selbst der so erlösende und im Grunde so selbstverständliche Wunsch der Modernen, unsere Kultur nun endlich einmal auf eigene Füße zu stellen, deutsche Eigenart und Heimatskunst zu pflegen, unsern Geist von ererbten Fesseln, von dem Banne abgestandener Ideale zu befreien, diese gesunde Frucht unserer nationalen Entwicklung gilt den Unmodernen als ein Sprung ins Leere, der uns unsere ganze Kultur und damit unsere Existenz kosten könnte. Als ob nicht jede neue geistige Bewegung ins Ungewisse führte. Die Zukunft kennt Gott allein. Die Scheuen nun, die sich an die vielfach schon recht morschen Stützen alter Kultur ängstlich anklammern, denen nur das als heilig gilt, was „grau für Alter ist“, nicht das, was lebt und wirkt, diese sehen natürlich nur Bildungsverirrung in dem hoffnungsreichen Leben und Weben, das heute durch Deutschland geht. Denen aber, die den Mut des Lebens und der Zukunft haben, ist es eine Lust in diesem Jahrhundert zu leben. Man klagt vielfach über eine schwere Zeitkrankheit, als den „Ausdruck und das Ergebnis der schmerzvollen Zerrissenheit, die mitten durch das Herz unserer Gesellschaft und durch alle ihre Glieder hindurchzuckt; den Ausdruck ihrer seelischen Unbefriedigung, ihres Schmachstens nach einem noch ungefundene Begeisterung erweckenden Ideal, klagt über ihre vollendete sittliche und religiöse Rat- und Hilflosigkeit“ (A. Eulenburg). Diese Klage nimmt zumeist die Form eines Vorwurfes gegen die Modernen an, die angeblich „den alten Glauben und die alte Verehrung wie ein lästig gewordenes Kleid abgestreift haben, aber im Gefühl ihrer nunmehrigen Verödung bang und sehnsüchtig nach neuem Glauben oder Aber-

Zeit-
krankheit.

glauben, neuen Autoritäten, neuen moralischen Zielen und Stützen umhertasten“ (Ders.). Nun, dieselben Vorwürfe hat eine neuere Zeit stets von der älteren zu hören bekommen. Man könnte sich die Waffen zu diesem Angriffskriege gegen die Modernen aus den Schriften der Dunkelmänner holen, die mit den neuen Helden der geistigen Befreiung, mit einem Ulrich v. Hutten und Martin Luther den Hereinbruch des sittlichen Ruines deutlich vor Augen sahen. Ein Zwiespalt besteht freilich noch in unserer Kultur. Es fragt sich nur, wer ihn verschuldet? Ob die Männer, welche den geistigen Stillstand predigen, oder die, welche auf innere Reformen drängen, auf einen Ausgleich unseres öffentlichen Lebens mit den Fortschritten der Wissenschaft und der gesamten geistigen Entwicklung der Kulturvölker, zumal unseres Volkes. Beide Parteien nehmen natürlich den wahren Idealismus für sich in Anspruch. Man höre z. B., wie Ernst Freiherr von Wolzogen (Das litterarische Echo vom 1. Februar 1900) für die Modernen eintritt: „Ich halte es für die grosse, unheilvolle Unterlassungssünde des neunzehnten Jahrhunderts, dass es versäumte, aus der naturwissenschaftlichen Erkenntnis die einzig richtige Nutzenwendung auf Religion, Staat und Gesellschaft zu machen. Daher der betrübliche Rückgang an tatkräftigem Idealismus seit dem Jahre 1848, daher der Mangel an wirklichem Aufschwung nach 1870/71, daher die unselige Halbheit überall, das traurige Paktieren mit Rom, die Hilflosigkeit gegenüber der Sozialdemokratie und die öde, unfruchtbare Parteiwirtschaft. Chamberlain ist wie wenige geeignet, dem germanischen Idealismus im besonderen und dem modernen Geiste im allgemeinen Mut zuzusprechen.“

Moderne
Weltan-
schauung.

Eine beträchtliche Anzahl von Zeitschriften und Tageszeitungen, und zweifellos unsere besten, die in den gebildeten Familien anzutreffen sind, vertreten mit Wärme und Geschick den neuen Geist, der jetzt durch Deutschland weht. „Die grosse, die ungeheuer grosse Mehrheit der gebildeten Deutschen, sagt durchaus zutreffend D. von Gerhardt-Amyntor („Der Tag“ 1902, Nr. 355), steht im heissesten Kampfe um eine ganz neue Weltanschauung; sie sucht nach jenem letzten Worte, das ihr endlich die Zweifel stillen und die Gewinnung eines höheren und gesicherten Standpunktes im wogenden Meere der Meinungen verbürgen soll.“ Diesen Gebildeten gehört natürlich auch ein bedeutender Prozentsatz unserer Lehrer-

schaft aller Schulgattungen an, die Volksschulen eingerechnet. Amtlich aber sind wir gehalten, uns zu denen zu rechnen, „die ungestört unter dem Schutzdache ihrer Dogmen leben und sich bekrenzen vor den verruchten Zweiflern, die ihnen den Frieden und den geistigen Nachmittagsschlummer stören wollen.“ Auch unsere Schüler in den oberen Klassen lesen diese Zeitschriften und Zeitungen, nehmen Teil am Theaterbesuche und an den Debatten am Familientische, in denen die neuen Ideen ihr Echo finden; das Neue fassen sie nach Art der Jugend als die endlich gefundene Wahrheit auf und geben sich ihm mit Feuereifer hin. Was sie dagegen die Schule lehrt, das belächeln sie, wenn sie unter sich sind, als abgestandene, längst abgetane Weisheit. Sie hören auch manches über moderne Bibelforschung, über das Verhältnis des Alten Testaments zur altbabylonischen Kultur, sie lernen die Errungenschaften moderner Naturwissenschaften kennen und verehren und nehmen somit an den geistigen Kämpfen der Gegenwart in höherem Grade Anteil, als sie in der Regel dem Lehrer mitzuteilen für gut halten. Denn sie fürchten mit Recht in schlechten Ruf zu kommen, wenn sie sich für „modern“ erklären. Denn modern gilt für gleichbedeutend mit verwerflich, sündhaft. Dass darin ein grosser Irrtum liegt, darüber belehrt uns jetzt am besten eben Chamberlain. Nach ihm würde sich die neue Weltanschauung so gestalten, „dass sie die Natur, die an sich weder gütig noch barmherzig, weder sittlich noch vernünftig ist, als ein Mechanisch-Deutbares getrost der Wissenschaft überlässt, während sie die Religion einzig und allein in der mechanisch nicht deutbaren Welt, d. h. in dem Mysterium unseres eigenen Innern sucht und findet. Wie schrankenlos diese geheimnisvolle Welt auch sei, deren Flügelschlag, wie der ‚Grundlagen‘-Verfasser es so schön ausspricht, aus der Ohnmacht der Erscheinung befreit und alle Sterne überfliegt, deren Kraft dem qualvollsten Tode lächelnd zu trotzen gestattet, die in einen Kuss Ewigkeit hineinzaubert und in einem Gedankenblitz Erlösung schenkt, sie ist dennoch auf ein bestimmtes Gebiet angewiesen: auf das eigene Innere, dessen Grenzen sie nie überschreiten darf. Der Einwand, dass eine solche Weltanschauung irreligiös sei, liesse sich durch nichts Stichhaltiges begründen, denn wenn auch Kant, auf dessen Spuren der geistreiche und meist selbständige Chamberlain wandelt,

es unumwunden ausspricht, „dass es ein Religionswahn sei, den statutarischen Glauben (die historischen Anpreisungsmittel und die Kirchendogmen) für wesentlich zum Dienste Gottes zu halten und ihn zur obersten Bedingung des göttlichen Wohlgefallens am Menschen zu machen, und dass die Befolgung dieses Religionswahnesein Afterdienst sei, d. h. eine solche vermeintliche Verehrung Gottes, durch die dem wahren, von Gott selbst geforderten Dienste gerade entgegengesetzt gehandelt werde“ — so kann man dieser neuen Weltanschauung doch nimmermehr den Vorwurf der Irreligiosität, höchstens den des Widerspruches gegen gewisse Lehren der heute herrschenden verschiedenen Kirchen machen. Und nicht nur nicht irreligiös ist solche Weltanschauung, sondern recht eigentlich christlich, d. h. urchristlich oder germanisch christlich, was nahezu identisch ist. Der dornengekrönte Held von Golgatha hat wiederholt betont, dass das Reich Gottes nicht mit äusserlichen Geberden komme, dass man nicht wird sagen können: siehe, hier oder da ist es, denn das Reich Gottes sei inwendig in uns selbst. In uns ist aber jene mechanisch nicht deutbare Welt, die Christus eben als das Gebiet des Reiches Gottes und die die moderne Weltanschauung als einzigen Herrschersitz der Religion bezeichnet — zwei Richtungen, die nahezu parallel zu laufen scheinen.“ Wenn Lehrer und Schüler Chamberlain nicht selbst lesen sollten, so lesen sie doch Berichte, wie diesen hier, den ich dem „Tag“ entnahm, und so bleibt ihnen doch das Geisteswehen nicht fremd, das von ihm als dem bedeutendsten Kündler einer modernen Weltanschauung ausgeht. Schweigt darüber der Lehrer oder verhält er sich dagegen polemisch, so dient das schwerlich zur Steigerung seines Ansehens. Daher heute kein Lehrer einen schwereren Stand hat, als der Religionsunterricht in den oberen Klassen erteilt; aber auch den Schülern ist dabei nicht wohl zu Mute.

Innerer
Zwiespalt
in den
Lehrern.

Von dem inneren Zwiespalt, in dem so mancher Lehrer selbst lebt, wenn seine Ueberzeugung mit der amtlich geforderten Lehrpflicht nicht in Einklang zu bringen ist, erfährt die Welt natürlich wenig, am wenigsten die vorgesetzte Behörde, da es schwerlich empfehlend für den Lehrer wirkt, wenn er nicht überzeugter Anhänger der staatlich anerkannten Lehrgrundsätze ist. Unsere Bühnendichter sehen darin die Hauptschuld an dem Missmute der Lehrer.

In dem bekannten „Probekandidaten“ erscheinen sämtliche Lehrer als innerlich gebrochene Existenzen, gebrochen eben an diesem Seelenkonflikte. Der einzige, der noch er selbst zu sein wagt, ein braver, wenn schon noch ziemlich grüner Jüngling, muss deshalb über die Klinge springen. Es geschieht ihm formell durchaus recht; denn der Staat kann und muss von seinen bezahlten Dienern fordern, dass diese ihm ihrem Eide getren gehorsam sind, dennoch entbehrt sein Schicksal nicht der Tragik; denn was er seine Schüler lehrt, hat er selbst eben erst von staatlich anerkannten Hochschullehrern gelernt und darüber im Examen Rechenschaft abgelegt. Was erst verdienstlich war, ist jetzt verbrecherisch. Ich höre den entsetzten Ausruf: „Sollen wir denn unsere Knaben zu Darwinisten und Häckelianern erziehen! — summa debetur pueris (et iuvenibus) reverentia!“ Ganz gewiss! — die allerhöchste Vorsicht und Schonung! Aber unser öffentliches Leben erspart ihnen doch nicht den inneren Konflikt. Er liegt auch latent in unseren Schulen, wo moderne Naturwissenschaft neben orthodoxer Bibelgläubigkeit scheinbar friedlich nebeneinander leben. Dieser Frieden gleicht aber dem des Wolfes, der unter der Peitsche des Tierbändigers einträchtig mit dem Lamme in einem Käfig ruht. Sind die Seelen der Schulzucht entwachsen, so fällt der Wolf in der Regel über das Lamm her und zerreisst es. So mancher, der schon ein Paulus war, wird dann zum Saulus. Auch könnte man fragen, weshalb der 17jährige Student getrost in die naturwissenschaftliche Weltanschauung eingeführt wird, die für den 20jährigen Gymnasiasten als tödliches Gift gilt? Es ist nicht meines Amtes, einen Ausgleich zu suchen. Hier handelt es sich nur um Feststellung des Tatbestandes. Auch Gerhart Hauptmann berührt dieses Problem. In seinen „Einsamen Menschen“ scheitert der junge Gelehrte an dem Widerspruch zwischen seiner strenggläubigen Umgebung und seiner eigenen Entwicklungstheorie. Als dem zum Selbstmorde Bereiten sein Vater an seine Herren Lehrer und deren gute Lehren erinnert, ruft er entrüstet aus: „Erinnere mich nicht an diese Gesellschaft von Schafsköpfen, die mir das Mark aus den Knochen erzogen haben“. Auch hier wird den Lehrern schuld gegeben, was in unserer ganzen historischen Entwicklung begründet liegt.

Folgen muss unsere Schule dem allgemeinen kulturellen Fortschritte. Es fragt sich nur, ob früher oder später, ob als führende

Macht oder als hemmende, ob freudig oder gezwungen. In unserer Zeit sehen wir die Schulen fast immer im Schlepptau. Im Humanisten-Zeitalter waren sie der Zeit voranstürmend und deshalb von Volke geachtet, bewundert und geliebt. Mag also das Urteil gerecht oder ungerecht sein, jedenfalls gilt heute dem öffentlichen Urteile in Deutschland der Lehrerstand vielfach als rückständig — nicht in seinem Wissen, aber in seiner gesellschaftlichen Stellung, seinen ästhetischen Urteilen und seiner gesamten Weltauffassung. Daher in den Witzblättern, auf der Bühne, im Elternhause der Spott, unter dem jeder einzelne Lehrer mit zu leiden hat, selbst wenn er ihn nicht verdient. Wir kommen jetzt auf das dunkelste Schulkapitel:

Schüler-
selbst-
morde.

Nach dem Ausweise der Zeitschrift des statistischen Bureaus für das Königreich Preussen sind in den sechs Jahren von 1883 bis einschliesslich 1888 in Preussen 289 Schülerelbstmorde vorgekommen, von denen 110 Fälle auf höhere Schulen kamen. Als Ursache dafür nehmen die Examensfurcht, nicht bestandenes Examen und Nichtversetzungen die höchste Ziffer ein. Die Zahl der Selbstmorde hat seitdem schwerlich abgenommen, wie auch die um die Schulgesundheitslehre so hochverdienten Herren Geheimer Obermedizinalrat Dr. A. Eulenburg und weil. Dr. Theodor Bach, Direktor des Falk-Real-Gymnasium in Berlin, zugeben. *) Zieht man auch alle sonstigen auf das psychische Leben der Kinder krankhaft einwirkenden Umstände der modernen Kultur mit in Rechnung, so bleibt immer noch der Prozentsatz von Fällen erschreckend hoch, in denen die zu strengen Anforderungen der Schule die Kinder zur Verzweiflung und zum Lebensüberdruß geführt haben. Wie gross mag daneben die Zahl derer sein, die sich mit Selbstmordgedanken tragen, ohne den Mut zur Tat zu finden!

Kann es eine schwerere Anklage geben gegen unseren Schulbetrieb als diese häufigen Schülerelbstmorde? Ist es nicht grausig und schaudererregend, wenn ein Kind freiwillig verzichtet, das Licht der Sonne zu sehen, freiwillig von seinen Eltern und Geschwistern, von allen Freuden, Hoffnungen und Wünschen des jungen Lebens

*) Siehe deren Schrift: Schulgesundheitslehre, 2. Hälfte, Seite 1140 ff., Berlin 1900, J. J. Heine's Verlag; auch Gustav Siegert, Das Problem der Kinderselbstmorde, Leipzig 1893.

scheidet, weil es an seinen Erfolgen verzweifelt oder nicht länger den Zwang der Schule ertragen will? Eines sollten doch diese unglücklichen Opfer eines in falsche Bahnen geleiteten Schulbetriebes mit ihrem Tode erreichen, dass wir zur Besinnung kommen, ernste Einkehr bei uns halten und auf Abhilfe denken. Es ist so bequem, die Verantwortung abzuwälzen und dem allgemeinen Sittenverfalle der Jugend die Schuld dieser Erscheinungen zuzumessen, gewissenhaft und ehrlich aber ist es nicht. Wer im öffentlichen Leben steht, kennt ganz genau den unerbittlichen Zwang, den unser Berechtigungswesen den Söhnen besserer Familien auferlegt. Wir Lehrer wissen im besonderen, dass es nicht immer in den Willen des Schülers gelegt ist, die durch das Berechtigungswesen gezogenen Grenzen zu erreichen: bei manchen langen die Fähigkeiten tatsächlich nicht aus. Ich kannte einen Mann, dessen drei prächtige Söhne, blühende, frische Burschen mit offenen Sinnen, trotzdem über Quarta nicht hinauszubringen waren. Der Mann zog deshalb vor, ins Ausland zu gehen. Ich lernte an der See zwei nette junge Männer kennen und verkehrte gerne mit ihnen. Tags vor der Trennung gaben sie mir einen kleinen Abschiedsschmaus, dabei sagten sie: „Wir haben Sie um Verzeihung zu bitten, weil wir mit Ihnen wie mit unseresgleichen verkehrt, Sie nicht davon unterrichtet haben, dass wir Schüler sind. Wir sind 21 und 22 Jahre alt und können das Einjährigen-Zeugnis nicht bekommen. Unsere Väter sind reich, wir dürfen unmöglich drei Jahre dienen (— die Sache ist 15 Jahre her —), man würde uns in unserer Heimat verachten. Wir haben schon alles versucht, jetzt sind wir auf einer landwirtschaftlichen Schule. Gelingt es auch diesesmal nicht, dann wissen wir keinen Rat mehr.“ Der eine bestand, was aus dem anderen geworden ist, habe ich nicht erfahren. Aber diese Zustände allein beweisen, wie schwer manche Schüler unter dem Berechtigungszwange zu leiden haben: sie opfern diesem Phantome ihre ganze Jugend. Wo soll nun bei solchen geknickten Existenzen die Liebe zum Vaterlande herkommen? Es ist leicht gesagt, der Vater sollte die Burschen eben drei, jetzt zwei Jahre dienen lassen. Jüngst riet ich dasselbe einem Vater, aber seine Antwort: „Ich bin Oberstleutnant, und der Junge ist so willig und gut: das kann ich ihm doch nicht antun“, dazu die Tränen des Alten — und mein Rat verstummte. Gewiss, die

Berechtigungs-
wesen.

Berechtigungsfrage ist die Wurzel alles Uebels. Das habe ich seit Jahren allerorten laut ausgesprochen, aber selten Zustimmung gefunden. Jetzt frene ich mich in Herinan Schillers „Aufsätzen über die Schulreform“, Heft I, denselben Gedanken sorgfältig begründet zu finden. Auch er spricht auf Grund seiner langjährigen Erfahrung als Geh. Oberschulrat und Universitätsprofessor (S. 9) von dem „so verderblichen Berechtigungswesen, das die Entwicklung des deutschen Schulwesens in ganz unnatürliche, künstliche und, wie man heute nicht mehr bezweifeln kann, falsche Bahnen gebracht hat.“ (S. 40.) „Ruhe könne in das höhere Schulwesen so lange nicht einkehren, bis nicht die Berechtigungsfrage beseitigt sei.“ Ich habe Erkundigungen eingezogen bei Männern, die lange in England leben, wie es dort mit Schülerselbstmorden stehe. Keiner erinnerte sich, jemals davon gehört zu haben, alle bestritten deshalb das Vorhandensein. Denn wenn ein solcher Fall vorkäme, so würde darüber in den Zeitungen ein solcher Lärm geschlagen werden, dass es keinem Manne im Lande unbekannt bleiben könnte. Vor allem schliesse das Schulleben selbst die Möglichkeit aus. Wie sollte der englische Knabe, den kein Lehrer und kein Vater zum Arbeiten drängt und zwingt, der in der Schule nur seine Lust findet, so dass ihn die Eltern zu Hause nicht halten können, wie sollte ein solcher dazu kommen, sich das Leben zu nehmen? „Das ist nonsens,“ sagte mir ein Engländer. Nun, Schulen werden doch wohl zur Wohlfahrt der Kinder geschaffen, und wenn diese Schulen so wirken, dass sich dabei die ihnen anvertraute Jugend glücklich fühlt und zu körperlich und geistig gesunden Männern heranwächst, die im Kampfe des Lebens ehrenvoll bestehen, dann verdienen diese Schulen gut genannt zu werden, selbst wenn in ihnen nur halb so viel gelehrt wird, als bei uns.

Ungleiche
Arbeits-
verteilung.

So lange unser Berechtigungswesen besteht, täte man auch gut, in den Schulen auf die Erweckung besonderer patriotischer Gefühle zu verzichten. Denn Schüler, denen es auf der Schule leicht wird, die ohne grossen Kraftaufwand die Klassen durchlaufen und dann in einflussreiche Stellungen gelangen, diese brauchen eines weiteren nationalen Anspornes nicht. Man beachte, dass das vielfach die früher entwickelten Semiten sind, während die langsameren germanischen Hermann-Naturen zurückbleiben. Den Schülern aber, die unter dem Drucke der Schule und der Eltern seufzen und

bei aller Mühe keine Anerkennung, keinen Erfolg, kein Fortkommen finden, denen grünt der deutsche Wald, blüht die deutsche Wiese umsonst, und keine Festreden, kein noch so begeisterter Vortrag des Geschichtslehrers wird es ihnen beibringen können, dass es einen Stolz und ein Glück bedeute, ein Deutscher zu sein. Ja, wären alle Mütter so klug, wie die des guten Hermann! Träten sie den für ihre Söhne zu lernwütigen Vätern doch wie sie tapfer entgegen!:

„Immer bist du doch, Vater, so ungerecht gegen den Sohn! und
So wird am wenigsten dir dein Wunsch des Guten erfüllet,
Denn wir können die Kinder nach unserem Sinne nicht formen;
So wie Gott sie uns gab, so muss man sie haben und lieben,
Sie erziehen aufs beste und Jeglichen lassen gewähren,
Denn der Eine hat die, die Anderen andere Gaben;
Jeder braucht sie, und Jeder ist doch nur auf eigene Weise
Gut und glücklich. Ich lasse mir meinen „Jungen“ nicht schelten;
Denn, ich weiss es, er ist der Güter, die er dereinst erbt,
Wert und ein trefflicher Wirt, ein Muster Bürgern und Bauern,
Und im Rate gewiss, ich seh' es voraus, nicht der Letzte.
Aber täglich mit Schelten und Tadeln hemmst du dem Armen
Allen Mut in der Brust,“ —

Das scheint mir das Vernünftigste, was noch je über Pädagogik gesprochen worden ist. Liesse man doch unsere Kinder mehr gewähren, sich nach ihrer Art entwickeln, und vor allem: wollte man doch von ihnen nichts fordern, was sie nicht leisten können und nicht freudig leisten! Aber da haperts eben bei den Berechtigungen!

„Es gibt nichts Ordinärereres als Eile“, sagt der tief sinnige Emerson, die Regel in Deutschland ist aber jetzt, dass die Schüler in ihrer Arbeit gehetzt werden, als wenn das Leben ein Wettrennen wäre und die Ehre des ganzen künftigen Lebens davon abhinge, ob einer mit 18 oder mit 20 Jahren zur Hochschule kommt. Sowie aber das Abiturientenexamen vorbei ist, dann beginnt die Schonzeit, ein behagliches Bummelleben, und kein Mensch kümmert sich noch darum, ob der Herr Studiosus 8 oder 16 Semester auf sein Studium verwendet. Man überbürdet die Kinder, um sie im besten Jünglingsalter faulenz zu lassen. Nicht wenige erliegen dann den Versuchungen der ungewohnten Freiheit und gehen elend zu Grunde.

Denn die zu strenge Gebundenheit unserer Schüler hat zur Folge, dass sie in den Studenten Jahren vielfach den Halt verlieren.

Studenten
leben.

Weder in England noch in Amerika beobachtet man denselben Uebelstand. So sagt Kuno Franke, Professor an der Harvard-Universität (Deutsche Kultur in den Vereinigten Staaten und das Germanische Museum der Harvard-Universität) in der Deutschen Rundschau vom 15. April 1902, S. 153: „dass der amerikanische Student eine geistige und körperliche Gesundheit, eine Frische und Unschuld der Lebensauffassung, eine Empfänglichkeit für ideale Bestrebungen und eine Natürlichkeit der gesellschaftlichen Formen gewonnen habe, die ihn vielfach vorteilhaft von dem deutschen Studenten unterscheide. Oft, sagt er, wenn ich am Charles River und auf den Feldern um Cambridge den hunderten jungen Männern zusah, die tagtäglich dort im Wettlauf, im Ballspiel, im Hammerwurf, im Rudern ihre Leiber dehnten, ihre Stimme kräftigten, ihren Mut erprobten und ihr kameradschaftliches Gefühl in gemeinsamer Lust unter Gottes freiem Himmel anfachten und belebten, ohne dazu irgend welcher künstlichen Reizmittel nötig zu haben, dann habe ich mir oft gewünscht: könnte das doch auch in Deutschland so sein!“

Es hat keine innere Berechtigung, dass der deutsche akademisch gebildete Mann nur seine „alte Burschenherrlichkeit“ als die Zeit der Lebenslust betrachtet, dass der Knabe mit sehnüchtigem Hoffen diesen Jahren der Ungebundenheit zustrebt, während sich der „Philister“ nach ihnen mit Wehmut zurücksehnt. Auch die Schuljahre müssen dem Knaben als goldige Jahre erscheinen. Denn Jugend, wenn sie nicht durch ungeschickte Behandlung verkümmert wird, ist „Trunkenheit ohne Wein“. Es ist auch kein Gebot der Notwendigkeit, dass man „O jerum, jerum“ klage, wenn man in das Philistertum eintritt, dass der eine seine Relationen „mit finsterem Amtsgesicht“ schreibe, der andere „beim Unterricht seufze“. Denn das Unterrichten, eine der menschenwürdigsten, edelsten Beschäftigungen, ist eine Lust, wofern man es mit Maß betreibt, nicht betreibt bis an und über die Grenzen der körperlichen und geistigen Kräfte hinaus, ist eine Lust, wenn ein richtiger Ausgleich besteht zwischen Arbeit und Musse, zwischen dem Ansteilen und Einsammeln geistiger Güter, wenn man Zeit behält, sich wissenschaftlich zu fördern und zu betätigen, Zeit, sich nicht nur als Beamten und Pflichtmenschen, sondern auch schlechthin als Menschen zu fühlen, wenn man sich beim Unterrichte selbst mitteilen darf, nicht zu streng

vorgeschriebene Marschroute, nicht zu enge Gebundenheit an Methode und Penseneinteilung hat, wenn man mehr dem eigenen Denken und Empfinden nachgehen kann, nicht nur Exekutivbeamter eines fremden Willens ist, wenn man sich dabei selbst frei und heiter fühlen, sich als Freund, Berater und Förderer der Jugend geben darf, nicht als ihr Zuchtmeister und Peiniger. Nicht nach dem Müßiggang und dem geistlosen und verderblichen Kneipwesen der Studentenzeit, sondern nach der Berufstätigkeit, nach der Bewährung ihrer Kraft innerhalb unseres Volkslebens müsste das Streben unserer Jugend gehen, und würde es tun, wenn Schulle und Beamtenleben wären, wie sie sein sollten. An Stelle des verhassten „Muss“ müsste ein freudiges „Ich will!“ treten und jeder redlich Strebende müsste des Wohlwollens und der geduldigen Nachsicht seiner Führer im voraus sicher sein.

Wir Gebrüder Gurlitt waren so glücklich, einen Vater zu haben, der sich um unsere Schulleistungen herzlich wenig kümmerte und auch unser Sitzenbleiben nicht tragisch nahm, insofern nur im Betragen „lobenswert“ stand. Er hatte die felsenfeste Ueberzeugung, dass der Mensch durch zu viel Buchgelehrsamkeit verdumme, kam deshalb abends bei schönem Wetter oft zu uns Gymnasiasten in das Arbeitszimmer mit den Worten: „Kinder, lasst das Büffeln sein! Ihr müsst ja dumm werden! Kommt lieber mit hinaus in den Garten!“ Hat diese Pädagogik sich an uns sonst nicht bewährt, worüber andere entscheiden mögen, so schuf sie uns doch ein bebagliches Familienleben, gestattete uns ein freies Ausleben in der Natur und gab uns schöne Erinnerungsbilder mit ins Mannesleben, die uns über manche Misserfolge und Verdriesslichkeiten hinweghalfen. Nach langen, eigenen pädagogischen Bemühungen komme ich jetzt mehr und mehr zu der Erkenntnis und finde mich darin durch unsere neuesten pädagogischen Bemühungen bestärkt, dass mein Vater mit dem offenen, klaren Blicke des Künstlers und des Mannes aus dem schlichten Volke schärfer sah, als die siebenmal weisen Herren vom Fache. Er war nicht umsonst Friedrich Hebbels Freund gewesen!

Die bisher angewandten Mittel, nachhaltige Vaterlandsiebe in das Herz der deutschen Jugend zu pflanzen, haben sich auch nach den Zugeständnissen unserer erfahrensten Pädagogen nicht sonderlich bewährt. „Unsere höheren Schulen“, sagt Münch, „pflegen eine mög-

Bisherige
Pfleger der
Vaterlands-
iebe.

lichst breite, andauernde und allseitig eindringende Beschäftigung mit der deutschen Sprache und Litteratur und pflegen eine stets wiederholte Erinnerung an alle vaterländisch wichtigen Ereignisse, Handlungen, Erfolge, Namen und Daten unserer Geschichte und werden nicht müde, durch rühmende Erinnerungen das nationale Selbstbewusstsein und durch stete Empfehlung der Vorbilder Nachahmung und Nachfolge zu wecken.“ Das sind die Mittel, von denen man sich bisher den grössten Erfolg versprochen hat, aber eben diesen Mitteln haftet „die Gefahr der Ermüdung und Abstumpfung an, Gefahr der Enge und Befangenheit, Gefahr der inneren Reaktion, des späteren Umschlags, wie das alles sich bereits oft genug wirklich eingestellt hat.“ Ich habe das schier unfassliche Zugeständnis eines früheren, sehr wackeren Schülers, dass die unangenehmste Erinnerung an seine Gymnasiasten-Laufbahn die Sedanfeste mit ihren Umzügen durch den Ort seien. Er wäre sich dabei unehrlich vorgekommen.

So viel darf man mit Bestimmtheit behaupten: durch amtlich vorgeschriebene laute Sedan- und Gedächtnisfeste, durch ruhmredige Nationaldenkmäler, durch einen patriotisch gesteigerten Betrieb des Geschichtsunterrichtes kann wahre Liebe zum Vaterlande nimmermehr erzeugt werden. Jede Steigerung dieser Mittel schlägt zum Gegenteile aus. Mir sagte jüngst ein Buchhändler: „Die patriotische Litteratur geht nicht mehr.“ Das haben also die Uebereifrigen glücklich erreicht. Jedes wahre, schlichte Gefühl ist von ihnen durch das Fortissimo der Posaunenstösse übertönt worden. Wird man wohl so töricht sein, jetzt zum Furioso überzugehen, um die zarte Pflanze der Liebe und des Vertrauens völlig zu vernichten? Ich frage: Was soll bei einer unfreien, bedrückten und belasteten Jugend unser patriotischer Betrieb nützen?

* * *

Positive
Vorschläge.

Um nun von der Kritik auch zum Positiven überzugehen, so möchte ich vorerst das Ziel in dem einen Worte zusammenfassen: Bekämpfung der nationalen Schwächen.

Sollte es möglich sein, durch Anweisung gute Patrioten heranzubilden, so müsste es dadurch geschehen, dass man vorerst jeden einzelnen, wie es auch geschieht, dazu anhält, an seinem Platze seine

ganze Kraft einzusetzen: „Der Vater Sorge für sein Haus, der Handwerker für seine Kunden, der Geistliche für gegenseitige Liebe (und nichts anderes), und die Polizei störe die Freude nicht.“ Dasselbe in poetischem Gewande:

„Ein jeder kehre vor seiner Tür,
Und rein ist jedes Stadtquartier.
Ein jeder übe seine Lektion,
So wird es gut im Rate stohn.“

(Goethe.)

Aber damit allein ist es doch noch nicht getan. Sonst müssten wir schon den Himmel auf Erden haben, denn an Pflichterfüllung fehlt es in Deutschland nicht. Ja, gerade diese in sich zufriedene Pflichterfüllung macht oft harte, selbstgefällige, abweisende Menschen, jenen Typus der Korrekten, den Paul de Lagarde als den fürchterlichsten betrachtete. Sie machen uns das Leben nüchtern, kalt und liebeleer. Gerade diesen Pflichtmenschen ist es nicht selten zuzuschreiben, dass Goethe sagen konnte: „Die Menschen haben sich stets geängstigt und geplagt, sie haben sich unter einander gequält und gemartert, sie haben sich und anderen das bische Leben sauer gemacht, und die Schönheit der Welt und die Süßigkeit des Daseins, welche die schöne Welt ihnen darbietet, weder zu achten, noch zu geniessen vermocht.“ Es gilt vielmehr den Blick von der besonderen Pflicht auf das Allgemeine zu richten, vor allem den Gedanken an das Vaterland so zu stählen, dass er allen in den grossen Fragen als das gemeinsame Ziel vorschwebt. „Die bürgerlichen Parteien müssen zu der Einsicht kommen, dass die Fortführung und Vertiefung der sozialen Versöhnung für unser Vaterland eine Hauptbedingung einer glücklichen Zukunft bedeutet“ (Otto von Leixner). Dahin kann auch die Schule wirken, aber natürlich nicht durch Verhetzung der Klassen, Stände und Konfessionen, sondern durch Betonung des Gemeinsamen, Versöhnenden, Einigenden. „Denn wenn uns das neue Jahrhundert die geistige Einheit, ein Volk mit gemeinsamen Zielen schaffen soll, so wird das nur dadurch möglich sein, dass die Unterrichtenden, die sich an die Jugend und an das ganze Volk wenden, versuchen, allen verständlich zu werden und dadurch, dass sie allen ermöglichen, sich zur Erkenntnis dessen zu erheben, was wahr, gross, hoffnungsreich ist, was geistig bildet, sittlich stärkt,

unsere Beziehungen zum Ewigen klärt, uns in einem Glauben an das Höchste vereint.“ (Cornelius Gurlitt, Die deutsche Kunst im neunzehnten Jahrhundert, Berlin, Georg Bondi, 1899, S. 670.) Aus den Tugenden der Schlichtheit, Wahrhaftigkeit und Treue, deren alle Stände fähig, zu der alle verpflichtet sind, wird dann die uns so sehr abhanden gekommene Achtung vor dem Mitbürger, Gerechtigkeit und ein herzliches Wohlwollen erwachsen, ohne das ein Leben unter Menschen schal und freudlos, ohne das auch das Wort Vaterland ein leerer Schall ist. Deshalb sollte die Schule vor allen die Pflichten gegen den Mitmenschen üben, nicht allein mit Worten, sondern dadurch, dass sie die Schwächeren dem Schutze der Stärkeren überweist, anstatt wie bisher durch das homerische *αἰὲν ἀριστεύειν* hässlichen Ehrgeiz und Streberei zu kultivieren. Aus dem Pflichtgefühle gegen den Nächsten, zumal gegen den Hilfsbedürftigen, wird die Liebe zur Gemeinde, zum Volke, und damit zu der volkserhaltenden Institution, dem Staate, erwachsen. Der wahre Patriotismus ist kein Pochen auf den nationalen Waffenruhm, sondern ein tiefes Mitempfinden, eine opferfreudige Hingabe an das allgemeine Volksleben. Das erkannte natürlich auch Goethe schon richtig, indem er den Vorwurf abwies, als ob er deshalb kein Patriot wäre, weil er nicht vaterländischen Waffenruhm im Liede feierte: „Was heisst denn, fragt er, sein Vaterland lieben, und was heisst denn patriotisch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, schädliche Vorurteile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen und dessen Gesinnung und Denkweise zu veredeln: Was soll er denn Besseres tun? und wie soll er denn patriotischer wirken?“ (Vgl. Dr. Wilhelm Bode, Meine Religion. Mein politischer Glaube. Zwei vertrauliche Reden von J. W. von Goethe. Berlin 1899, Ernst Siegfried Mittler und Sohn, S. 77.)

Die Schwächen unseres Schulwesens schienen uns auf dem erziehlichen Gebiete zu liegen. Was die rein didaktische Seite betrifft, die methodische Durcharbeitung der Stoffe und deren Darbietung, so gelten hierin Deutschlands Schulen von der Volksschule bis zur Hochschule auch dem Auslande bisher als unerreichte Vorbilder. Unser Lehrerstand braucht wahrhaftig den Vergleich mit keinem fremdländischen zu scheuen; was man ihm vorwirft und

allein vorwerfen kann, ist eine Uebertreibung seiner Tugenden: Gewissenhaftigkeit wird leicht zu Pedanterie, Pflichttreue zu übertriebener Strenge, sittlicher Ernst zu düsterem Wesen, strenges Festhalten am bewährten Alten zur Ungerechtigkeit gegen das Neue, Jugendliche. Wir haben dank der beispiellosen staatlichen Fürsorge für Deutschlands Schulen und dank des so hochstehenden Lehrerstandes aller Schulkategorien vielleicht nur eine Herabsetzung der Ansprüche, gleichsam nur einen geistigen Aderlass nötig, um auch im eigenen Volke wieder die allgemeine Hochachtung zu erringen, die uns das Ausland noch entgegenbringt. Unsere Schulen haben zu viel leisten wollen, unsere Lehrer haben sich selbst nicht genug tun können, jedes Fach fand seine begeisterten Vertreter und seine gründlichen Kenner, kaum dass man noch den Begriff der „Nebenfächer“ anerkennen wollte, die Lehrbücher wurden methodisch immer gründlicher, immer praktischer durchgebildet, so dass mit deutscher Schulerfahrung und deutscher Schulweisheit fast alle gebildeten Völker ihren Bedarf decken konnten, und dass es bis heute noch für jeden Ausländer als Ehrentitel gilt, wenn es ihm gelingt, Zeugnisse von deutschen Schulen beizubringen; denn Deutschland ist die hohe Schule der Pädagogik. Kein Volk kann annähernd eine so umfangreiche und dabei so gedankentiefe pädagogische Litteratur aufweisen (das sage ich unbeschadet der oben gemachten Einschränkung), kein Volk einen Lehrerstand, der zugleich in so hohem Grade Gelehrtenstand ist oder doch bis an unsere Tage heran gewesen ist.

Man fühlt jetzt bei uns wohl, dass die Schule neuen Ansprüchen gerecht werden muss, und man möchte diesen genügen, ohne deshalb das fallen zu lassen oder einzuschränken, was bisher den Stolz dieser Schulen ausmachte. Man wünschte sich z. B. Gymnasiasten vom alten Schlage, gediegene Lateiner und Griechen, die dabei auch in Mathematik und in den Naturwissenschaften Tüchtiges leisten und zugleich beim Barlaufspiele und den Ruderwettfahrten den Preis erringen. Das geht aber über die menschlichen Kräfte, und deshalb müssten wir den Begriff der Nebenfächer wieder zu Ehren bringen oder die wissenschaftlichen Ansprüche bedeutend herabmindern.

*

*

*

Nachdem soeben eine neue Schulreform glücklich unter Dach und Fach gekommen ist, wäre es töricht, wieder mit neuen Vorschlägen zu kommen. Erst müssen doch die Wirkungen der Neuschöpfung einige Decennien lang beobachtet werden. Auch bin ich der Meinung, dass mit dieser neuen Reform alles zu leisten und zu erreichen wäre, wenn sie mit dem rechten Geiste erfüllt wird. Es liegt in der Hand der Behörden und der Lehrer, bei voller Einhaltung der letzten Lehrziele eine Ueberbürdung zu vermeiden. In allen Fächern lassen sich durch Aenderung der Gesamtauffassung und der Methoden gewaltige Verminderungen in der Arbeitsleistung der Schüler herbeiführen, wenn man weniger Wert auf das positive Wissen als auf ein lebendiges Erfassen und auf die Erregung des Interesses legt. Von den Gebieten, über die ich ein Urteil habe, dürften besonders in Geschichte, Erdkunde und Religion unbeschadet des Gesamtverständnisses bedeutende Abstriche möglich sein. Wie ich mir die Belebung des besonders schwierigen lateinischen Elementarunterrichtes denke, darüber geben meine „Lateinischen Fibeln“ Aufschluss (s. Anhang). Nur über allgemeine methodische Fragen sei mir gestattet, meine Ansichten mit allem Freimute auszusprechen, der niemanden verletzen, sondern nur unsere historisch gewordenen Einrichtungen mit den neu entstandenen Verhältnissen und Ansprüchen vergleichen soll.

Methoden. Ich glaube, dass an der politischen Zersplitterung Deutschlands auch unsere Schule einen Anteil der Schuld trägt, einmal dadurch, dass sie dem Klassengeist durch streng geschiedene Schulkategorien Nahrung gibt, sodann durch die zu sehr aufs Kleine gerichtete Methode. Durch eine übereifrig betriebene Mikrologie, wie sie besonders ein zu eindringlicher grammatischer Unterricht mit sich bringt, wird der Geist der Schüler zur Pedanterie und zur Rechtshaberei erzogen. Jüngst sagte ein erfahrener Schulmann, dass das Gymnasium eine Methode befolge, die geeignet sei, Subalterne heranzubilden. Auch Minister Bosse erkannte, dass die allgemein geistige Reife unserer Gymnasiasten entschieden zurückgehe. Woher kommt das? Ich glaube, sie hängen zu sehr an der sprachlichen Form, gewinnen keine geistige Beweglichkeit, ihr Blick wird nicht frei und erlangt nicht die Fähigkeit das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden, worin doch gerade das Kriterium wahrer Bildung

Theoretiker.

beruht. Unser Unterricht erzieht, da er vorwiegend an der Sprache und an abstrakten Gedanken klebt, zumeist Theoretiker, nicht Männer der Tat, daher denn auch im öffentlichen Leben viel zu viel theoretisiert wird, selbst in Fragen, wo allein die entschlossene Tat entscheiden könnte. Unsere Gelehrten hatten z. B. schon eine wahre Bibliothek über die homerische Frage geschrieben und die tief-sinnigsten Hypothesen über die ehemalige Existenz oder Nichtexistenz des alten Ilion aufgestellt, bis Heinrich Schliemann, ein Laie, aber ein Mann der Tat, das Grabscheit zur Hand nahm und an Ort und Stelle das Rätsel löste. Was wir in der Schule, zumal im altsprachlichen Unterrichte treiben, bereitet zu wenig auf eine praktische Betätigung im Leben vor. Wir begnügen uns, Gedanken, die vor Jahrtausenden gedacht wurden, zu wiederholen, oder gegebene Gedanken in die alte Form zu kleiden. Schon der nächste Schritt, von jenen fremden Gedanken zu eigenen fortzuschreiten, gelingt nur wenigen Schülern, und vielen kommt niemals zum Bewusstsein, dass erst der letzte Schritt, nämlich der zur Tat, das Wissen nutzbar mache. Bei ihren schriftlichen Leistungen wird ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, die unzähligen Gefahren zu meiden, welche die formale Seite der Aufgabe bietet. Durch ihre lateinischen Exercitien winden sie sich hindurch wie der Wanderer durch ein dichtes Dornen-gestrüpp; es kommt ihnen nicht darauf an, Gedanken auszudrücken, sondern Fehler zu meiden; sogar im deutschen Aufsätze ist ihnen zumeist eine freie Bewegung verboten: der enge Anschluss an die litterarische Vorlage, an den Vortrag des Lehrers, an die oft vorgeschriebene Disposition und die Rücksicht auf alle möglichen Quisquilien neuer Rechtschreibung lassen sie zu einem freien Gedanken-gehe nicht gelangen. Daher gedeihen auf unseren Gymnasien am besten die nüchteren, bedächtigen Geister, die vorsichtig am Kleinen haften; temperamentvolle Schüler von lebhafter Phantasie und künstlerischer Geistesanlage bringen es nur selten zu befriedigenden Leistungen. Man beobachtet aber häufig, dass gerade die Muster-schüler, die ihre Gedanken geduldig an das Gängelband nehmen lassen, später im praktischen Leben das Mittelmäß nicht überragen, während schon so mancher Stein, den wir Lehrer als unbrauchbar bei Seite warfen, später zu einem Eckpfeiler unserer Kultur geworden ist. In dieser Hinsicht waren die freien deutschen Aufsätze und

ebenso die lateinischen, wie sie früher von unseren Gymnasiasten geleistet wurden, eine viel bessere geistige Schulung, eine bessere Vorbereitung für die spätere wissenschaftliche oder praktische Betätigung. Es fehlt unseren Musterschülern vielfach an eigenen Ideen, an grossen Gesichtspunkten, daher wird ihnen später jede Frage, so geringfügig sie sein mag, zur Doktorfrage, und so debattieren sie schon als Studenten mit unglaublicher Zähigkeit über den Punkt auf dem i. Da Wissen und Klügersein ihr höchster Ehrgeiz ist — auch ein Erziehungsprodukt unserer Schulen —, so besteht jeder zäh auf seiner Meinung. Man beobachtet den üblen Einfluss dann auch in der Wissenschaft selbst. Vielen Gelehrten wird bei uns nichts schwerer, als das Zugeständnis, dass sie sich geirrt haben. Ich kenne Philologen, die den lächerlichsten Eiertanz aufführen, um ihre unhaltbaren Ansichten zu retten, die sich vielfach nicht überzeugen lassen, nicht etwa weil sie recht haben, sondern weil sie recht haben wollen. Dieselbe Zähigkeit und Verbissenheit finden wir dann im politischen Leben, wo keine Erfahrung, sogar keine noch so eindringliche Sprache der Tatsachen sie dazu bringen kann, überwundene Ansichten preiszugeben. Denn nach Schopenhauer ist der „wahre Nationalcharakter der Deutschen Schwerfälligkeit“. Auch die moderne Zweifelsucht, die in den Worten gipfelt: „Ich glaube es nicht“, ist eine Frucht unserer Schulen. Aber die Skepsis genügt nicht, um scharfsinnig zu machen. „Es versteht sich vielmehr von selbst, dass bei einem Verfahren dieser Art nichts Positives gewonnen wird; sondern dass es im Gegenteil nur den Beweis einer gewissen geistigen Impotenz liefert, welche sich damit begnügt, destruktive Tendenzen zu verfolgen und der heutigen wissenschaftlichen Richtung ihren deutlichen Stempel aufgedrückt hat.“ (Flach, Geschichte der griechischen Lyrik.) Hierher gehört auch das meiner Meinung nach verkehrte Bestreben, dass wir unseren Schülern mit grösstem Eifer einen Einblick in die Technik der Dichterwerke geben, als wollten wir Dichter heranbilden, während es sich doch nur darum handeln kann, sie zum Genusse fähig zu machen. Wir erzeugen damit jenen zersetzenden kritischen Sinn, der mit platten Verstandesgründen künstliche Gebilde zerpfückt, die der „zusammenschauende Blick des Genius“ schuf. Die Technik geht aber den Laien nichts an, also erst recht nichts den Schüler. Schliesslich bildet sich sonst der Schüler, der den organischen Bau eines künst-

Erziehung
zum
Kunst-
genuss.

lerischen Gebildes einigermaßen erkennt, sogar ein, das Wesen der Kunst erfasst zu haben, während er doch nur das Geripp und die Muskeln, nicht aber den Geist erkennt, der sich die Form geschaffen hat. Es wäre besser, Goethes Warnung zu beherzigen:

„Was wir Dichter ins Enge bringen,
Wird von ihnen ins Weite geklaubt,
Das Wahre klären sie an den Dingen,
Bis niemand mehr dran glaubt.“

Ich befinde mich mit meiner Auffassung im Widerspruch zu der Mehrzahl unserer Lehrbücher für den deutschen Unterricht, die in dem Sinne von Leimbach und Düntzer allen möglichen Wissensstoff zusammentragen, um dem Leser nebenbei reiche Belehrungen über alle von dem Dichter berührten Fragen zu bieten und um den Dichter gleichsam bei seiner sammelnden und sichtenden Tätigkeit zu belauschen. Durch all diese tausendfachen Abschweifungen stören wir den unmittelbaren künstlerischen Genuss und arbeiten somit den Intensionen des Dichters entgegen. Nachdem ich jahrelang, geblendet von der Autorität namhafter Schulmänner, demselben Fehler gehuldigt habe, glaube ich jetzt zu besserer Einsicht gekommen zu sein, indem ich zur Erklärung der Dichtungen nichts beitrage, als was aus diesen selbst herauszuholen ist. Meine Vorbereitung besteht daher nur darin, dass ich mich im möglichst belebtem Vortrage der Dichtung selbst übe, um damit die Seelen der Hörer zu rühren. Was ich als Lehrer aus der Dichtung nicht herauslese, das wird auch für meine Schüler entbehrlich sein. Dem Dichter muss es überlassen bleiben, wieviel uns mitzuteilen ihm gut scheint. Jedes Mehr ist vom Uebel, und es ist mehr als genug gewonnen, wenn die Dichtung als solche richtig nachempfunden wird. Denn auf die Empfindung kommt es allein an. „Wenn ein Deutscher, sagt Lichtwark (Seele und Kunstwerk 1901, S. 16) nur der ist, der persönliches und herzliches Verhältnis zu den grossen Dichtern und Künstlern der Nation gewonnen und sich mit ihrer Lebensenergie, ihrem Geiste gefüllt hat, dann dürfen nicht viele, die unsere Sprache reden, die Zugehörigkeit beanspruchen. Millionen werden alljährlich in Deutschland für die Pflege der Kunst ausgegeben, aber sie wird nicht da gepflegt, wo sie allein der Pflege bedarf: in der Seele des heranwachsenden Geschlechtes.

Unsere ganze Bildung beschränkt sich auf die Seite des Verstandes, die sich reglementieren lässt. Wenn wir erzogen würden, mit der Seele ein Werk der Dichtkunst aufzunehmen, wären die über alle Vorstellung kläglichen Zustände unserer Litteratur dann denkbar? Und wenn wir Kunst fühlen lernten, wäre soviel Roheit und Barbarei in Ansicht und Urteil möglich, wie uns alle Tage entgegentritt? Wir sollten uns geloben, dass wir dafür wirken wollen, in der heranwachsenden Jugend die Kraft der Empfindung zu wecken und, zu stärken, damit für alle grosse Kunst, die wir in Musik, Malerei und Dichtkunst ererbt haben, die Seelen da sind, in denen sie lebendig werden kann, und damit die neuen Genien, die das Geschick uns sendet, die Seelen finden, die ihnen ein Echo zurückwerfen, ehe das Alter sie gebengt und der Tod sie hingestreckt hat.“

Wie schwer unsere grössten zeitgenössischen Künstler Wagner, Böcklin, Menzel, Wallot, Klinger unter dem Unverstande ihrer Landsleute zu leiden hatten, lebt noch in beschämender Erinnerung. Die Gedächtnistage an die deutschen Geistesheroen müssten, wie Lichtwark zutreffend sagt, vom deutschen Volke als Busstage begangen werden, so schwer hat es sich allezeit an seinen geistigen Führern und Wohltätern vergangen. Für diese traurige Tatsache bedarf es keiner Belege. Hier nur ein Beispiel für viele: Mein Vater war Freund und Verehrer Friedrich Hebbels. Es war ihm ein inneres Bedürfnis, wenigstens in seinem Freundeskreise Verständnis für diesen Genius zu wecken. Aber wie wurde es ihm gelohnt! Meine Jugendzeit ist ausgefüllt mit Erinnerungen an heisse Debatten, die er mit den rohen Spöttern und hochmütigen Verächtern Hebbels zu führen hatte. Heute plappert es jeder Schüler nach, dass Hebbel zu den grössten Dramatikern unseres Volkes zählt. Dasselbe klägliche Schauspiel wiederholt sich in Deutschland stets von neuem. Man mag z. B. über Gerhart Hauptmann denken wie man will, dass er der grösste deutsche Dramatiker unserer Tage ist, ist doch wohl unbestritten, und als solcher hätte er ein Anrecht auf die Verehrung und den Dank seiner Nation. Es gehört aber Mut dazu, in einer Gesellschaft sogenannten Gebildeter mit Wärme für seine Kunst einzutreten, und, wie ich höre, lebt er, verbittert über so viele gehässige Anfeindungen, in menschenscheuer Zurückgezogenheit. Auch ihm wird man später Kränze flechten und auch ihm dereinst das

Leid abbitten, durch das man dem mühsam ringenden Geiste die Schaffensfreudigkeit verkümmert. Es ist ein schweres, tragisches Schicksal, ein deutscher Genius zu sein!

„Unglückseliges Volk, das deutsche, mit seinen Talenten,
Dass es an keinem besitzt, aber an jedem verliert.“

(Friedrich Hebbel.)

Diesem nationalen Unglücke müsste durch die Schule entgegen gearbeitet werden. Das bedeutet aber eine Absage gegen die bisher befolgte analytisch-kritische Methode. Denn diese Methode züchtet uns „jenes unausrottbare Geschlecht von Besserwissern“, die keinen neuen Künstler, keine neuen Ideen aufkommen lassen, weil sie selbst im Besitze der Kunstregeln zu sein wähnen, die als Norm zu gelten hätten, und weil sie die Fähigkeit zu geniessen bei ihrem stets kritischen Bemühen eingebüsst haben. Die leidige Neigung überträgt sich dann auf alle Gebiete des Lebens, vor allem auch auf die Politik. Selbst ein politischer Künstler wie Bismarck war beständig der Kritik besserwissender Laien ausgesetzt: die Fähigkeit, dankbar anzuerkennen und mit Hingebung zu geniessen, ist bei uns immer seltener geworden. Ebenso urteilt Lichtwark, den ich so oft citiere, weil er wie wenige einen Blick für das hat, was uns not tut. „Die Lust, sagt er, zu kritisieren und Kritiken zu hören, hat in unserem Jahrhundert die unmittelbare Freude an allen grossen Erscheinungen der Kunst im Herzen von Millionen und aber Millionen zerstört.“ (Uebungen in der Betrachtung von Kunstwerken.) Und wenn er weiter sagt: „Auf das Kritisieren, diese abscheuliche Angewohnheit, durch die sich die Halbbildung und die Gefühlsroheit unseres Durchschnittspublikums offenbart, kommt der Mensch nicht von selber. Es entsteht aus einem Ansteckungsstoff, der sich in Massenansammlungen Halbgebildeter entwickelt. Das gesunde Kind hat kein Bedürfnis nach Kritik. Es will geniessen. Diese Kraft des Herzens muss entwickelt werden,“ so ist das gewiss richtig, nur möchte ich gerade die sog. „Gebildeten“ als die Kritischsten bezeichnen und die Schulen als die Pflanzstätten dieser Untugend. Das sog. „Volk“ ist erfreulich unkritisch.

Kriti-
sieren.

Bei der unglückseligen Neigung des Deutschen zur Pedanterie, Kritik und Rechthaberei sollte daher die Schule ihre vornehmste Aufgabe in der Pflege grosser Gesichtspunkte suchen, nicht aber

der Silbenstecherei, Kleinlichkeitskrämerei und geistigen Pfennigfuchseriei so starken Vorschub leisten.

Man wird in diesen Worten einen verderblichen Angriff gegen die wissenschaftliche Akribie erkennen, der wir anderseits so grosse Erfolge danken. Aber es ist nicht zu fürchten, dass eine im deutschen Wesen so tief eingewurzelte Neigung sogleich aussterben werde. Sie braucht vielmehr ein starkes Gegengewicht in der Kunst und der Philosophie mit ihren freieren Gedankengängen. Deutschlands Stolz, seine geistige Kultur, soll damit nicht angetastet werden. Die berühmten Köpfe werden nach wie vor die Wissenschaften pflegen und ausbauen und dazu auch die rechten Wege finden, nur die grosse Masse der jungen Deutschen sollte weniger kritisch beim Kleinen und Kleinsten verweilen, auf dass künftig in politischer Hinsicht „der Sohn dem Vater nicht gleich sei, sondern ein besserer“. Mir scheint allen Ernstes eine solche mehr auf das politische Leben hinielende Unterrichts- und Erziehungsmethode jetzt für Deutschlands Jugend angebrachter, als die Kultur künftiger „Dichter und Denker“. Es könnte sonst dem denkenden Deutschen in Zukunft so ergehen, wie weiland Archimedes, der noch sinnend über seinen geometrischen Figuren sass, als schon die Feinde raubend und mordend in seine Vaterstadt eingedrungen waren.

* * *

Erziehung. Wenn wir in erziehlicher Hinsicht hinter den Engländern noch zurückstehen, so ist das die Schuld der Erzieher, nicht unserer deutschen Jugend selbst, denn diese ist ihrem inneren Werte nach jeder anderen, auch der englischen ebenbürtig, ist bildsamer Stoff in der Hand des Erziehers und bei rechter Leitung zu jedem Höchsten und jedem Schwierigsten zu bringen. So sind unsere Schüler auch heute der lebendige Ausdruck unserer Lehr- und Erziehungs-Methoden. Wer zumal in die Klage einstimmt, dass der deutschen Jugend der Idealismus fehle, der hat entweder P. de Lagardes Aufsatz über dieses Thema nicht gelesen, nicht verstanden, oder nicht verstehen wollen, weil er ihm zu bittere Wahrheiten ins Gesicht sagt. Man wird sich aber daran gewöhnen, noch öfter bei Lagarde Rat zu suchen, wenn man beobachtet, wie scharfen Blickes er die Schäden deutscher Kultur aufgedeckt und wie prophetisch er vielfach die

kommenden Dinge vorausgesagt hat. Auch die neue Reform ist, wie gesagt, von ihm schon im Jahre 1878 gefordert worden.

Man begegnet als Lehrer häufig der Frage, weshalb mit dieser von unserem Kaiser gewünschten und von der Mehrzahl der Eltern so sehnsüchtig erwarteten Reform nicht Ernst gemacht werde. Man meint, die Schuld liege bei den Lehrern, die sich von ihren alten Anforderungen und Methoden nicht frei machen könnten. Selbst die Schulverwaltung mag so denken, wenn die Schulräte stets darauf dringen, nur das Wesentliche zu betreiben, Ueberbürdung zu vermeiden u. dergl., und doch die Klagen der Eltern nicht nachlassen. Da sieht es in der Tat so aus, als ob wir Lehrer schuld wären. Die Sache liegt aber so: bei Klassenabschlüssen und Abschlussprüfungen wird ein bestimmtes und nicht zu knapp bemessenes Maß von Kenntnissen gefordert, und wenn diese den Erwartungen nicht entsprechen, dann wird der Lehrer durch einen anderen ersetzt, der für einen besseren Erfolg Gewähr leistet. Jeder Direktor hat das Recht, so zu verfahren, und hält es für seine Pflicht, weil der Erfolg bei den Prüfungen als Maßstab für den Wert oder Unwert seiner Schule angesehen wird. Es handelt also der Lehrer, welcher seine Ansprüche an die Schüler herabsetzt, gegen sein eigenes, gegen der Schüler und gegen der Schule nächstes Interesse. Da er die Lehrpläne und Klassenziele nicht zu bestimmen hat, trifft ihn den Vorwurf, wenn schliesslich seine Schüler nicht versetzt werden (s. S. 138). Unsere Lehrerschaft, zumal die jüngere, ist ganz von den Reformideen erfüllt, fühlt sich aber ohnmächtig, ihnen zur Durchführung zu verhelfen. Wir sehen uns in einem Zwiespalte, der unsere Tätigkeit schwer schädigt: sollen wir unserer Ueberzeugung oder den Lehrplänen folgen? Beides können wir nur mit halber Kraft, eben weil Aufgaben und Ueberzeugung sich nicht decken. Das ist auch eine von den Ursachen der Verstimmung, die heute in unserem Stande herrscht. Wir können es eben niemandem recht machen, am wenigsten uns selbst. Die meisten weichen einer offenen Aussprache aus, weil sie nicht in den Verdacht kommen wollen, die Maßnahmen ihrer vorgesetzten Behörden zu kritisieren, und doch könnte eine solche freie Aussprache, und sie allein zu einer Lösung der schweren Aufgabe führen, unserem gesamten Erziehungswesen einen neuen Geist einzuhauchen. Gelingt diese Aufgabe, dann wird uns auch

Neuer
Geist.

die tatkräftige Vaterlandsliebe unserer Söhne wie eine reife Frucht in den Schoß fallen. Des Deutschen Reiches Zukunft hängt davon ab. Es ist sonst auch zu fürchten, dass Deutschland Amerika gegenüber in eine Lage kommt, wie etwa Athen im Altertume zum römischen Weltreiche. Dort stritten sich noch in der weltentfremdeten Universitätsstadt die Sekten der Philosophen und Rhetoren um den Vorzug ihrer Lehren, während Rom der ganzen Welt schon seine Gesetze aufzwang. Die Schrift von W. T. Stead, „Die Amerikanisierung der Welt“, muss uns die Augen öffnen über die Gefahr, die uns vom fernen Westen her droht. „Während dort in riesenhaftem Aufschwunge ein freies, in seinem Streben einmütiges Volk aufsteigt, verzetteln wir unsere Kräfte in Parteikämpfen, in theologischen Streitigkeiten und halten unsere Volkskräfte nieder durch unseren Kastengeist, durch unser Bevormundungssystem und nicht zum mindesten durch eine verfehlte Erziehung unserer Jugend. Während wir uns über Methoden und Schulreformen endlos streiten, schreiten die Amerikaner frisch zur Tat und erschrecken uns durch ihre Erfolge. Mag auch der Hochschulunterricht in Amerika viel tiefer stehen als bei uns, der Volksschulunterricht steht um so höher, und das ist eine gesunde Staffelung, während bei uns eine ungesunde Kluft zwischen dem Bildungsstande der Oberschicht und der Masse besteht, die sich, seit Thomas Buckle darüber schrieb, nicht geschlossen, sondern noch erweitert hat. Die amerikanische Volksschule gibt der Industrie ihre intelligenten Arbeiter; die demokratische Verfassung eröffnet ihnen wie in England die Laufbahn bis zu den höchsten Stellen, und so geht es in schwindelnd schneller Entwicklung immer weiter empor. Was will das werden? Ein Land von dieser Kraft, dieser Energie und diesem Reichtum, mit Raum für mindestens eine Milliarde Menschen: was ist ihm unreichbar? Welche Kräfte hat der alte Kontinent solchem Gigantenwachstum entgegenzusetzen?“ Mit dieser bangen Frage schliesst das Buch, „das trotz mancher Irrtümer und Sonderbarkeiten berghoch über der Kirchturmspolitik und Kannegiesserei steht, die bei uns von Leuten getrieben wird, denen die Armseligkeit ihrer Heimatzänkereien niemals einen freien Blick über die Grenzpfähle gestattet haben“. So urteilt Janus in der Anzeige dieses Buches in dem „Tag“ 1902, 4. April, und wer

könnte ihm Unrecht geben? Jedenfalls ist nicht der der wahre Vaterlandsfreund, der sich in selbstgefälligen Betrachtungen berauscht und den Quietismus predigt (s. S. 139). Wir leben seit 1870 in einer völlig veränderten Welt. Mit dem deutschen Mikrokosmos und mit der in unseren Witzblättern reichlich bespöttelten Kleinstäderei ist es endgültig vorüber. Wer hätte keine Empfindung für das beschauliche Stilleben des deutschen Bürgersmannes, wie es uns der lebenswürdige Ludwig Richter so anheimelnd dargestellt hat? — aber das neue Jahrhundert stellt uns neue Aufgaben und ruft uns hinaus zum Wettkampf mit allen Kulturvölkern der Erde. Dabei werden wir nur bestehen können, wenn wir unsere Jugend lebensfrendig und willenskräftig machen, wie die Engländer. „Die Wahrheit, der das Leben geweiht sein soll, sagt Wiese, sehen die Engländer nur unter dem Gesichtspunkt der Tat: sie hat ihren Maßstab für sie am Handeln, an der Wirklichkeit des Lebens; die Lehre hat zuerst vom Leben selber zu lernen, und das Gute lernt man nur dadurch erkennen, dass man es übt. Es hat, fährt er fort, etwas sehr Erhebendes, diese Richtung im Leben bedeutender Männer Englands zu verfolgen. Fast jede Biographie enthält Beispiele davon. Es ist, als ob jeder Gedanke, der sich in solchen Männern bildet, sofort zu einer tätigen und wohlthätigen Hand, alles Wissen zur Tat zu werden trachtete.“ (S. 56.) „Wie viel Gutes bleibt aber in der Welt ungetan, wie viel Wert unbenutzt, wie viel Gelegenheit versäumt, weil es an Mut, an Entschlossenheit, an Unbefangenheit fehlt?“

Pflege
männliche
Tugenden.

Eine lange politische Erziehung lehrte auch die Engländer, dass mit eigensinnigem Festhalten an politischen Ansichten nichts zu gewinnen ist. England ist daher das Land politischer Kompromisse unter den Parteien. Darin liegt die Erklärung der ruhigen, politischen Evolution des Landes, der allmählichen aber sicheren Entwicklung politischer Rechte und Freiheiten. Dort gelten in der Politik der Grundsatz „alles oder nichts“ und politische halsstarrige Prinzipienreiterei für Kurzsichtigkeit, womit keine politische Partei eine nützliche Wirksamkeit entfalten kann; dort gilt nicht „Prinzip“, sondern „Zweckmässigkeit“ (expediency). Deshalb scharen sich die Engländer leichter als die Deutschen um die Standarte eines anerkannten Führers, dem sie unbedingt folgen, opfern bereitwillig ihre persönliche Meinung für das allgemeine Beste, zerklüften

Englische
expediency.

sich nicht in kleine politische Sekten, lassen sich nicht durch Detailfragen beim Verfolgen eines grossen politischen Zieles aufhalten. Unter ihnen giebt es keine Streite „um des Kaisers Bart“, keine querelles d'Allemand, nicht die Redensart „den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen“. Im Privatleben ist der Engländer politisch toleranter als der Deutsche. Das Recht freier politischer individueller Meinungen ist eines jeden Engländers Geburtsrecht. Männer der verschiedensten Parteien, die sich im Parlamente, in Volksversammlungen bekämpfen, verkehren zu Hause freundschaftlich miteinander. „Wählt nicht Polemik, sondern Thetik“, ruft Jean Paul Richter den Deutschen zu, „nicht Streitlehre, sondern Satzlehre. Befördert, erhebt, ernährt, wenn ihr etwas Gutes säen wollt, nur das vaterländisch Edle, den Eifer für Wahrheit!“ Ich entnehme diese Sätze dem Werke des in England angesehenen Deutschen Karl Heinrich Schaible (Geschichte der Deutschen in England, Karl J. Trübner, 1885), dessen Lektüre allen denen warm empfohlen sei, die sich den Blick für England und die dort lebenden Deutschen durch die Erlebnisse der letzten Jahre haben trüben lassen. Soeben hat sich England mit einem Kostenaufwande von 4½ Milliarden Mark in Südafrika ein grosses zusammenhängendes Kolonialreich geschaffen und greift abermals in den Beutel, um Hunderte, vielleicht auch Tausende von Millionen herauszuholen, mit denen es den neuen Besitz politisch sichern und wirtschaftlich erschliessen will. Da haben wir die Wirkung englischer expediency, die Frucht englischer Pädagogik, das Bild eines Volkes, das weiss, was es will, und ausführt, was es will. (Die Rechtsfrage des Krieges geht uns hier nichts an.)

Das Beispiel ist lehrreich, deshalb werden auch wir den Schwerpunkt der Erziehung verlegen müssen und zwar vom Mitteilen des Wissens mehr auf die Ausbildung der männlichen Tugenden, denn die höchgeschraubte wissenschaftliche Bildung der deutschen Jugend hat uns neben vielem Guten auch tiefen Schaden gebracht. „Das Wissen allein, sagt auch Hermann von Helmholtz, ist nicht der Zweck des Menschen auf Erden. Nur das Handeln gibt dem Manne ein würdiges Dasein; also entweder die praktische Anwendung des Gewussten oder die Vermehrung der Wissenschaft selbst muss Zweck sein. Denn auch das letztere ist ein Handeln für den Fortschritt der Menschheit.“ Man begegnet aber bei uns oft Leuten, die sich

den Kopf vollgepfropft haben mit Gedanken anderer Menschen und sich dabei klug, ja weise dünken, obgleich sie selbst nicht imstande sind, das Geringste aus eigener Kraft zu produzieren. Nichts als das Gedächtnis bringt bei uns als Folge der übertriebenen Wertschätzung des Wissens solche Leute zu Ansehen und Einfluss. Unser Volk selbst denkt darüber anders, denn es hat das Wort geprägt: „Je gelehrter, desto verkehrter.“ Wir kommen mehr und mehr zu der Erkenntnis, dass es damit einen Kern von Wahrheit sagt. Schon sehen wir im öffentlichen Leben häufig, wie Männer mit mittelmässiger Schulbildung, aber mit offenem praktischen Sinne zu führenden Stellungen gelangen. Rückerts Verse haben ihren guten Sinn:

„Menschen von dem ersten Preise
Lernen nicht und werden weise;
Menschen von dem zweiten Range
Werden klug und lernen lange;
Menschen von der dritten Sorte
Bleiben dumm und lernen Worte.“

Man entschuldige, wenn ich immer von neuem auf diesen Gedanken zurückkomme, ihn immer mit neuen Citaten belege: Er ist grundlegend für meine Auffassung von den Aufgaben der Schule und müsste, wenn er zu allgemeiner Anerkennung durchdränge, den Geist unserer Schulen völlig reformieren. Heilsame Wahrheiten kann man nicht oft genug hören. Dem wissensreichen deutschen Gelehrten ist das Verständnis für das Volksleben verloren gegangen: Wir haben noch die alte, tiefe Kluft zwischen Lateingelehrten und der tiudischen Menge, und man kann nicht leugnen, dass gerade Gymnasien und Hochschulen einen guten Teil der Schuld an der Uneinigkeit unserer Kultur mit unserem Volksleben zu tragen haben.

An Gelehrsamkeit war in Deutschland seit Jahrhunderten wahrlich kein Mangel, aber der gesunde Menschenverstand, mit dem in England die grössten Staatsgeschäfte spielend erledigt werden, kommt bei uns immer weniger zu Worte. In der Kunst „mit vielen Worten garnichts zu sagen“, die vordem ein Privileg der Diplomatie war, machen unsere Parlamentarier erschreckende Fortschritte. „Ich habe nie daran gezweifelt, schrieb am 18. Mai 1851 Bismarck aus Frankfurt a. M. an seine Gattin, dass sie alle (die Diplomaten) mit Wasser

Gesunder
Menschen-
verstand.

kochen, aber eine solche nüchterne, einfältige Wassersuppe, in der auch nicht ein einziges Fettauge von Hammeltalg zu spüren ist, überrascht mich. Schick Schulzen Filöhr, Stephan Lolke und Herrn von Dombrowsky aus dem Chaussee-Hause her, wenn sie gewaschen und gekämmt sind, so will ich in der Diplomatie Staat mit ihnen machen. — Kein Mensch, selbst der böseste Zweifler von Demokrat, glaubt es, was für Charlatanerie und Wichtigtuerei in dieser Diplomatie steckt.“ Dabei waren es doch gewiss alle gelehrte Herren, eben nur zu gelehrt, zu sehr eingenommen von ihrer geistigen Bedeutung, zu fertig in ihren Urteilen, zu akademisch und doktrinär. Unsere heutigen Parlamentarier bewegen sich in derselben Entwicklungslinie: ein jeder reitet sein Steckenpferd, jeder weist den Gedanken weit von sich ab, als ob er Belehrung branche oder seine Meinung je ändern könne, jeder glaubt es seiner Reputation als Parteimann schuldig zu sein, auch bei alten Irrtümern ungebeugten Willens zu verharren. Denn jeder gebildete Deutsche hat seine festen politischen Grundsätze, mit denen er durch dick und dünn geht, und die einen Fortschritt und eine Entwicklung des geistigen Lebens beinahe ausschliessen. Wie oft, wie eindringlich und bitter, aber wie vergeblich hat Bismarck über diesen Uebelstand geklagt, der unser junges Reich gefährdet und uns alle Freude am öffentlichen Leben verdirbt! So schrieb er an den Gesandten der Vereinigten Staaten von Nordamerika am Wiener Hofe, John Lothrop Motley (Berlin, 18. April 1863): „In diesem (d. h. dem Hause der Phrasen, womit das preussische Abgeordnetenhaus gemeint ist) sitze ich nun wieder, höre die Leute Unsinn reden und beende meinen Brief. Die Leute sind alle darüber einig, unsere Verträge mit Belgien gutzuheissen, und doch sprechen zwanzig Redner, schelten einander mit der grössten Heftigkeit, als ob jeder den andern umbringen wollte. Sie sind nämlich über die Motive nicht einig, aus denen sie übereinstimmen: darum der Zank. Echt deutsch, leider, Streit um des Kaisers Bart. Etwas davon habt Ihr Anglo-Saxon-Yankees auch. Wisst Ihr eigentlich genau, warum Ihr so wütend Krieg miteinander führt? Alle wissen es gewiss nicht; aber man schlägt sich con amore tot, das Geschäft bringt's halt so mit sich. Eure Gefechte sind blutig, unsere geschwätzig. Diese Schwätzer können Preussen wirklich nicht regieren. Sie haben zu wenig Witz und zu viel Behagen, dumm und

dreist . . . Die Leute sind einzeln betrachtet zum Teil recht gescheut, meistens unterrichtet, regelrechte Universitätsbildung. Aber von der Politik über die Kirchturmsinteressen hinaus wissen sie so wenig, als wir als Studenten davon wussten. Ja, noch weniger! In der auswärtigen Politik sind sie auch einzeln genommen Kinder. In allen übrigen Fragen sind sie kindisch, sobald sie in corpore zusammentreten. Massenweise dumm, einzeln verständig!“ Bei einer anderen Gelegenheit sagte Bismarck einmal: „Wer Grundsätze hat, der kommt mir vor wie ein Mensch, der eine Stange in den Mund nimmt und damit durch den dichten Wald gehen will.“ Mir ist auch das aus der Seele gesprochen. Denn da ich mit jedem Jahre an Einsicht zu wachsen trachte, so sehe ich nicht ein, weshalb ich den siebenundvierzigjährigen Garlitt unter Kuratel des dreissigjährigen hätte stellen sollen. Wie käme der jüngere Mensch dazu, mir im Jahre 1885 vorzuschreiben, was ich, der um bald zwanzig Jahre ältere, im Jahre 1902 zu tun habe? Ich weise eine solche Anmaßung entschieden zurück. Was mir heute frommt, werde ich doch hoffentlich heute auch besser zu beurteilen wissen. Man darf doch wohl so viel Zutrauen zu sich selbst und zu seiner Zukunft haben, dass man auch später nicht völlig gottverlassen und ratlos sein werde. Deshalb halte man sich die Hand frei, um von Fall zu Fall entscheiden zu können — jedenfalls in der Politik — damit man sich Beweglichkeit des Geistes, die Möglichkeit einer Entwicklung, eines inneren Wachstums sichere! (s. S. 140) —

Was die Engländer so streng national erhält, ist zum guten Teil auch die Tatsache, dass sie vom Auslande herzlich wenig wissen. Für die meisten von ihnen ist die Welt und das englische Weltreich identisch. Selbst wenn sie reisen, begegnen sie stets englisch sprechenden Kellnern, Gastwirten und Geschäftsleuten, und das bestärkt sie in ihrem Nationalbewusstsein und in ihrem beneidenswerten Nationaldünkel. Auch unserem ehemaligen Volksschüler, der keine fremde Sprache und Litteratur kennen gelernt hat, ist damit die Möglichkeit genommen, antideutsch zu empfinden. Wenn auch die sozialdemokratischen Führer mit den fremden Parteigenossen zusammengehen, so fehlt doch dem Heere ihrer Gefolgschaft jede Empfindung und jedes Verständnis für das Fremdländische. Zwar sieht es die sozialdemokratische Pädagogik zugestandener Maßen und

Heimatsinn.

in geradezu verbrecherischer Weise darauf ab, in den Massen das nationale Empfinden zu ertönen, um diese im Falle eines Krieges mit seinen politischen Erschütterungen für eine „proletarische Erhebung“ geneigt zu machen (Karl Kautsky, „Die soziale Revolution“, Verlag des Vorwärts, 1902); aber wir dürfen hoffen, dass trotzdem in der Brust unserer Arbeiter die Stimme der Natur den Ruf der Verführer in der Stunde der nationalen Gefahr übertönen werde. Ja, wir dürfen sogar hoffen, dass sich der deutsche Arbeiter in einer zwar noch nicht absehbaren Zukunft zu einem Grundpfeiler unserer Nationalität entwickeln werde; denn hier gilt das Wort des Horaz: „*Naturam expellas furca, tamen usque recurret!*“ Dieser Gedanke mag manchem absurd erscheinen, ebenso absurd, wie es einem Ritter des 16. Jahrhunderts vorgekommen wäre, wenn man ihm gesagt hätte, die Nachkommen der Bauern, die mordend, sengend und brennend Deutschlands Fluren durchzogen und wie tolle Hunde erschlagen wurden, würden dereinst die sicherste Grundlage des Staates bilden und die politischen Parteigänger ihrer adligen Gutsherren werden.

Gegenüber der antinationalen Verhetzung von seiten der sozialdemokratischen Führer ist die Fremdländerei unserer Gebildeten harmloser Natur. Es ist kaum zu verwundern, wenn ein Deutscher, der z. B. acht Jahre lang in der Schule französisch oder englisch oft doch mit saurem Schweisse und redlichem Bemühen getrieben hat, nun auch jede Gelegenheit sucht, wo er seine Weisheit an den Mann bringen kann. Da bei uns zu Lande das Wissen so hoch im Werte steht, so findet er leicht seinen Stolz darin, sich durch den Verkehr mit den Ausländern als sprachkundig zu erweisen, denn sprachkundig gilt nun einmal für gebildet. *) Unsere Schüler lesen in der sehr

*) Nicht streng genug aber ist die Charakterlosigkeit der jungen Leute zu verurteilen, die mit den englischen höchst nachahmenswerten Bewegungsspielen auch die fremden Worte mit herübernehmen. Wo nur immer Deutsche Lawn tennis spielen, nicht etwa Deutsche mit Engländern, sondern Deutsche unter sich, da bedienen sie sich dabei in lächerlichster Weise auch der englischen Sprache. Das Spiel wird eröffnet mit dem Worte play, wo doch „los“ dasselbe leiten würde, wird beendet mit game, ja sogar die Gewinne werden gezählt mit fifteen, thirty, forty u. s. w. Bei keinem anderen Volke der Erde wird man eine solche charakterlose Schwäche und Eitelkeit beobachten. Oder hätte jemand gehört, dass der Franzose, wenn er Münchener

verbreiteten und gewiss sehr gediegenen (ich selbst darf mir ein Urteil nicht erlauben) „französischen und englischen Schulbibliothek“, die von Otto E. A. Dickmann herausgegeben wird, vielfach Schriften zeitgenössischer, fremdländischer Autoren, so Gedichte von H. F. Amiel, Th. de Banville, Aug. Barbier, G. Nadand, L. Ratisbonne, Sully Prudhomme, A. Theuriot (siehe Auswahl französischer Gedichte von Ernst Gropp und Emil Hansknecht) — ich finde das sehr vernünftig, wünschte nur, dass deutsche zeitgenössische Dichter und Schriftsteller gleicher Ehren gewürdigt würden. Es ist doch wohl nicht zu viel verlangt, dass dem deutschen Schüler vorerst die Geistesarbeit eines Gottfried Keller, K. F. Meyer, Wilhelm Hertz und vieler anderer deutscher Zeitgenossen einigermaßen bekannt werde, die zwar nicht so „weit her“ sind, ihnen aber doch auch manches Nützliche zu sagen hätten. Was unsere besten Männer in schwerer Geistesarbeit errungen haben, kann doch unmöglich zu schlecht für ihre Söhne sein. Wir stehen so schon genug unter fremden Einflüssen! Noch immer ringen wir gegen die Fesseln, die uns Rom vor Jahrhunderten geschmiedet hat, und von denen uns weder Luther, noch Thomasius, noch unsere Klassiker, noch schliesslich Bismarck befreien konnten. Mag man daher getrost einlassen, was germanisch-christlichen Geistes ist: Shakespeare, Dickens, Ibsen und ihre Geistesverwandten können uns nur nützen, gegen alles aber, was uns die schwarzhaarigen Rassen bringen, sollten wir misstrauischer sein. Wir lieben derbe Kost, gewiss, das ist ein Zeichen von Gesundheit — Hans Sachs, Luther, Goethe, die gesündesten Deutschen, geben uns den Beweis — aber wir lieben nicht den frivolen Geist, den hautgott des französischen Lustspiels und Romanes, und wissen den

Bier trinkt, seine Gläserzahl mit „eins, zwei, drei“ angibt? Diese play-Jünglinge und game-Fräulein sollten dem öffentlichen Spotte verfallen, und schon in der Schule sollte man auf das törichte Benehmen hinweisen, durch das den ernstesten Bestrebungen vieler deutscher Männer, unsere Muttersprache von Fremdwörtern zu säubern, so sinnlos entgegengearbeitet wird. Fürchten denn diese jungen Leute nicht, dass sie sich dadurch bei den Engländern verächtlich machen und sich ihrer deutschen Ehre begeben? Das Prahlen mit fremden Sprachbrocken sollten sie doch lieber den Stallknechten auf der Rennbahn überlassen und die nationale Charakterlosigkeit den Sozialdemokraten.

Männern keinen Dank, die uns sogar nach den unvergleichlichen Siegen von 1870 in eine neue Franzosenknechtschaft hinabgezogen haben — „wohlverstanden“, sagt Adolf Bartels (Geschichte der deutschen Litteratur II: Das neunzehnte Jahrhundert, Leipzig bei Avenarius, 1902), „wir wurden nicht etwa von dem Kulturvolke der Franzosen aufs neue bezwungen, sondern wir mussten die Treber fressen, die die Säue der Boulevards übrig liessen“. Vermittler dieser ekelhaften Kost waren die Offenbach, Lindan, Blumenthal und Konsorten. Dagegen muss man das germanische Gewissen aufrufen — nicht etwa die Polizei. Man unterschätze also auch nicht den Einfluss des zu sehr auf das Fremdländische gerichteten Unterrichtes. Man sollte ihn gefissentlich einschränken, um dafür das Nationale bewusster zu pflegen. So meine ich, dass unsere Schüler noch viel vertrauter mit ihrer deutschen Heimat werden müssten, bei Leibe nicht etwa durch ein noch gesteigertes Lernen von deutschen Flüssen, Flösschen und Bergknuppen, sondern eben durch Einführung in deutsche Dialekt- und Lokaldichtung und -Schriftstellerei überhaupt. Ich halte die Mehrzahl der Schullesebücher, zumal die der Volksschulen, deshalb für ungeeignet, weil sie viel zu wenig auf das Bedürfnis, das Fassungsvermögen und die lokalen und religiösen Verhältnisse der Kinder Rücksicht nehmen. Was z. B. Luthers Kindern im Jahre 1540 gute Kost war, ist den Kindern des 20. Jahrhunderts unverdaulich. Aber man tut, als ob es im Unterrichte ein Leben, eine Entwicklung nicht gäbe. Alles wird über einen Kamm geschoren, und dann wundert man sich, wenn der Dank ausbleibt. *)

*) Diese ketzerischen Worte waren schon der Druckerei übergeben, als das Kultusministerium zur Frage der Schullesebücher den Königlichen Regierungen einen Erlass zugehen liess (mir bekannt aus dem „Tag“ 1902, Nr. 215), der im wesentlichen dasselbe besagt. Aengstliche Gemüter dürfen sich also beruhigen: Roma locuta est — nun hat also meine Ansicht den amtlichen Segen und ist deshalb auch eo ipso vernünftig und vor Angriffen gesichert. Dankbaren Herzens erkenne ich die grosse fortschrittliche Tätigkeit unserer Schulverwaltung an, die unsere im alten Gleise festgefahrenen Amtsgenossen auf neue, freie Bahn führen wird. Wir haben jetzt das Schauspiel, dass im Erziehungswesen die Regierung fortschrittlicher ist als die Lehrerschaft. Auch das danken wir gewiss der Anregung des jugendlich voranstrebenden Geistes unseres Kaisers. In dem genannten Erlasse heisst es unter anderem: „Abgesehen davon, dass bei Auswahl und Einführung der Lesebücher nicht

Mecklenburg müssten die Schüler aus Reuters Schriften kennen lernen, denen ich auf allen deutschen Schulen den breitesten Raum wünsche, Holstein aus Klaus Groth und Theodor Storm, die deutschen Marschen aus Allmers, das Elsass aus Hebel, sächsischen Humor aus Edwin Bormann u. s. w. („Laeti magistri, laeti pueri“ ist eine alte Schulweisheit, die wieder aufgefrischt zu werden verdient.) Sollte für unsere Schulen, zumal für die süddeutschen Volksschulen, nicht auch viel aus Rosegger und aus Anzengruber zu holen sein? Und vor allem — weshalb findet man noch in keinem deutschen Schullesebuche Proben der Vaterlandsliebe, der Gemütsiefe und Gedankenklarheit, des gesunden Menschenverstandes, der scharfen Beobachtungsgabe und des treffenden, echt deutschen Witzes unseres grössten nationalen Erziehers, ich meine Bismarcks? Ja, wenn man doch überhaupt mehr die Gegenwart und mehr das Lachen, den Humor in der Schule pflegen wollte, die echt deutsche Gemüthlichkeit und Gemütsinnigkeit, dazu dann die gute deutsche Bilderkunst mit ihrer Sinnigkeit, Ehrlichkeit und reichen Beziehung auf unser Volksleben! Würden die Schüler so ihr Vaterland kennen

immer die allgemeinen und besonderen erziehlischen Aufgaben der einzelnen Schulen entscheidende Berücksichtigung gefunden haben, sind die Missstände hauptsächlich darin begründet, dass den Lesebüchern in geringerem oder stärkerem Mafse Mängel anhaften. In dem Bestreben, möglichst weiten Kreisen zu dienen, haben sie mehrfach ein zu allgemeines Gepräge erhalten. Oft sind weder der Charakter der Landschaft, noch die religiösen Verhältnisse, noch die Lebensweise der Bevölkerung zu erkennen, für deren Kinder die Bücher bestimmt sind. Nicht selten haben die Stücke litterarischen und ästhetischen Inhalts das Uebergewicht über die realistischen Stücke, so dass namentlich der erdkundliche und der naturwissenschaftliche Stoff zu kurz kommt. Inhalt und Ton der Lesebücher sind mehrfach zu hoch ideal. Manche der Bücher führen einen beträchtlichen Ballast veralteter Stoffe mit sich, was in der starken Abhängigkeit von gemeinsamen älteren Quellen und in dem Mangel an eigenem Forschen seinen Grund hat; unsere Litteratur seit 1870 ist zu wenig ausgenutzt. Es macht sich in dem Lesebuche öfter eine litterarische und zuweilen auch eine pädagogische Enge der Auffassung und des Gesichtskreises geltend. Darum hat es seine frühere Bedeutung als Volksbuch nicht behauptet; sein Inhalt ist dem Volke fremd. (!) Auch die sprachliche Form giebt Anlass zu Ausstellungen. Bei der Auswahl von Stücken klassischer Meister ist nicht immer darauf geachtet, dass sie für Kinder verständlich sind.“ Das lässt uns hoffen, dass jetzt mit alten Schäden gründlich aufgeräumt werden wird.

und mit dem Herzen erfassen lernen, dann könnte man ihnen getrost die Nebenflüsse des Jangsekiang und die Gipfel des Himalaya erlassen! Man wird hier wieder gern das Urteil Lichtwarks vernehmen, der im Verein mit dem Rembrandt-Deutschen, C. Gurliitt, Avenarius und Konrad Lange am eifrigsten an der Erweckung der künstlerischen Genussfähigkeit der Deutschen arbeitet. „Der Typus des modernen Deutschen, sagt er, hat seine schwache Seite auf dem Gebiete der ästhetischen Bildung. Es fehlt ihm an äusserer Kultur und Fähigkeit der Form wie an einem innerlichen Verhältnis zur bildenden Kunst. Nach künstlerischen Genüssen, die eine Erziehung des Auges und des Herzens voraussetzen, hat er kein Bedürfnis. Er sieht schlecht mit dem äusseren Auge und mit der Seele überhaupt nicht. Dieser Unzulänglichkeit muss aus Gründen der Erhaltung unserer Nationalität wie aus Rücksicht für unsere Volkswirtschaft mit aller Macht entgegen gearbeitet werden.“ Erst in jüngster Zeit also hat die deutsche Schule die Entdeckung gemacht, welch unermesslich reicher pädagogischer Schatz in den Werken deutscher Künstler aufgespeichert liegt, erst jetzt dürfen wir hoffen, dass auch diese Kräfte aus klarem Bewusstsein in den Dienst der Jugenderziehung werden gestellt werden. Ich brauche mich hier über dieses wichtige Kapitel deshalb nicht weiter auszulassen, weil durch die Verhandlungen des Dresdner Kunsterziehungstages die allgemeine Aufmerksamkeit schon auf diese verheissungsvolle Bewegung gerichtet ist. Auch habe ich mich dazu selbst früher schon in zwei Aufsätzen genauer ausgesprochen. *) Es müsste wunderbarlich zugehen, wenn nicht mit diesen neuen Waffen die Herzen der deutschen Jugend völlig in nationale Banden gelegt werden könnten! Freilich dürfte man dann nicht immer und immer wieder Lernstoff aufgeben und abhören, nicht immer docieren und kritisieren, sondern müsste die Knaben geniessen, in Stimmung kommen, lachen, auch träumen, sich sorglos

*) „Was lehrt uns der Dresdner Kunsterziehungstag?“ in der „Deutschen Welt“ 1902, 13. April, als Neudruck in den „Deutschen Blättern für Zeichen- und Kunstunterricht“. Mitteilungen des Landesvereines preussischer, für höhere Lehranstalten geprüfter Zeichenlehrer. VII. Jahrg., Nr. 3, Bochum i. W. (O. Hengstenberg), und „Kunsterziehung innerhalb des altklassischen Unterrichtes“ in den Neuen Jahrbüchern 1902, II. Abteilung, X. Band, S. 177—199. (Leipzig, Teubner.)

dem Gebotenen hingeben lassen mit der Zuversicht, dass die Saatkörner, die man in ihre Herzen legt, erst in späteren Jahren zu schöner Frucht heranreifen werden. Prof. Dr. Willmann (Die soziale Aufgabe der höheren Schulen 1891, S. 16) beklagt mit Recht, „dass die Pädagogik nicht mit der unbewussten Erziehungsweisheit unseres Volkes, zumal des Bauernstandes, Fühlung gesucht habe.“ Das wäre am leichtesten aus Reuter zu gewinnen. „Der Bauer sieht die Erziehung sozial an, er weiss, was die ältere Generation mit der jüngeren will: die Jungen sollen werden wie die Alten; — Aber er weiss auch, dass der rechtliche Erbgang durch einen gewissen geistigen ergänzt werden muss; die Nachkommenschaft muss auch die Erfahrungen und Traditionen überkommen, die sie in Stand setzen, des Besitzes recht und zum Segen zu walten.“ Wenn Niederdeutsche im Auslande zusammenkommen, so bilden sie gern ihren Reuterverein. Hier haben wir also einen deutlichen Fingerzeig, was ihnen vom Heimatlichen besonders zum Herzen spricht. Weshalb benutzt man diesen Wink nicht? — Nun, weil unsere Schulen Lerninstitute sind und fast nichts mehr als das, und weil der deutsche Lehrer sich Sorge macht, es könnte eine Stunde hingehen, in der seine Schüler keinen im Examen kontrollierbaren Fortschritt gemacht haben. Diese Lernwut droht unsere Schulen und unserer Jugend Vaterlandsliebe zu zerstören. Das meinte doch wohl auch unser Kaiser, als er mit rechter Einsicht weniger Lehren und mehr Erziehen forderte. Besonders „tüchtige“ Lehrer würden aber natürlich gleich beim nächsten Examen ihre Schüler mit auswendig gelernten Reuter-Gedichten paradieren lassen und der Unlust durch Tadelzettel und Nachsitzen nachhelfen. Kostet uns doch sogar das „Erlernen“ von des Heilands Liebeslehre ungezählte Tränen aus treuen, blauen Kinderaugen. „Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage!“ Höchst ergötzlich und lehrreich ist, was einst Emanuel Geibel geschah: Er bekam angeblich einen Brief, den mehrere Schüler unterschrieben hatten, mit der dringenden Bitte, nicht mehr zu dichten, seine Gedichte wären zwar wunderschön, aber sie müssten sie alle auswendig lernen, und das wäre grässlich. Ich glaube es den lieben Burschen herzlich gern, dass sie nicht nur Geibel, sondern auch Paul Gerhardt, Luther, Arndt, Körner, selbst Schiller und Goethe zum Teufel wünschen, wenn Unvernunft sie ihnen zu Peinigern macht. Ich höre darauf den

Lernwut.

Einwand: „Die Schüler lernen schöne Gedichte gern, ja sie drängen sich dazu.“ Dass das für einige zutrifft, weiss ich. Diese lasse man gewähren. Die Mehrzahl aber stöhnt unter der Masse des Lernstoffes, und vielen ist er geradezu unüberwindlich. Gedichte sind aber nicht dazu da, auswendig gelernt, sondern verstanden und genossen zu werden. Ihre Schöpfer selbst konnten sie nicht auswendig. Jedenfalls ist strengstes Mafshalten und besonnene Auswahl geboten, sonst geht ja doch wieder das Meiste verloren. Das viele Auswendiglernen macht auch nicht, wie man glauben sollte, sprachgewandter. Im Gegenteil: mir wurde jüngst von einem Manne, der es wissen konnte, versichert, dass die Schauspieler, die ihr Lebenlang auswendig lernen, ein erstaunliches Ungeschick im extemporierten Freisprechen hätten. Ich glaube es gern. Ihre Gedanken sind eben zu sehr gewöhnt, am Gängelbände zu gehen. Wenn vieles Auswendiglernen redegewandt machte, dann müssten unsere Schüler darin den ersten Preis erringen, tatsächlich aber wird einstimmig anerkannt, dass ihnen darin die französische und englische Jugend überlegen sei.

* * *

Schwierig-
keiten.

Wie unermesslich gross die Schwierigkeiten sind, dem Bildungsziele und Bildungsgeiste eines Volkes neue Bahnen anzuweisen, das erkennen wir aus der bescheidenen Wirkung, die der so starke und so vielfältig unterstützte Wille unseres Kaisers bis jetzt erzielen konnte. Die bisherigen Reformen haben freilich die Lehrpläne und Berechtigungen der Schule mannigfach umgestalten können, der Geist aber, der dort herrscht, ist im wesentlichen unberührt geblieben, und dennoch liegt gerade hier das Entscheidende. Es muss Frieden geschaffen werden zwischen Schule und Haus. Gegenwärtig steht die Schule der Familie als eine mehr feindliche Macht gegenüber, die sich um ihre Wünsche und die Bedürfnisse des einzelnen Kindes herzlich wenig kümmert, vielmehr danach fragt, was dem „Racker Staate“ frommt, diesem so unpersönlichen und doch so mafslos anspruchsvollen Wesen. „Unsere Schulen,“ sagte jüngst einer unserer besten Männer, „lasten auf Deutschland wie ein Fremdkörper.“ Wer mit vielen Söhnen in Deutschland — ich darf kaum sagen gesegnet, sondern — gestraft ist, der trägt, wenn diese für die Schulansprüche zumal auf sprach-

lichem Gebiete nicht befähigt sind, ein hartes, wahrhaft beklagenswertes Los.

Dr. Friedrich Lange sprach zur Eröffnung der ausserordentlichen Hauptversammlung des Vereins der Reformschule (6. April d. J.) seine Darlegungen abschliessend folgende Worte, die sich mit meinen Ansichten durchaus decken: „Man wird einsehen, dass alles, was bisher geschah, eigentlich noch gar keine Schulreform im Sinne einer Erziehungs- und Bildungsreform war, dass die eigentliche, die kulturell-wertvolle, die, von der wir die Erlösung aus dem Chinesentum deutscher Bürokratie und Schulfuchseriei vielleicht erhoffen dürfen, überhaupt erst begonnen werden muss. Ich halte für möglich und wünsche aus tiefstem Herzen dem deutschen Volke eine Reform der Erziehung und des Unterrichts, durch welche die Deutschen in ungehemmter Pflege ihrer persönlichen Gaben freie, stolze, anfrechte Menschen und zugleich durch die innere Kettung eines starken Nationalbewusstseins eine unerschütterliche Phalanx werden. Wie weit unser heutiges Schulwesen von diesem Ziele noch entfernt ist, das fühle ich deutlich, und wann wir es erreichen werden, darüber wage ich keine Vermutung. Genug: es giebt auch auf diesem Gebiete noch Vieles und Nützliches zu tun“ (s. S. 141).

* * *

Auf die herrliche Erhebung des deutschen Volkes im Befreiungskriege folgte die Metternichsche Geistesknechtung und eine tiefe Enttäuschung darüber, dass so viele edle Hingabe an das Vaterland die ersehnte innere Freiheit nicht gebracht hatte. Die Schuld daran gab man den Fürsten, den Staatsmännern mit „den goldnen Sternen auf kalter Brust“, den „Federfuchsern“. Auch auf die Begeisterung des letzten grossen Krieges ist jetzt Kleinmut, bürgerlicher Unfrieden und Zwist gefolgt. Die Fürsten trifft diesmal wohl die geringste Schuld, wohl aber sind die Federfuchser, die Vertreter der Staatsgewalt in der Beamtenschaft, davon nicht frei zu sprechen und nicht minder die Vertreter des Volkes selbst in den gesetzgebenden Körpern, die dem nach Mündigkeit ringenden Geiste unseres Volkes schwere Fesseln angelegt haben. Hoffmann von Fallerslebens Wunsch: „Einigkeit und Recht und Freiheit für das

Klagen
und Hoff-
nungen.

deutsche Vaterland!“ ist auch heute nach sechzig Jahren noch das Sehnen des deutschen Patrioten: Wir alle aber sind durch Rücksichten auf Amt und Stand, auf kirchliche und politische Parteinossen an zu enge Geistesschranken gewöhnt. „Unsere Zeit lechzt deshalb nach grossen Persönlichkeiten. Zum letztenmale hatten wir die Gewalt der Persönlichkeit in Wagner und Bismarck staunend erlebt.“ Daher bei vielen das freudige Staunen, als in Chamberlain jetzt ein Mann auftrat, der wieder deutsch, das heisst ehrlich und offen, frei und kühn zum deutschen Volke sprach. „Ein Buch und ein Mann“, schrieb die Neue Zürcher Zeitung (1900, Nr. 97) zur Ankündigung dieses Werkes, „Auch Einer“ heisst es an anderer Stelle von diesem modernen Freiheitshelden, dem die „wünschenswerte Gabe der Lüge“ versagt blieb, der da ausruft (S. 627): „Auch der Gegner weiss aufrichtige Offenheit zu preisen. Gilt es die höchsten Güter des Herzens, so ziehe ich lieber, wie die alten Germanen, nackt in die Schlacht, mit der Gesinnung, die Gott mir gegeben hat, als angetan mit der kunstvollen Rüstung einer Wissenschaft, die hier nichts beweist, oder gar mit der Toga einer leeren, alles ausgleichenden Rhetorik.“

Nicht Instruktionen und amtliche Verfügungen können uns die geistige Erhebung und Befreiung bringen, sondern nur starke Persönlichkeiten. Daher auf allen Gebieten unseres Geisteslebens der Ruf nach Individualität, nach Beseitigung der Schablonen und Routine, die uns nur Dutzendware von Menschen liefern. „Ein Mann aber macht viele!“ Durch Anerkennung dieses Prinzipes ist auch allein die Theorie und Wirkung des Sozialdemokraten zu zerstören, die auf die Kultur von Herdenmenschen hinzielt. „Der Individualismus ist die gewaltigste ethische Grösse, die sich bisher überhaupt in der Geschichte kundgetan hat. Seit Luthers Auftreten ist er der geistige Pol geworden, nach dem allein die Welt gravitiert. Ausschliesslich den Germanen, vor allem den Deutschen, ist er ein angeborener Bestandteil, ja ein entscheidender Grundzug ihres Wesens. Sind und bleiben sie sich dessen bewusst und erhalten sie sich das köstliche, ihnen vom Geschick gewordene Gut in voller, unangetasteter, unantastbarer Einheit und Reinheit, so sind und bleiben sie die Herren der Ideen-sonne der modernen Zeit, so sind und bleiben sie die Herren der Welt. Tun sie das nicht, lassen sie dem

heiligen Feuer, dessen gottbegnadete Hüter sie sind, Teile von Unberufenen entnehmen und diese mit fremden Zutaten zu Nebenfeuern entflammen, so geht ihnen Unendliches verloren.“ (L. Trampe, „Individualismus“, Die Grenzboten 1902, Nr. 25, S. 647.)

* * *

Zum Schlusse fasse ich mein Urteil dahin zusammen: In dem Deutschen steckt sehr wohl die Fähigkeit zum staatstreuen Bürger, aber der bei uns zu stark entwickelte konservativ-bureaukratische Geist ist wenig geeignet, diese Anlage zur Entfaltung zu bringen. Will man Vaterlandsliebe wecken und reichstreue, zufriedene Bürger erziehen, so Sorge man vorerst für eine Mündigkeitserklärung des Volkes, bekämpfe das Trennende der Stände und Klassen, pflege die Gaben des Herzens und Gemütes, lasse Wohlwollen walten gegen die Unterstellten, vermeide jede geistige Ueberbürdung der Beamten, befreie vor allem ihre Herzen von Menschenfurcht, Sorge ferner, dass sich alle national Gesinnten zusammenschliessen und durch die Macht ihres einmütigen Auftretens, durch die Fürsorge auch für alle anderen deutschen Brüder wirkende Kraft gewinnen und inneren Frieden schaffen können. Man liebt es heute in Deutschland, verächtlich auf England herabzublicken, weil es gegen einen unterschätzten Gegner in einem ungenügend vorbereiteten Kriege schwere Einbusse an Waffenruhm erlitten hat, trotzdem wage ich dem deutschen Volke das Vorbild Englands zu empfehlen, das erreicht hat, wonach wir mit allen Kräften bisher vergeblich ringen, nämlich zu sein: ein einig Volk von Brüdern.

Schluss-
betrach-
tung.

Will man im besonderen aus unserer Jugend gute Deutsche machen, so befreie man die Schule von allem Hetzenden, Drängenden, Quälenden, setze ihre zu vielseitigen Pflichten herab, stelle das Berechtigungswesen möglichst ab, damit sich die Kinder ihrer Natur gemäss entwickeln können und damit die Erkenntnis in Deutschland Bahn breche, dass nicht das Wissen, sondern das ehrliche, selbstlose Streben und die Tatkraft den Wert des Mannes ausmachen: denn „Sein Wille macht den Menschen gross und klein!“, Sorge dafür, dass die Knaben vorerst ihrer Jugend wahrhaft froh werden, dass ihr Kopf entlastet, ihre Muskeln gestählt, Mut und Lebensfreude gesteigert, ihr Sinn für das Nützliche und Schöne entwickelt

dass die täglichen zehrenden Sorgen um Extemporalien, Prüfungen, Versetzungen, dass die Tadelzettel und Arreste und sonstigen Quälereien auf ein Mindestmass herabgeschraubt werden, damit den Knaben Raum, Zeit und Neigung bleibe, sich im Spiele, auf Wanderungen in deutschen Fluren selbst zu vergessen und im Familienkreise das Behagen und die Stimmung häuslichen Glückes zu geniessen. Eine stärkere Betonung des Familienlebens und mit ihm eine stärkere Pflege des Gemütes, die damit zusammenhängende Pflege des Schönheitssinnes durch jede Art der Kunst, zumal der häuslichen Musik und der Naturbeobachtung in Feld und Wald, alles das sind Wünsche, die jetzt schon von vielen Tausenden in Deutschland vertreten und auch schon zur Tat werden.

Selbst eine willige Beamtenschaft kann auf die Dauer das Reich nicht schützen und erhalten. Steht hinter den Beamten nicht die grosse Menge des Volkes, so sind wir Offiziere, denen die Mannschaften fehlen. Es kommt deshalb jetzt alles darauf an, diese Mannschaften zu werben. Durch einen Zusammenschluss aller national gesinnten Parteien mag es noch gelingen, bei der nächsten Reichstagswahl einer weiteren Schwächung des staaterhaltenden Prinzipes im Reiche vorzubugen. Für die Dauer aber ist eine Gesundung unseres Staatsorganismus nur aus der inneren Reform der Regierungspartei zu erhoffen. Zumal wir Beamten müssen uns in noch viel höherem Grade unseres nationalen Berufes bewusst werden, in unserem Amte weniger die Würde und staatliche Autorität als die Verpflichtung erkennen, dem Gemeinwohle zu dienen. Wir müssen den Accent statt auf „Staats-“ mehr auf das Wort „-diener“ legen. Wenn sich selbst Friedrich der Grosse den ersten Diener des Staates nannte, so kann es für uns nichts Erniedrigendes haben, eben als Diener des Staates, des deutschen Volkes, zu leben und zu gelten. Deshalb müssen wir uns vorerst alle Wichtigerei und alle Herrscherallüren abgewöhnen, die heute selbst den letzten Amtschreiber bei uns schon äusserlich kenntlich machen, und müssen bei unserer amtlichen Tätigkeit mehr nach der Wohlfahrt des Volkes, dem wir zu dienen haben, als nach dem äusseren Eindrucke streben, der uns „oben“ günstig sein könnte. Ich kenne Beamte, die sich und ihren Mitmenschen das Leben vergällen, weil ihre Sehnsucht nach einem Orden noch nicht gestillt ist. Ich kenne

freilich auch solche, die nie an sich, nie an ihren Vorteil denken, die ihren Einfluss nur dazu gebrauchen, allen denen, die ihrer Hilfe bedürfen, die Wege zu ebnen, die nicht schroff und kalt mit amtlichen Verfügungen private Ansprüche abweisen, sondern ernstlich darum bemüht sind, ihre dienstliche Pflicht mit den Geboten der Nächstenliebe in Einklang zu bringen. Mir steht besonders ein Schuldirektor dieser Art in dankbarer Erinnerung, der allen seinen Lehrern ein Freund, Berater und Helfer, seinem Turnlehrer und Schuldienner wohl am herzlichsten zugetan war, der jedes Schülers Angelegenheit als seine eigene empfand und verfocht und durch sein anspruchsloses, selbstloses Schalten und Walten einen fernhin wirkenden Segen gestiftet hat. Nie hat jemand ihm gegenüber etwas von Druck, Kälte und Herablassung empfunden, und doch brachte ihm alle Welt freiwillig Gehorsam und Unterordnung entgegen. Wären wir deutschen Beamten alle diesem Vorbilde ähnlich oder sogar dem weithin strahlenden Vorbilde des schlichtesten und dabei treuesten Beamten der Weltgeschichte, dem unseres Kaisers Wilhelm I., dann müsste es für alt und jung, für reich und arm eine Last sein, in Deutschland zu leben.

Jeder Mensch hat ein Anrecht auf irdisches Glück, glaubt jedenfalls, es zu haben; es genügt deshalb nicht, wenn wir von Staats wegen darum bemüht sind, unseren Landeskindern für Gegenwart und Zukunft ihr tägliches Brot sicher zu stellen. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, zu seinem Glücke bedarf er vor allem des Bewusstseins, selbst etwas zu sein und bei seinen Mitmenschen für etwas zu gelten. Wir haben uns in unserem christlichen Staate unendlich weit von dem ersten Gebote wahrer Christlichkeit entfernt, das da lautet: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“, und „Einer trage die Last des anderen“. Die alte Regel der deutschen Ordensritter lautete: „Dir ist befohlen der arme Mann!“ „Bewahre das Gold der Minne, ohne das der Reiche arm ist, und durch die der Arme reich wird ohne Gold!“ Wenn nicht christlicher Sinn, so sollte uns unsere sozial-politische Notlage ein solches Verhalten zur Pflicht machen; denn nur so ist einer schweren nationalen Katastrophe vorzubeugen. —

Vielleicht lässt sich durch ein Gleichnis am deutlichsten anschaulich machen, wie heute unser Reich beschaffen ist, und wie wir

es umgestaltet wünschen: gegenwärtig gleicht es einer gotischen Kirche. Angelehnt an das weite Schiff der Kirche mit seinen zahlreichen zerstreut stehenden Stützen und Strebepfeilern erhebt sich auf eigener breiter Basis der Turm unserer Regierungspartei, der die goldene Kaiserkrone stützt und hoch in die Lüfte hebt. All die zahllosen Pfeiler, Säulen, Türme und Türmchen streben der Krone zu, dienen ihr, recken sich aber dabei selbst empor, suchen ihre Häupter eines über das andere zu erheben und scheinen ganz zu vergessen, dass zu ihrem Baue auch als wichtigster Teil das riesige Schiff der Kirche, unser deutsches Volk, gehört. Da die gotische Kirche kein treffender Ausdruck für die politischen Bedürfnisse und Empfindungen unseres Volkes sein kann, so müssen wir uns nach einem anderen Vergleiche umsehen für den Reichsbau, der uns Not tut. Wir brauchen nicht lange zu suchen, denn von Künstlerhand ist uns schon das Abbild des ersehnten, auch innerlich geeinigten Reiches in einem unvergänglichen Kunstwerke vor die Augen gestellt: an Wallots Reichstagsgebäude sollten wir lernen, wie das deutsche Reich zu dauernder Kraft und innerer Gesundung gelangen kann. Wie eine Feste mit starken Ecktürmen ragt dieser gedrungene, scharf umgrenzte Bau hervor. Aus der Mitte des geschlossenen Steinkörpers erhebt sich, von allen Teilen des Baues in gleicher Weise gestützt und beschützt, allen Teilen nahe und doch alle überstrahlend, die mächtige, goldene Kaiserkrone. Jeder Stein scharf und kantig, klar umrissen und wuchtig, einloetend und wol gevieret, wie Walther von der Vogelweide sagt, schwer nach Steines- und echter deutscher Mannesart, dient allein dem grossen Ganzen des Baues. Kein Glied des Kunstwerkes hat seine Sondergelüste und will etwas Eigenes bedeuten, alle ordnen sich willig ein in den grossen einheitlichen Gedanken, jedes dient, und doch ist jedes selbstbewusst, weil nützlich und dem Ganzen unentbehrlich.

Unsere Aufgabe und die künftiger Geschlechter wird es sein, aus deutschen Männern einen solchen Staatsbau aufzurichten, wie ihn der Künstler Phantasie hier in Stein und Erz vorgezeichnet hat.

Es ist der einzige Zweck auch dieser hiermit schliessenden Betrachtungen, den Blick der Leser auf dieses hohe Ziel zu lenken, dem zuzustreben jedes Deutschen Recht, Pflicht, Lust und Ehre sein sollte.

Nachträge.

Zu Seite 16. Friedrich Bodenstedt besingt „die Deutschen in der Fremde“:

Die wahre Liebe zur Heimat fand
Ich erst beim Leben in fremdem Land,
Wohin einst so viele das Schicksal getrieben,
Die lieber sonst wären daheim geblieben:
Hochstrebende Geister, die heimischem Zwange
Entflohen zu freierem Lebensgange —
Manch rüstigen Mann trieb bittere Not,
In der Fremde zu suchen das tägliche Brot.
u. s. w.

Zu Seite 26. Den waschechten Patriotismus der Engländer im Gegensatz zu der deutschen nationalen Gesinnungsschwäche besingt Felix Dahn mit den Worten:

Die Sprache Shakespeares trägt der Brite —
Ich lob ihn drum! — wie seine Sitte
Getreu in fremder Lande Mitte:
Und Schiller soll vergessen sein? —
Ihr deutschen Männer rufet: Nein!
Ihr deutschen Frauen stimmt ein,
Und eure Mädchen soll'n und Knaben
Als köstlichste von allen Gaben
Das Kleinod deutscher Sprache haben!

Zu Seite 40. Man hat mein Kapitel über „Missstimmung“ als zu grau in grau gemalt bezeichnet. Seitdem hat sich der Fall Löhning abgespielt und die Oscherslebener Vorgänge. Zu diesen bemerkt Richard Nordhausen („Der Tag“ 2. Okt. 1902): „Für Unbeteiligte nimmt es sich immer lustig aus, wenn Subalterne den Allmächtigen spielen; lauter vielleicht, als es Herrn Gerhart Hauptmann lieb war, ist über seinen Amtsvorsteher v. Wehrhahn gelacht worden. Die Sache ändert indes ihr Gesicht, wenn man nicht mehr von der Turmspitze aus überlegen auf sie niederschaut. Immer wieder muss angemerkt werden, dass unser braves, im Kern gut konservatives, leicht zu regierendes Volk durch Polizei- und Verwaltungsschikane zur Verzweiflung getrieben wird. Oscherslebener Spässe machen im Handumdrehen ganze Wahlkreise sozial-

demokratisch. Gemeinhin duldet die Bevölkerung schweigend derlei subalterne Uebergriffe; es ist nicht jedermanns Sache, den Kleinkrieg gegen Machthaber aufzunehmen, die „feste kneifen“ können und wollen. Der aufgespeicherte Hass entlädt sich vielmehr bei der Biertisch-Agitation und in die Wahlurne. Im Interesse des konservativen Gedankens liegt es, die gehässige Tyrannei der Polizeisergeanten und Stadthauptlinge mit Stumpf und Stiel auszurotten. So grossen Ueberfluss an vaterländischer Gesinnung haben wir wahrlich nicht, dass wir der Gendarmerie Experimente am lebendigen Körper gestatten können.“

Ich kann daher beim besten Willen über die Stimmung im Volke nicht günstiger berichten, mag immerhin „Die Post“ in dem Aufsatz vom 18. September d. J. (Nr. 437) meine Kritik pessimistisch nennen und als den Ausfluss der Einseitigkeit eines persönlich Gekränkten ausgeben. Diese Partei ist und bleibt unbelehrbar, und deshalb kann ich ihr auch nicht mit Ueberzeugung treu bleiben, obgleich ich im Gegenteil ein persönlich Sattierter bin, mir nichts zu meinem bisherigen Glücke hinzuwünsche. Sollten mir die Herren von „der Post“ die Ehre ihres Besuches geben, so könnten sie einmal einen vergnügten „Pessimisten“ kennen lernen. Freilich, wenn ich an konservatives Regiment denke, dann vergeht mir das Lachen.

Zu Seite 78. Das Pädagogische Wochenblatt für den akademisch gebildeten Lehrerstand Deutschlands (Verlag der Renger-schen Buchhandlung, Gebhardt & Wilisch in Leipzig; XI Jahrgang. No. 46, 3. Sept. 1902) bringt unter der Spitzmarke „Drill“ folgende Darstellung des jetzt in Preussen herrschenden Erziehungssystems:

„Drill ist die Einübung gewisser Tätigkeiten mit einer Person in so häufiger Wiederholung, dass der Gedrillte diese Tätigkeiten ohne Inanspruchnahme der Willenskraft und selbst ohne Bewusstsein ausführt, sobald der betreffende Anstoss gegeben wird. In Preussen-Deutschland wird jedes männliche Wesen gedrillt vom Fibeljahre bis zur Bahre. Zuerst drillt ihn die Schule, bis er in die Schablone passt; dann nimmt ihn der Lehrmeister und der Unteroffizier in Drill, bis der letzte Rest von selbständigem Wollen verschwunden ist. Den so Vorbereiteten überkommen das Amt und das Weib, meinetwegen Pfarre und Knarre, und die machen aus ihm den amtsmüden Mann, der ohne Hausschlüssel am Himmelstore anklopft.“ — „Ich habe,“

fährt der Verfasser fort, „die Schulen der Schweiz, Frankreichs, Belgiens, Hollands und Englands kennen gelernt und bin fest überzeugt, dass, wenn ich das Schülerleben in den betreffenden Ländern vor einem Kreise preussischer Lehrer schildern wollte, man mich der Uebertreibung zeihen, oder die Augenbrauen und die Schultern hochziehend von mangelnder „Würde des Unterrichts“, „Disziplin“ u. s. w. reden würde. Unsere Regierung aber hat einen richtigen Blick für derartige Mängel. Der Kaiser mit dem Adlerauge sah zuerst aus nächster Nähe, dass Gelehrsamkeit und Drill aus der herrlichen deutschen Jugend kurzsichtige, schwachlungige, blutleere Jünglinge machten, die weit abstanden von der gesunden Jugend Englands. Er räumte gewaltig (?) auf in dem alten Kram des Wissens, der den Abiturienten halb und halb zum Philologen ausrüstete. Aber der Drill blieb, musste bleiben, weil die Drillmeister blieben.“

Diese Darstellung aus der Feder eines Pädagogen, aufgenommen in ein angesehenes pädagogisches Blatt, ist bisher unwidersprochen geblieben, dürfte also die Zustimmung vieler Fachgenossen gefunden haben. Man lese auch die ergreifende Lebensgeschichte eines Gymnasiasten von Emil Strauss in dem Romane „Freund Hein“ (Berlin, S. Fischer, 1902) und den Roman von Thomas Mann „Buddenbrooks Verfall einer Familie“ (Berlin, F. Fischer, 1901); da ist für uns Lehrer viel, sehr viel zu lernen!

Zu Seite 89. Niemand hat gewaltiger gegen die Nachahmung geeifert, als R. W. Emerson (Essays. Repräsentanten der Menschheit. Uebersetzt von Dr. Karl Federn und Thora Weigand. Halle, Verlag von Otto Hendel), S. 65: „Ich ermahne euch vor allem anderen, allein zu gehen, alle guten Vorbilder zu verschmähen, selbst diejenigen, die den Menschen noch so heilig erscheinen, und Gott ohne Mittler, ohne Schleier zu verehren. — Kein Nachahmer kann sein Vorbild überflügeln, und so verdammt sich der Nachahmer selbst zu hoffnungsloser Mittelmässigkeit. — S. 33: Wozu dieser Kultus des Vergangenen? Die Jahrhunderte sind Verschwörer gegen die Gesundheit und Autorität des Geistes. S. 52: „Ueberhaupt kann ich von fremdem Geiste keine Lehre, sondern nur Anregung empfangen.“ S. 43: „Wir sind Nachahmer — und was ist Nachahmung anderes als ein Reisen des Geistes? . . . Beharre auf dir selbst; ahme niemals nach! deine

eigenen Gaben kannst du in jedem Augenblick, gesteigert durch die Ausbildung eines ganzen Lebens, verwerten, an dem erborgten Talente eines anderen hast du nur einen vorübergehenden, halben Besitz. Das, was einer am besten kann, das kann kein anderer als sein Schöpfer ihn lehren. Kein Mensch weiss noch, was es ist, und keiner kann's wissen, so lange er selbst es nicht offenbart hat. Wo ist der Meister, der Shakespeare hätte lehren können? Wo ist der Meister, der Franklin, Washington, Bacon oder Newton hätte unterweisen können? Jeder grosse Mann ist ein Unikum. Der Scipionismus Scipios ist eben das, was er von niemandem entlehnen konnte; nie wird durch das Studium Shakespeares ein Shakespeare entstehen. — Der tausendzüngige Geist in seinem unendlichen Reichtum, seiner unendlichen Ausdrucksfähigkeit wiederholt sich nicht. Gehorche deinem eigenen Herzen, und du wirst die Vorwelt zu neuem Leben erwecken!“

Zu Seite 115. Der Autor des oben schon citierten Aufsatzes über „Drill“ führt die unzureichende Wirkung der Reformideen zurück auf die „Drillmeister“. „Diese sassen“, sagt er, „und sitzen im Kultusministerium, in den Provinzialschulkollegien und in den Kollegien der einzelnen Anstalten. Die Erläuterungen zu den Lehrplänen reden zwar von der Betätigung der Individualität des Lehrers. Wie soll diese aber zutage treten? Der Schulrat kommt und findet eine Neuerung, eine etwas lebhaftere Klasse, Arbeiten, die nicht genau in den Rahmen passen. Der arme, „individuelle“ Lehrer mag sich auf eine Extranase gefasst machen, denn er steht ausserhalb der Drill-schablone. Daher jenes Hinhorchen nach dem Schulrate, das Absehen, „wie er sich räuspert und spuckt“, daher jenes Ergebnis, dass innerhalb des Bezirkes, den dieser Herr ein Lustrum verwaltet hat, eine Schule der andern gleicht, wie ein Ei dem andern.“

Ist dem denn (fragt der Verfasser) im Auslande nicht auch so? Bewahre! In England unterscheiden sich Eton, Rugby wesentlich; in Frankreich sah selbst in den von den Geistlichen geleiteten Anstalten nie eine der andern so ähnlich, wie bei uns; in der Schweiz, Belgien und Holland hatte erst recht jede Schule ihr eigenes Gepräge. Ich behaupte deshalb, dass in Preussen dagegen die Individualität des Schulrates die Eigenart der Schulen seines Bezirkes bestimmt, ja ich glaube, dass, wenn im ganzen Königreiche nur ein Schulrat

waltete, wir, was Lehrweise und Zucht angeht, nur eine Schulart fänden. Würde man sich darob an höherer Stelle beklagen, so würde von dem Verklagten auf das Exerzierreglement, pardon! — die Lehrpläne hingewiesen werden und der Kläger könnte mit langer Nase und ihren Folgen abziehen.“ Und er schliesst mit der berechtigten Klage: „Wie kann da eine Individualität aufkommen? Ich bin weit entfernt, der Zwang- und Zügellosigkeit das Wort zu reden, aber innerhalb der gezogenen Grenzen sollte man die Eigenart nicht unterdrücken lassen unter der Allmacht des Revisors.“

Soweit der Verfasser, der sich leider nicht nennt. Ich muss seiner Darstellung voll beipflichten, nur mit der Einschränkung, dass ich den freieren Geist nochmals betone, der jetzt im preussischen Kultusministerium weht. Die „Monatsschrift für höhere Schulen“, die dort von den Herren Geheimräten Köpke und Matthias herausgegeben wird, hält sich frei von jedem Parteiwesen und jeder Engherzigkeit und gibt jedem das Wort, der ernst Durchdachtes zu sagen hat. Mein Aufsatz „Arbeit“, der in dieser Monatsschrift jetzt zum Abdruck gebracht ist, beweist mir, dass man dort Ueberzeugungen zu achten weiss, selbst wenn sie das Bestehende der schärfsten Kritik unterziehen. Es wäre schnöder Undank, wenn unsere Lehrerschaft den herzerfrischenden, freimütigen, geradezu ritterlichen Geist nicht anerkennen wollte, der dadurch in die öffentliche Behandlung unseres Schulwesens seit etwa einem Jahre gekommen ist. Es bleibt nur sehnlichst zu wünschen, dass dieser Geist auch anregend und erlösend eindringe in die Organe der Schulverwaltung, die von Amtswegen dazu berufen sind, den Willen des Ministeriums in die Tat umzusetzen.

Zu Seite 117. In der „Kultur“, einer Halbmonatsschrift, lesen wir (Nr. 7) einige Urteile über Amerika, die geeignet scheinen, alte Vorurteile zu berichtigen. „Die in Europa so weitverbreitete Anschauung“, heisst es dort, „dass der Amerikaner nur an materielle Erfolge glaube, dass er nur das eine Ideal, grosse Reichtümer zu erwerben, kenne, ist entschieden irrig. Die Zahl derer, die im besten Sinne Idealisten sind, ist hier wahrlich keine geringe. Jeder, der Land und Leute gründlich kennt, muss dies zugeben. Tüchtigkeit, gleichviel in welchem Fache, selbst dem bescheidensten, Charakter-

stärke und Lauterkeit der Gesinnung, sowie Gemeinsinn und Uneigennützigkeit finden wohl nirgends allgemeinere Anerkennung, als gerade unter dem amerikanischen Volke.“ Die „amerikanische Gefahr“ ist deshalb mehr als ein blosses Gespenst. — Meine hier gegebene Darstellung englischen und amerikanischen Lebens haben einem wissenschaftlich und dienstlich hochstehenden deutschen Beamten Anlass gegeben, mir seine volle Zustimmung auszusprechen. Er schreibt (13. Sept. 1902): „Ich kenne England und ebenso Amerika sehr genau und weiss daher, dass Sie völlig im Recht sind. Amerika hat meiner Ansicht nach in Bezug auf Schulwesen die besten Einrichtungen. Die jungen Amerikaner gehen bis zum 16. oder 17. Jahr auf die Lateinschule. Dann kommt das College, wo jeder Student bereits frei nach seinen Anlagen und seiner Liebhaberei sich seine Fächer auswählen kann. Nach dem College kommt das strenge Fachstudium. In Amerika sieht man keine abgeängstigten Jungen, wie bei uns. Bis zur Stunde standen die deutschen Universitäten hoch über den amerikanischen. In 25 Jahren wird das anders sein, da man dort angefangen hat, die freie wissenschaftliche Forschung energisch zu unterstützen. Jüngst hat Carnegie 40 Millionen Mark zur Unterstützung wissenschaftlicher Arbeiten geschenkt. Andere werden folgen. Ich selbst vermeide freilich England oder Amerika als Vorbild zu nennen, da ich gefunden habe, dass bei uns gegen diese Länder eine zu grosse Abneigung herrscht, dass man absichtlich selbst das Gute nicht annimmt, das von dorthier kommt.“ —

„Immer deutlicher,“ schrieb jüngst Karl Peters, „zieht die angelsächsische Weltepoche über den Völkern der Erde herein. Die Welt gehört der niederdeutschen Rasse englischen Gepräges, und schon unser Jahrhundert wird den Riesenbau dieser Weltherrschaft aus den Fundamenten emporsteigen sehen“. Dazu bemerkt die „Deutsche Zeitung“: „Man möchte solche Auffassungen gern als Phantasiebilder des von englischer Luft und englischem Nebel Umgebenen beiseite schieben. Aber da kommt ein ernsthafter Politiker wie der Abg. Frhr. v. Zedlitz u. Neukirch und veröffentlicht im „Tag“ „realpolitische Ketzereien“ in denen er nichts mehr und nichts weniger in Vorschlag bringt, als den Verkauf Deutsch-Ostafrikas an England!“ Das sind allerdings Anzeichen, die uns nachdenklich stimmen müssen.

Zu Seite 121. R. W. Emerson sagt (a. a. O. S. 27): „Eine unvernünftige Konsequenz ist der Plagegeist und das Schreckgespenst aller kleinen Geister, angebetet von den kleinen Staatsmännern und Philosophen und Geistlichen. Mit Konsequenz hat eine grosse Seele einfach nicht zu thun. Ebenso wichtig wäre es, sich um seinen Schatten an der Wand kümmern. Sprich, was du heute denkst, in harten Worten, und morgen sprich, was du morgen denkst, wieder in harten Worten, und wenn du jedes Wort des heute Gesprochenen widerrufen müsstest! — „Ja, aber dann wirst du sicherlich missverstanden werden.“ „Ist es denn so schlimm, missverstanden zu werden? Pythagoras wurde missverstanden und Sokrates und Jesus und Luther und Copernicus und Galileo und Newton und jeder reine und weise Geist, der hienieden jemals zu Fleisch ward. Gross sein heisst missverstanden werden“ — das heisse ich klug und mannhaft gesprochen!

Zu Seite 129. Ich weiss aus der Zeitung und aus amtlichen Verfügungen, dass wir eine Schulreform erhalten haben: In der Schule selbst merke ich nichts davon. Da wird es erst dann lästig fühlbar werden, wenn wieder die endlosen Fachkonferenzen beginnen, die uns so viel Zeit und gute Laune kosten, aber nichts Wesentliches ändern werden. Ich hatte mir unter Schulreform allerdings etwas ganz anderes vorgestellt. In Amerika sieht man dergleichen in tiefgreifendsten, zunächst noch zukunftsfernen Plänen aufkeimen. Man lese dazu eine höchst interessante Anzeige des hier schon öfters mit überzeugter Hochachtung citierten ordentlichen Honorarprofessors Herrn Geheimen Regierungsrates Dr. Wilhelm Münch von einer Schrift, die in Amerika gerechtes Aufsehen erregt: Ich meine John Daweys (Prof. f. Pädagogik an der Universität Chicago) *The School and Society*.*) Dort heisst es unter anderem: „dass das Kulturleben der Gegenwart wie die recht erkannte Natur des Kindes eine tiefgehende Veränderung der Unterweisung und Bildung erfordere. Man soll beginnen mit einer gemeinsamen Arbeitsbetätigung der

*) Being 3 lectures, supplemented by a statement of the University Elementary School. Chicago, University Press (New-York, Mc. Clure, Philipps & Company), 1900. 129 S. 8°. — Angezeigt in der „Deutschen Literaturzeitung“ 1902. No. 23, Sp. 2075—2077.

Schüler, die sich eine Reihe von Schuljahren hindurch fortsetzt, mit Beobachtungen sich verbindet, das natürliche Interesse sichert, von den Lehrern geleitet, gefördert und zum Ausgang vielseitiger praktischer Belehrung gemacht wird. — Es handelt sich darum, von den vorhandenen Trieben und Kräften ausgehend, eine persönliche Bildung zu bewirken, die geistiges Interesse zugleich mit Tüchtigkeit zum Mittun an der Arbeit der Kultur einschliesst.“ „Sklave bleibt jeder, der zu seiner Arbeit nur ein äusserliches Verhältnis hat, und dieses moderne Sklaventum soll überwunden werden. Hinter der vorhandenen Art des Schulunterrichtes und Schullebens steckt noch der ganz mittelalterliche Begriff vom Lernen.“ Diese letzten Sätze überraschten mich um so erfreulicher, da ich lange vor Kenntnis dieser Besprechung verwandte Gedanken zu Papier gebracht habe, die in der „Monatsschrift für höhere Schulen“ unter dem Titel „Arbeit“ zu finden ist. Sogar demselben Ausdrucke „Sklavenarbeit“ in Anwendung auf die Tätigkeit unserer Schüler wird man dort begegnen. Mit anderen in meinem Aufsätze vorgetragenen Ansichten stimmt z. B. auch Deweys Klage über waste in education, „wo als schlimmer denn Verschwendung mit Geld oder Gut die Verschwendung mit menschlichem Leben, mit jugendlicher Kraft bezeichnet wird.“ Deshalb erfreute mich auch Münchs abschliessende Betrachtung: „einen deutschen Pädagogen, der etwa nur Lehrpläne verschieben hilft und mit um die wöchentliche Stundenzahl von Lehrfächern marktet, kann eine Kühnheit wie die unseres Verfassers wohl in arge Verlegenheit setzen. Besser als die Achseln darüber zucken ist aber doch, ihr weiter nachzudenken“ u. s. w. (man lese den ganzen, so lehrreichen Bericht!)

Wenn wir so sehen, mit welcher jugendlichen Kraft in der neuen Welt auch neue pädagogische Bahnen betreten werden, während wir mit Zähigkeit an unserer alten Schulmeisterei festhalten, dann haben wir allen Grund Amerikas Konkurrenz auch auf rein geistigem Gebiete zu fürchten. Wir müssen uns gewaltsam vom alten Kulturschutte frei machen, wenn wir ihr dauernd wollen gewachsen bleiben.

Es ist mir bei vielfachem Uebelwollen, dass mir diese Schrift in den Kreisen konservativer Lehrer einbringt, eine Genugtuung, an Dewey und Münch einigermaßen Gesinnungsgenossen zu haben.

Die in dem vorstehenden Aufsatze von Ludwig Gurlitt gewünschte Belebung des Unterrichtes, zumal des altsprachlichen, entspricht einem von ihm schon längst vertretenen Gedanken. Beweis dafür sind seine beiden in demselben Verlage erschienenen lateinischen Lesebücher:

„Lateinische Fibel für Sexta.“

VI, 115 Seiten, geb. in Leinwand Mk. 2,40. Mit vielen zum Teil farbigen Illustrationen zur Erläuterung des Textes.

„Lateinisches Lesebuch für Quinta.“

VIII, 257 Seiten. Mit vielen Abbildungen. Geb. in Leinwand Mk. 2,40.

Obgleich es diesen Büchern bisher noch nicht gelungen ist, in eine grössere Zahl von Schulen Einführung zu finden, so sprechen für ihre Bedeutung doch die anerkennenden Gutachten erfahrener Schulmänner. Wo man praktische Versuche damit gemacht hat, so an hessischen Schulen, an Privatschulen und im Privatunterrichte, sind die Erfolge, wie zahlreiche Zuschriften beweisen, durchaus günstige.

Wir lassen Pressstimmen, zumeist im Auszuge, folgen von Männern, deren Urtheile gewiss vollstes Anrecht auf Beachtung haben:

1. Die Fibel für Sexta betreffend.

Ein Brief des Univers.-Professor Dr. Friedrich Paulsen an den Verleger lautet:

Ich freue mich sehr, dass Dr. Gurlitts lateinische Fibel nun im Begriff ist, in die Öffentlichkeit zu treten. Von dem Augenblicke an, wo er mir von seinem Vorhaben erzählte, habe ich das lebhafteste Interesse daran genommen. Ich bin überzeugt, dass das Büchlein sich bald viele Freunde unter den Lehrern und Schülern erwerben wird. Lateinische Sprache und antikes Leben in Wort und Bild miteinander, die alte Idee ist nie glücklicher verwirklicht worden. Was geschehen kann, von Anfang an das Interesse des Knaben für den spröden Stoff des ersten Lateinunterrichts zu wecken, ist hier geschehen. Mit den ersten lateinischen Wörtern sieht er sogleich im Bild und in der Rede die Römer und die römische Welt vor sich aufsteigen. Das Bild wird die Frage nach dem lateinischen Namen hervorlocken und zugleich den gehörten festhalten. Nicht minder ist der alten Forderung: Sprachform und Sprachstoff miteinander zu verbinden, entsprochen. Die Formen treten dem Knaben im Satze entgegen, in ihrer natürlichen Funktion, der Anschauung folgt die Analyse. An dem dargebotenen Sprachstoff wird sich leicht die variierende Übung, vom Bild ausgehend, anlehnen.

Vermutlich wird gelegentlich gegen das Büchlein sich auch ein alter Vorwurf vernehmen lassen: es sei das alte philanthropische Unternehmen, dem Knaben die Arbeit abzunehmen, das Lernen zum Spiel zu machen etc. Ich denke, die lateinische Sprache wird schon selber dafür sorgen, dass ihre Erlernung nicht zum Spiele wird. Die Sorge des Lehrers wird keine andere zu sein brauchen als die, dem Lernenden so viel Erleichterung und Handreichung zu bieten, als möglich ist; und gerade am Anfang wird dies am notwendigsten sein. Was wir tun können, Interesse und Freude im lateinischen Elementarunterricht zu bringen, wird wohlgetan sein. Ich möchte also allen Bedenklichen zurufen: Seht zu und versucht's mit dem Büchlein, ehe ihr urteilt! Und allen, die nach einem solchen Hilfsmittel ausschauten, rufe ich zu: Hier ist, was ihr sucht!

Reg.- und Schulrat Prof. Dr. Waetzoldt:

Comenius im Gewande eines archäologisch geschulten Gymnasiallehrers unserer Tage. Gedanke und Ausführung sind neu und vortrefflich. Das Altertum tritt dem Knaben an der Schwelle des Gymnasiums nicht als toter Begriff, nicht als grammatisches Beispiel entgegen, sondern als lebendige Anschauung. Der Sextaner nimmt nicht inhaltsarme Sätze auf, die innerlich verbindungslos bleiben; schon die Anfangszeilen schliessen sich ihm zum Bilde zusammen. Und diese sechzehn Bilder mit ihrem reichen sachlichen Stoff entfalten sich im Laufe des ersten Jahres fast zu einer Altertumskunde im kleinen, die der Verfasser dem Verständnis und dem Interesse der Zehnjährigen mit sicherem pädagogischen Takte angepasst hat. Wie Gurlitt seinen reiferen Schülern Cäsars gallischen Krieg illustrierte — ich entsinne mich seiner Bilder von der Chicagoer Unterrichtsausstellung — so illustriert er hier den Sextanern die Anfangsgründe des Lateinischen mit Wort und Stift. An der Hand eines frischen Lehrers muss die Arbeit mit dieser Fibel den Knaben eine Freude werden.

Die schwierige Aufgabe, den grammatischen Stoff mit dem Lehrstoff natürlich zu verbinden, ihn daraus wie ein Ergebnis hervorzuwachsen zu lassen, scheint mir sehr geschickt gelöst. Wie natürlich ist z. B. die Reihe der Konjunktivformen bei der Darstellung des Aeskulapoppers, oder die Einführung gebräuchlicher Pluralia tantum bei dem Bilde eines römischen Lagers! Der in einem Jahre gewonnene Wortschatz, wenn er in diesem Umfange wirklich gesichert werden kann, ist sehr beträchtlich.

Das charakteristische Buch wird viele Zöpfe im Vaterlande wackeln machen, aber der Gedanke ist so gesund und natürlich, die Ausführung so flott und anregend, dass ein schliesslicher Erfolg Ihnen sicher ist. Freilich, das Buch fordert einen gewandten Lateiner, der mit der Klasse an dem gegebenen Stoffe arbeitet, den Stoff zu bewegen und fruchtbar zu machen versteht; mit Durchnehmen, Aufgeben, Abhören ist's hier nicht getan u. s. w.

Oberschulrat Dr. Dettweiler, der Verfasser der „Methodik und Didaktik des lateinischen Unterrichts“ (München 1895) schrieb an den Verf.:

Haben Sie besten Dank für die freundliche Zusendung der Ankündigung und Probe Ihrer lateinischen Fibel für Sexta. Ich habe meine helle Freude daran gehabt, dass eine Kraft wie Sie gegenüber dem Wust und Ballast, an dem wir alle noch hinsichtlich des lateinischen Anfangsunterrichts kranken, sich der dankbaren, wenn auch schweren Aufgabe unterzieht, ein ordentliches, vernünftiges Übungsbuch zu schreiben.

Da Sie die Freundlichkeit haben, mich ausdrücklich nach meiner Meinung zu fragen, so erwidere ich gern, dass mir die Zurichtung und Formgebung der Lesestücke und die Auswahl aus dem Wortschatz ausserordentlich gefällt. Auch habe ich stets gefunden, dass es ein mehrfacher Vorteil ist, wenn das Sexta-

und Quintabuch für den Schüler alles enthält und er weder Grammatik noch gar Vokabular daneben braucht.

Der Stoff der Stücke entspricht ebenfalls ganz meinen Wünschen.

Die Verwendung der Bilder ist sicherlich ein guter Gedanke. Trotzdem bin ich überzeugt, dass er nicht überall gefällt. Man wird vielfach eine Spielerei darin sehen, die bilderbuchartige Farbengebung als „unwissenschaftlich“ tadeln, und selbst der Spott wird nicht ausbleiben. Aber ich halte den Gedanken für gut und prinzipiell durchaus beachtenswert. Von der Ausführung im Einzelnen wird der Erfolg abhängen, den ich Ihnen von Herzen wünsche. Ich hoffe, dass ich selbst einmal Gelegenheit habe, eine Einführung des guten Buches zu erwirken. Vorbedingung dafür scheint mir, dass ein Quintabuch rechtzeitig zur Weiterführung vorliegt.

Wir Gymnasiallehrer müssen ohne Pessimismus versuchen, den veränderten Anforderungen uns anzupassen. Dass wir auch im lateinischen Unterricht noch etwas, natürlich nicht alles, erreichen können, weiss ich, und daran halte ich unbeirrt fest, bin dafür auch der kräftigen Zustimmung der für mich massgebenden Persönlichkeiten sicher. Um so willkommener ist es, wenn Sie mit-helfen, die für den Erfolg notwendige Freudigkeit im Lehren und Lernen zu fördern.

Derselbe in Fries u. Menges „Lehrproben und Lehrgängen“, 1897, H. 51, S. 99 ff.:

Wenn ein neues Lehrbuch für den lateinischen Anfangsunterricht Beachtung finden will, so muss es sich auf neuen Pfaden bewegen. Solche hat L. Gurlitt im Verein mit W. Busch betreten. Denn hier erscheint zum ersten Male die alte Vorschrift des Comenius, überall von der Anschauung auszu-gehen, für den lateinischen Anfangsunterricht verwirklicht. Die Verf. haben nämlich den Lesestoff mit zum Teil farbigen Bildern versehen. Ich weiss wohl, dass man gegen die jetzt vielfach uns Philologen belästigende Illustrationswut viele gute Gründe vorbringen kann; es geschieht da oft viel zu viel des Guten und noch mehr des Schlechten. Wenn jedoch die Verf. dieser Fibel die erste Aneignung des lateinischen Sprachstoffs dadurch zu stützen suchen, dass sie eine dem Kindesalter angemessene bildliche Darstellung antiken Lebens begeben, so ist dies grundsätzlich durchaus zu billigen. Eine solche Hilfe darf um so weniger von uns abgewiesen werden, als ja immer wieder von den zahlreichen Gegnern der jetzigen Gymnasialverfassung betont wird, das Lateinische widerstrebe in seiner abstrakten Fremdheit dem Geiste eines 9- und 10jährigen Knaben; die Folgerungen aus dieser bei dem vielfach noch herrschenden Betrieb durchaus nicht ganz aus der Luft gegriffenen Behauptung hat man ja längst gezogen. Wer also mit uns der Meinung ist, dass trotz alledem das Latein im Anfangsunter-richt des Gymnasiums seine Stelle bewahren soll, muss sich bemühen, jenen Vorwurf zu entkräften und die in der Sache liegenden Schwierigkeiten zu über-winden. Hierzu hilft aber alles, was den oft spröden lateinischen Sprach-stoff dem Kinde näher bringt. Ob die hier beigegebenen Bilder von antiken Gottheiten, einem Redner, einem Lager u. s. w. nicht noch etwas geschmack-voller hergestellt werden könnten, will ich dahingestellt sein lassen. Aber die Verf. haben gewiss recht, wenn sie meinen, dadurch werde der lateinische Unterricht belebt und dem kindlichen Verständnis näher gebracht. Denn das Gegenständliche kann hier allein erfasst werden. Damit steht im Zusammen-hang, dass der Fehler unserer meisten Uebungsbücher, abstrakte, dem Schüler leer bleibende Begriffe vorzuführen, wie sie die meisten Substantiva der A-Dekli-nation nun einmal enthalten, hier tunlichst vermieden ist. Wir haben aus-schliesslich Stücke zusammenhängenden Inhalts vor uns, deren Stoff der alten Götterlehre, Sage und Geschichte entnommen ist und die sprachlich und inhalt-lich den Boden für die eigentliche Schriftstellerlektüre gut vorbereiten.

Wenn das Buch im einzelnen so die Probs besteht, wie es sich mir im Gesamtbild vorstellt, so zweifle ich nicht, dass es ein Unterrichtsmittel ersten Ranges wird. Ich stehe wenigstens keinen Augenblick an, es zur Einführung und Erprobung warm zu empfehlen. Die Vorbedingung hierfür, dass rechtzeitig ein Quintabuch geschaffen werde, versprechen die Verf. bald zu erfüllen. Für den Sextaner enthält das vorliegende, wie es sich gehört, alles: Lesestoff, Vokabular und Grammatik.

Oberschulrat Dr. Peter in Meissen:

Ihre Lateinische Fibel habe ich mit grossem Interesse durchgesehen und wünsche Ihnen aufrichtig den gehofften Erfolg. Sie verbindet in sehr geschickter Weise den Inhalt der Übungsstücke unmittelbar mit der Anschauung und wird nicht nur unzweifelhaft die Kenntnisse der Schüler über den bisher üblichen Kreis der Grammatik hinaus erweitern und das Auge für die Werke der Kunst bilden, sondern auch in der Hand eines verständnisvollen und tätigen Lehrers das Lernen erleichtern, indem sie das Wort durch das Bild und das Bild durch das Wort einprägt und die Freude im Unterricht steigert.

Universitäts-Professor Dr. Th. Ziegler in Strassburg:

Ich begreisse (in Gurlitts Lateinischer Fibel) ein neues Mittel zur Belebung des Interesses an den klassischen Sprachen bei unserer ihnen sich doch immer mehr entfernenden Jugend; in diesem Sinne billige ich namentlich die Stoffauswahl mit ihrer Beschränkung auf das Kulturleben der Alten; so weit ich sehe, haben Sie darin zwischen einem zu viel und zu wenig glücklich das rechte Mass getroffen; ich wünsche, dass es Ihnen mit dem Buche für Quinta ebenso gelingen möge. Die Aufnahme von Bildern wird ja für diese beiden Altersklassen unbedenklich sein und kann zur Erhöhung des Interesses beitragen; weiter nach oben muss dann freilich die geistige Anschauung das Beste tun.

Im Litterarischen Centralblatt No. 16, 1897, S. 536 sagt (Dr.) C. W(agner):

Während in den mittleren und oberen Gymnasialklassen vielfach schon bildliche Darstellungen zur Erklärung alter Schriftsteller herangezogen werden, da dürfen wir auch ein Unternehmen, nach welchem bereits auf der untersten Stufe im Lateinischen Bilder zum Anschauungsunterricht verwendet werden sollen, nicht ohne weiteres von der Hand weisen, umso mehr als die Lateinische Fibel von Gurlitt es verdient, den Schulmännern warm empfohlen zu werden. Denn wenn wirklich auf höheren Schulen das künstlerische Verständnis gefördert werden soll, so genügt es nicht, dieses oder jenes Bild den Schülern einmal gezeigt zu haben, vielmehr muss das entsprechende Anschauungsmaterial auch zum Bewusstsein der Schüler gebracht werden. Das geschieht aber am besten, wenn Bild und Wort in beständiger Wechselwirkung zu einander stehen, indem das eine dem anderen erst zum richtigen Verständnis hilft. Wir müssen es aber für verfehlt halten, wenn man für den Anfang antike Bildwerke nehmen wollte, da diese, auch wenn sie noch so schön sind, doch nicht von dem kindlichen Alter richtig erfasst werden. Dagegen sind die hier gebotenen Bilder zum Teil in farbiger Darstellung, welche von G. entworfen und von dem Maler Müller-Münster in Steglitz ausgeführt wurden, einfach und leicht verständlich, so recht für einen Sextaner gemacht. Zu den Bildertafeln und Halbbildern passt genau der Text der Fibel, welcher aus einer Reihe von mythologischen Gestalten und von typischen Bildern aus dem Kulturleben der alten Völker besteht. Was den grammatischen Stoff betrifft, so entspricht derselbe genau dem einer preussischen Sexta; die Anordnung ist recht praktisch, überall ist ein Fortschreiten vom Leichterem zum Schwächeren bemerkbar, die Regeln und Übungssätze sind leicht und für das jugendliche Alter recht verständlich ausgearbeitet. Wir wünschen

von Herzen, dass es dem Verf. gelingen möge, auch den Teil für Quinta so gut auszuführen, wie ihm dies bei dem vorliegenden gelingen ist.

Dr. Heindl-Schuberts Repertorium der Pädagogik 51. Jahrg. Heft 5 S. 286 entnehmen wir:

Der Gedanke, den Umfang des grammatischen Stoffes nach dem preussischen Lehrplan von 1891 so zu bearbeiten, dass das abstrakte Wort durch farbige Bildertafeln und Halbbilder eine beständige Wechselbeziehung und anschauliche Unterstützung erfährt, ist ein glücklicher gewesen und wird immer weitere Kreise ziehen. Der Bilder, der griechischen, römischen und germanischen Welt entnommen, unterstützen die so notwendige sinnliche Anschauung. Sie befördern die Klarheit der neuen Begriffe und geben dem zur grammatischen Unterlage verfassten Satze einen fasslichen Inhalt. Dabei wurde jedoch der Einübung der Formeln nach ihrer Flexion und syntaktischen Stellung nicht weniger Aufmerksamkeit geschenkt, wie in anderen Anfangsbüchern zur Erlernung der lateinischen Sprache. Der Entwicklung der Deklination und Konjugation im leichtverständlichen Satze folgt die Zusammenstellung der wesentlichen Endungen, die Erklärung der Wortfolge und das übersichtliche Ergebnis der grammatischen Belehrung zur Einübung. In dieser Neubearbeitung, die mit Recht den Titel „Lateinische Fibel“ trägt, dürfte sich alles finden, was man in einer solchen sucht, in der Anlage derselben aber viel Praktisches und dem jugendlichen Geiste Angemessenes, viel Anregendes und die Lernfreudigkeit Weckendes sich bieten, was dem Buche zur besten Empfehlung dienen kann.

Aschaffenburg.

J. Schober.

Prof. Dr. K. Lange in Tübingen:

Besten Dank für Ihre hübsche lateinische Fibel, deren Tendenz ich vollkommen billige und die ich sehr praktisch finde. Das Prinzip hat mir sehr eingeleuchtet und ich würde mich freuen, etwas über die Erfolge Ihrer Bestrebungen zu hören. Wo es mir möglich ist, werde ich Ihre Fibel empfehlen, gelegentlich auch öffentlich darauf hinweisen.

Die Leipziger Lehrerzeitung (Jahrg. IV Nr. 23, litterarische Beilage) schreibt:

Wie die Volksschulpädagogen bahnbrechend auf dem Gebiete des neuen sprachlichen Unterrichts vorgegangen sind, indem sie mit der geiststötenden Übersetzungsmethode brachen, und, anstatt die Schüler aus der Arzneiflasche löffelweise zu tränken, sie an den lebendigen Born der Sprache führten, ihnen keine zusammenhangslosen Sätze, sondern in sich abgeschlossene Sprachganze darbieten, so können wir es nur mit Freude und Genugtuung begrüssen, dass jetzt auch die Althilologen anfangen, sich zu der sogenannten direkten Methode, die sich auf die Anschauung stützt, zu bekehren.

Gurlitts Fibel ist wohl die erste Erscheinung auf diesem Gebiete.

Freuen wir uns, dass die Forderung des Amos Comenius, von der Anschauung auszugehen, in den Gymnasien auch auf die antiken Sprachen Anwendung finden soll, und dass sein Beispiel, das er uns in seinem orbis pictus gab, wenn auch erst nach 300 Jahren, doch noch Nachahmung findet. A. K.

Das gewünschte Ziel kann durch die Fibel zweifellos erreicht werden; verbindet diese doch mit der notwendigen Formenlehre die nicht hoch genug zu schätzenden Vorzüge der Anschauung.

Es würde mich freuen, wenn die Fibel und die weiteren Pläne des Herrn Autors immer mehr Boden gewinnen möchten.

Balzuweit.

Dem Pädagogischen Wochenblatte, VI. Jahrg., Nr. 28 entnehmen wir die Anzeige:

— Mancher altgewordene Schulmeister mag dazu bedenken, den Kopf schütteln, aber er mache nur mit der Fibel den ersten praktischen Versuch, und der Eifer seiner Schüler wird es ihm lohnen. Die lateinischen Anfangsstunden werden dann, statt zu einer Qual für Lehrer und Schüler, zu einem Vergnügen für beide werden.
R. M.

Prof. Dr. R. Engelmann in dem Jahresbericht des Philologischen Vereins, 1896, Heft 11, S. 324:

„Wort und Bild stehen in beständiger Wechselbeziehung, eines verhilft dem anderen erst zum vollen Verständnis.“ „Die Bilder lenken den Geist nicht ab, sie zerstreuen ihn nicht, sie geben ihm erst rechte Kraft, die neuen Eindrücke zu bewältigen, da neben dem Ohre jetzt auch das Auge im Dienste des Gedächtnisses wirksam wird.“

Der Gedanke, den lateinischen Unterricht mit einer Bilderfibel zu beginnen, wird manchem im ersten Augenblick wunderbar erscheinen; aber man sollte sich dadurch nicht abhalten lassen, einen Versuch mit ihr zu machen.

Chefredakteur der Deutschen Tageszeitung, Dr. G. Oertel, der als Oberlehrer a. D. ein fachmännisches Urteil hat, in dem Unterhaltungsblatt seiner Zeitung vom 7. Dezember 1896:

Der Verfasser hat in seiner Fibel eine wesentliche Neuerung durchgeführt, indem er ein illustriertes lateinisches Übungsbuch geschaffen hat. Auf den ersten Blick will der Gedanke befremdend erscheinen; vertieft man sich aber in das Buch, so wird man sich vollkommen mit ihm befreunden. Ludwig Gurlitt war zur Herausgabe eines solchen Werkes besonders geeignet, da er nicht bloss Pädagoge, sondern auch Künstler ist, und die Bilder selbst entworfen hat. Sie behandeln selbstverständlich nur Stoffe des Altertums: Götterbilder, Darstellungen aus dem Schulleben, dem Leben der Landleute, Opferszenen; aber auch aus dem Mythos und der Sage wie aus dem Leben der alten Germanen finden sich treffliche, mit grossem Geschick gewählte und prächtig gezeichnete Darstellungen. Dass der Knabe, wenn er die Bilder vor sich sieht, nicht nur mit grösserem Interesse an die Uebersetzung der Übungstücke gehen wird, sondern dass ihm auch das ganze Altertum viel lebendiger und unmittelbarer vor die Augen der Seele tritt, ist selbstverständlich. Die Übungstücke verraten erzieherisches Geschick, weise Selbstbeschränkung und grosse Kenntnis des Schülermaterials. Sie verlangen nicht zu viel, aber auch nicht zu wenig und halten in allem die gute Mitte zwischen dem Spielenden und dem das kindliche Verständnis Uebersteigenden. Die äussere Anordnung des Stoffes und die Ausstattung des Buches sind beide gleich trefflich, so dass das Ganze einen abgerundeten, in jeder Weise ausgezeichneten Eindruck macht. Hoffentlich findet die neue Fibel die ihr gebührende Aufnahme, damit ihr andere für die höheren Klassen folgen können. Wir glaubten, etwas ausführlicher auf das uns gewissermassen ans Herz gewachsene Werk eingehen zu sollen, weil wir es für am geeignetsten halten, im Privatunterricht verwendet zu werden. Gerade die Hauslehrer, denen es schwer wird, den Unterricht recht lebendig zu gestalten, seien auf die Gurlittsche Fibel ganz besonders hingewiesen.

Oberlehrer Dr. P. von Rohden in der Täglichen Rundschau 1896, Nr. 260, S. 1040.

— Es scheint jeder Bedingung für allgemeine Einführung der Fibel in den höheren Schulen genügt zu sein. Alle Lehrer,

Direktoren und Schulbehörden, überhaupt alle, die überzeugt sind, dass für die Jugend nur das Beste gut genug ist, werden eingeladen, vorurteilslos mit eigenen Augen die reife, wohl durchdachte Arbeit eines Mannes zu prüfen, der, aus einer Künstlerfamilie stammend, selber eine Künstler- und Gelehrtennatur in seltener Weise in sich vereinigt. Findet sein bahnbrechender Gedanke die erhoffte allseitige Zustimmung, so wird dem Lehrer die Arbeit erleichtert und verschönt, so werden vor allem die Schüler mit ganz anderem Eifer dem Unterrichte folgen. Wahrlich, die Sextaner können sich freuen!

Dem Centralorgan für die Interessen des Realschulwesens, Heft XII, 1896, S. 729 entnehmen wir:

— Einige Empfehlungen erster Autoritäten (Friedrich Paulsen und Dettweiler) sind dem Buche beigelegt und der Leser überzeugt sich bald, dass sie wohlverdient sind. Wer die Illustrationsbilder für „unwissenschaftliche Beigabe“ hält, dem hängt der Zopf meterlang! Wir wünschen dem trefflichen Buche besten Erfolg. Ig.

Das Korrespondenz-Blatt für die Philologen-Vereine Preussens (1897, Nr. 20, S. 167) schreibt:

— Das vorliegende, trefflich ausgestattete Lehrbuch bedeutet einen ganz gewaltigen Fortschritt, eine, wie ich hoffe, fruchtbringende Umwälzung auf dem Gebiete des lateinischen Anfangsunterrichtes. Ich wünsche dem Verfasser als Lohn für seine grossen Mühen und als Ersatz für die nicht unbedeutenden Unkosten, dass seine lateinische Bibel bald auf möglichst vielen Anstalten eingeführt werden möge. Dadurch würde meines Erachtens nicht nur der lernbegierigen Jugend manch frische, freudbringende Anregung geschaffen, sondern vielleicht sogar der vielgeschmähte lateinische Unterricht auch in den Augen seiner Gegner wieder zu Ansehen und Ehren gebracht werden. —

Hermann, der Befreier Deutschlands, ist dem Büchlein als Titelbild vorgestellt, gleich als solle er dem deutschen Knaben ständig ins Bewusstsein rufen, dass auch die Beschäftigung mit der alten Welt und ihrer Sprache schliesslich nur Mittel zum Zwecke ist und auch ihrerseits dazu beitragen muss, den echt germanischen Geist in unserer Jugend neu zu stärken und zu beleben. —Ku—

Herr Hofprediger D. Emil Frommel schreibt:

Nachdem die Männer vom Fach, die Herren Dr. Dettweiler und Dr. Paulsen, sich so wohlwollend und günstig für das Buch des Herrn Dr. Gurlitt ausgesprochen haben, mag es auch einem Laien vergönnt sein, ihm ein gutes Wort auf den Weg mitzugeben. Die Jahre, da man die ersten unsicheren Schritte im Lateinischen mit dem mensa, mensae begonnen, liegen freilich weit hinter mir. So viel ist mir aber noch in lebhafter Erinnerung, dass es eine Welt war, in die ich eingeführt wurde, die mir für lange Jahre eine fremde geblieben, und bei deren Sprache mir der bekannte „Schauervers“ besonders eindrucksvoll war: „O du, der du die das Lateinisch studierende Jugend“ etc. etc.

Als mir darum Dr. Gurlitt die ersten Proben seines Werkchens und die Gedanken des Buches entwickelte, hatte ich nur den freudigen Gedanken, den ich auch sonst nicht verlengne, „ach, wenn du noch einmal in Sexta wärst!“ Frägt sich doch in der Sprache der Volksgeist und das Volksleben aus. Wenn dem Kinde nun nicht bloss durch den Text, sondern auch durch die Illustration

etwas davon zu Gemüte geführt wird, dann wird das Kind fragen lernen, und das ist immer der beste Weg, um Antwort zu bekommen. In Dr. Gurlitt verleugnet sich der Tropfen Künstlerblut nicht und war er darum besonders dazu befähigt, solch eine Aufgabe zu lösen. Und so wünsche ich denn dem Büchlein viel Glück auf den Weg. Alle deutschen Sextaner aber werden Herrn Dr. Gurlitt den Ausdruck ihrer Freude und Anerkennung gewiss nicht versagen.

Plön, 14. Oktober 1896.

gez. D. Emil Frommel.

Die Zeitschrift Vom Fels zum Meer (16. Jahrg., 24. Heft, Seite 459) schreibt:

Möglichst gleichmässiges Erstarken der gesamten Geisteskraft ist's, was alle wahren Freunde der lernenden Jugend anstreben, und wer darauf eingeht, muss zusehen, dass für jedes Wort eine Vorstellung, für jede Vorstellung ein Wort geboten wird. — — —

Hier ist es, wo Gurlitt helfend einspringt.

Die Auswahl ist der Fassungskraft und dem Interesse Neunjähriger angepasst, sie beleuchtet gewissermassen die ragenden Spitzen, in denen die alte Welt vor der ahnenden Kindesseele aufdämmert.

Und doch liegt nicht hierin allein der Wert des Buches, die Lesestücke sind eine mindestens gleichwertige Ergänzung. Sie erst bringen die angeregten Vorstellungen in Fluss und Zusammenhang und beantworten ungerwungen alle dem Kinde aufsteigenden Fragen. Mit aller Zusammenhangslosigkeit, mit dem Wust moralisierender Sätze ist aufgeräumt, jedoch ohne dass jeglichem Anlass, den Stoff nach dieser Richtung zu vertiefen, ausgewichen wäre. Ein Beispiel: Im Anschluss an die Varusschlacht entwickelt sich ein Zwiegespräch zwischen Vater und Sohn. Nach Art geweckter Knaben bedauert der Sohn, dass die Deutschen den Kampf aus dem Hinterhalt nicht verschmähten, der Vater deutet die Gesichtspunkte an, von denen aus der Ueberfall zu entschuldigen ist.

Der Grundsatz, Bild und Wort sich ergänzen zu lassen, ist so gesund und richtig, dass man wünschen muss, der Fibel werde bald die Gelegenheit vergönnt, sich als echtes Schulbuch auszuweisen. Möchte sie dann die kindlichen Herzen gewinnen und so helfen, der Jugend des neuen Jahrhunderts die unversiegblichen Quellen jeder höheren Weltanschauung zu erschliessen!

(Gymnasial-Oberlehrer Dr. B.)

Herr Direktor Dr. J. Schmalz in Rastatt schreibt am 21. November 1896 an den Verfasser:

„Ich muss gestehen, dass ich über Illustrationen etwas anders denke, aber gleichviel gefällt mir Ihr Buch recht gut und ich glaube, dass sich damit gute Erfolge erzielen lassen.“

Direktor des Königl. Kaiserin Augusta-Gymnasiums in Charlottenburg

Herr Dr. Ferdinand Schultz schreibt:

„Ich stehe Ihren Bestrebungen sehr sympathisch gegenüber und werde sie gerne zu fördern suchen.“

Direktor des Königstädtischen Gymnasiums in Berlin Herr Dr. Wellmann:

„Das eigenartige Werk scheint mir sehr beachtenswert.“

Oberlehrer Dr. E. Schelle an der Annenschule in Dresden:

„Zugleich darf ich Ihnen wohl aufrichtig Glück wünschen zu dem prächtigen Gelingen Ihrer lat. Fibel, die meinen vollen Beifall findet. Ich freue mich schon darauf, das treffliche Werk selbst zu erproben.“

2. Das lateinische Lesebuch für Quinta betreffend.

Neue Philologische Rundschau, 1901, Nr. 21, S. 493:

Der in der N. Ph. R. 1897 unter Nr. 193 besprochenen Lateinischen Fibel für Sexta von L. Gurlitt ist schon vor einiger Zeit das Lateinische Lesebuch für Quinta nachgefolgt. Die beiden Bücher ergänzen sich und bilden zusammen ein eigenartiges, abgerundetes und hervorragendes Werk. Das Eigenartige liegt darin, dass G. nicht, wie dies früher allgemein geschah, dem grammatischen Gesichtspunkt alles übrige unterordnet und auf Gedankenreichtum der Sätze verzichtet, sondern bei ihm liegt der Schwerpunkt in der Wahl, Anordnung und Behandlung des sachlichen Stoffes, ohne dass dabei die grammatische Seite notleidet. Er will Anschauliches und Anregendes bieten. Diesem Zwecke dienen aber nicht nur die beigegebenen Bilder, sondern die ganze Art der Darstellung, der anschauliche, einfache, für diese Altersstufe völlig passende Stil, die sachliche und sachgemässe Behandlung des Stoffes. Die Behandlung des Lesestoffes ist, sowie sie ganz Eigentum des Verf. ist, auch der Hauptvorzug des Buches. Mag von Landschaften oder Städten, von Verfassung oder Heerwesen, von Göttern oder Menschen, von Gottesdienst oder Volksspielen die Rede sein, überall ist der Text einfach, von plastischer Anschaulichkeit. Satzbildung und Stil halten sich in den Grenzen, die der Auffassungsgabe eines Quintaners entsprechen, ohne trivial zu werden. Sagen aus dem griechischen und römischen Altertum, Bilder aus dem antiken Leben bilden den Stoff. Die Absicht des Verf. war, „ein möglichst in sich abgerundetes Bild des antiken Lebens in nuce zu geben, die endlosen Kriegsgeschichten einzuschränken, dafür mehr von dem häuslichen, bürgerlichen und staatlichen Leben zu erzählen, die Oertlichkeiten durch Wort und Bild anschaulich zu machen, auf denen sich die Geschichte der alten Welt besonders abgespielt hat, den Boden gleichsam für die Geschichtsbelehrung vorzubereiten und schliesslich die Beziehungen der Gegenwart zum Altertum nach Möglichkeit aufzudecken, um auch dadurch jene verschwundene Welt dem Interesse, Verständnisse und der Anschauung der Schüler näher zu bringen“. Diese Absicht hat er erreicht.

Im ganzen sind 18 Bilder beigegeben, welche antiken Mustern nachgebildet oder anerkannte Rekonstruktionen wiedergebend, die Anschauung unterstützen. Ausser den Bildern sind 4 Kärtchen beigegeben: Latium, Campanien, Attika, Mittelmeerländer.

Die in meiner Besprechung der Sexta-Fibel ausgesprochene Besorgnis, dass die Betonung der Anschauung und der Nachdruck der auf den Gewinn einer festen Vorstellung von mythologischen Gestalten und antiken Verhältnissen gelegt wird, am Ende die Sicherheit in der lateinischen Formenlehre beeinträchtigt, hege ich jetzt nicht mehr. Grammatische Sicherheit lässt sich mit dem Durchschnittsschüler auch dann erreichen, wenn das sachliche Interesse erweckt und gepflegt wird. Wenn das Lehrbuch nach beiden Richtungen hin den Lehrer in so vorzüglicher Weise unterstützt wie das Gurlittsche, so ist es dazu berufen, einen ersten Platz unter den Lehrbüchern einzunehmen. Ich stehe nicht an, nach dem Erscheinen des Quinta-Lesebuches die Einführung beider Bücher in VI und V warm zu empfehlen.

Alzey.

L. Buchhold.

Das humanistische Gymnasium, XIII (1902), Heft I, S. 52:

Wir haben nähere Bekanntschaft mit dem Sextateile gemacht, und zwar im Ausland, in der von Herrn Lic. Seitz vortrefflich geleiteten deutschen Knaben- und Mädchenschule in Rom, und haben dort den Eindruck gewonnen,

dass die Bilder und das dadurch angeregte sachliche Interesse dem Erlernen der lateinischen Elemente keineswegs Eintrag getan haben. So befinden wir uns auf demselben Standpunkt, wie der Rezensent des uns noch unbekannten Quintateils in der „Neuen Philologischen Rundschau“ Nr. 21. Gemeint ist die vorstehende Anzeige von L. Buchhold. (Uhlrig).

Carl Bötticher (Wochenschrift für klassische Philologie, 1900, Nr. 18, Sp. 357 ff.)

spricht sich im Prinzip gegen die Verwendung von Bildern mit Gründen aus, denen Ludwig Gurlitt in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum etc. (1902, II. Abt., X. Bd., S. 177 ff.) entschieden entgegentritt. Bötticher gibt aber zu, dass „die schulwissenschaftliche Arbeit G's Anerkennung verdient“. „Der grammatische Stoff“, sagt er, „ist sowohl im Sexta- als im Quintateil richtig begrenzt und verwertet, und in beiden Teilen ist der Übungsstoff der Durchschnittsfähigkeit dieser Klassen entsprechend gestaltet. Bemerkenswert ist dabei die Gewandtheit, mit der Gurlitt an der Hand der Bilder, ohne ungebräuchliche Vokabeln zu verwenden, vom ersten bis zum letzten Stück nur zusammenhängende Erzählungen verfasst und dabei im richtigen Fortschritte die grammatischen Regeln verarbeitet hat.“ Gurlitt meint, dass denen, die so grossen Wert auf die formale Bildung, die schon die ganze Geistesarbeit der armen Sextaner und Quintaner ausmachen soll, und diese formale Bildung allein legen, auch neben seinen Lehrbüchern in jeder Stunde Zeit genug bleiben werde, die Knaben durch formellen Drill reichlich zufrieden zu stellen. Fangen doch gerade jetzt selbst anerkannte Schulmänner an, über den Wert dieser rein formalen Geistesdrressur kleiner Knaben viel bescheidener zu denken. Man lese des Geh. Oberschulrats und Universitätsprofessors a. D. Dr. Herman Schiller „Aufsätze über die Schulreform“, 1900 u. 1901 (Otto Nemnich, Wiesbaden 1902):

Prof. Franz Müller-Quedlinburg (Berliner philologische Wochenschrift 1902, Nr. 18, Sp. 571):

„Der Verf. hat verstanden, eine schwierige Materie dem kindlichen Verstande näher zu bringen und Interesse zu erwecken, so weit es möglich sein mag. Der Verleger hat durch Druck und Ausstattung sein Bestes getan. . . . Schade wäre es, wenn das Aufgebot von Geschick und Schulweisheit, Mühe und Sorgfalt umsonst sein sollte.“

H. Ziemer schreibt in den Jahresberichten über das höhere Schulwesen (Conrad Rethwisch). XIV. Jahrg. 1899 Latein VI. 38.:

Mit lebhafter Spannung erwartete man Ludw. Gurlitts Lateinisches Lesebuch (mit Bildern) für Quinta, die Fortsetzung der Lateinischen Fibel für Sexta. Trotz der mannigfachen Bedenken der Kritik gegen diese Fibel, welche wir H. XII, 52 ff. aufzählen und in manchen Stücken selber teilten, haben wir doch den mutig wagenden Verfasser ermuntert, die Fortsetzung nicht zu unterlassen. Wir sind also erfreut, dass G's eigenartiges, von einem glücklichen Gedanken gebornes und im ganzen meisterlich durchgeführtes Elementarbuch eine Fortsetzung erfahren hat, erfreut zu hören, dass die mit ihm gemachten praktischen Erfahrungen alle theoretischen Bedenken der Kritik aus dem Felde geschlagen haben. Es versteht sich also von selbst, dass dieselben methodischen Grundsätze diese neue Arbeit bestimmten. (Die eingehende Besprechung schliesst mit den Worten): Es ist alles Mögliche getan, um den Anforderungen des Lateinunterrichtes in dieser Klasse gerecht zu werden. Wie die aufgehende strahlende Sonne die Wolken nicht immer zu zerstreuen vermag, während dies dem hellen Vollmonde gelingt, so werden, wie wir hoffen, die gegen den ersten Teil dieses Buches gerichteten Bedenken der Kritiker nun nach Erscheinen des

zweiten Teiles verschwinden oder kritische Wolkenschatten werden überhaupt vor diesem Teil gar nicht aufkommen. Das unleugbare Geschick des Verf., selbst schwierigere Stoffe der kindlichen Fassungskraft anzupassen, die glückliche Vereinigung von delectare und prodesse, von interessieren und belehren, die ausgiebige Sorge für Form und Inhalt zugleich machen dies Werk zu einer der hervorragendsten Erscheinungen auf diesem Gebiete seit Jahrzehnten, wozu wir dem Verfasser aufrichtig Glück wünschen.

Oberstudien-Direktor Dr. Julius Ziehen sagt in seiner Abhandlung „Ueber die Verbindung der sprachlichen und sachlichen Belehrung.“ S. 79:

Es scheint mir ein unbestreitbares Verdienst von Ludwig Gurlitt zu sein, dass er in seinem lateinischen Lesebuch der Frage des Inhaltes der Stücke eine weitgehende Bedeutung zugeschrieben hat; auch in der Beigabe von Bildern kann ich nur ein durchaus erfreuliches und förderndes Verfahren erkennen; über die Auswahl der Bilder im einzelnen werden freilich die Anschauungen auseinander gehen können; ich glaube z. B., dass im Quintateil gelegentlich zu hoch gegriffen ist, und dass ein der Altersstufe zehnjähriger Knaben angemessener Stoff von Bildwerken sich finden liesse; doch das sind Einzelfragen: das Prinzip der Gurlittschen Lesebücher scheint mir, wie gesagt, einen durchaus beachtenswerten Fortschritt unseres lateinischen Elementarunterrichts darzustellen.

Wir erwähnen auch desselben Verfassers **Anschauungstafeln zu Caesars bellum gallicum** (erschieden bei F. A. Perthes in Gotha), sowie seine Präparation zu Ciceros Briefen in Kraft und Ranks Präparationen für die Schullektüre, Heft 72 (Hannover 1902, Norddeutsche Verlagsanstalt, O. Goedel) und seine für Schüleraufführungen bestimmte Dichtung „Der göttliche Sauhirt“ (im Selbstverlag, 1902, in Kommission bei E. Kannengiesser in Schalke in Westfalen), die in Anlehnung an die bekannten Szenen der Odyssee den epischen Stoff dramatisiert. — Alle diese Veröffentlichungen dienen demselben Zwecke, den Schülern den altsprachlichen Unterricht durch Anschauung zu beleben, ihnen geistlose und zeitraubende Arbeit, die an sich nicht fördernd ist, abzunehmen, kurz ihre Lernfreudigkeit zu steigern, und an Stelle eines toten Buchstabendienstes ein Herz und Sinn erfreuendes, lebendiges Erfassen der alten Welt zu setzen. Diese Veröffentlichungen, seine Mitredaktion der „Jahresberichte über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaften“ (O. R. Reisland, Leipzig) und zahlreiche philologische Abhandlungen werden ihn auch vor dem Verdachte schützen, als ob er ein Feind der Antike sei, der er vielmehr mit lebhaftem Sinne ergeben ist und seine ganze Lebensarbeit widmet, um sie verstehen zu lernen und verstehen zu lehren, allerdings nicht, um sie nachzuahmen und zur Nachahmung zu empfehlen. Dem deutschen Volke wünscht er eine deutsche Kunst, eine deutsche Kultur.

Wiegandt & Grieben, Verlagsbuchhandlung.

Berlin SW., Luckenwalderstrasse 1.
